

Franz Kurowski

Raketenpionier Arthur Rudolph

Geehrt - verfemt - rehabilitiert

Franz Kurowski

Raketenpionier Arthur Rudolph

Gehrt - verfemt - rehabilitiert

Vowinckel-Verlag KG
Inning am Ammersee 2001

**Bildnachweis:
Archiv des Autors**

**Internationale Standard-Buchnummer
ISBN 3-921655-94-3**

**2001
© by Vowinkel-Verlag, Postfach 1205, 82263 Inning**

**Alle Rechte vorbehalten:
Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht
gestattet, das Buch oder Teile daraus zu vervielfältigen
oder auf Datenträger aufzuzeichnen.**

**Gestaltung und Satz: Satzstudio Inning am Ammersee
Gedruckt in Deutschland**

Inhalt

Einleitung:

ARTHUR RUDOLPH - RAKETEN WAREN SEIN LEBEN

Vom Nationalhelden zum Verstoßenen 9

DIE GROSSE VISION

Der Anfang: Ein Zigarettenbild 16

Die Berliner Zeit - „Frau Luna“
und die heraufbeschworene Erinnerung 18

Die ersten Raketenversuche 20

Die Einladung – Wernher von Braun 23

FRÜHE JAHRE EINES GENIES

Die Kindheit 30

Der Tod des Vaters 31

Die lange Lehrzeit 33

Entwicklungsprobleme der Raketentechnik 35

Die Raketenmotoren und ihre Wirkungsweise 42

Die Rakete fliegt – Der erste Schuß ins Weltall 44

Der Sonderausschuß A 4 47

Auftritt Albin Sawatzki 52

Der Bombenangriff auf Peenemünde 53

Das Unternehmen „Hydra“ – Bomben auf Peenemünde 54

Familie Rudolph im Inferno 56

Die Führungsspitze in der Bombennacht 58

DER MITTELBAU

RAKETENPRODUKTION UNTER TAGE

Nach dem Bombenangriff 60

Mit Sawatzki zum Kohnstein 63

Die Planungsgrundlagen 66

Differenzen mit Sawatzki 70

Neue Unterkunft – Sawatzki in Aktion 72

Neue Gesichter – Die Ausstoßzahlen 73

HITLERS ENTSCHEIDUNG

Das Mittelwerk GmbH	76
Die Personalzuweisung	81
Eine neue Situation	83
Der Kohnstein kommt ins Spiel	84
Reichsminister Speer im Mittelwerk	89
Die Planungsgrundlagen: Industrie-Beteiligung	91
Direktor Albin Sawatzki	94
SS-Obergruppenführer Kammler	95
Die Industriebeteiligung im Mittelbau-Bereich	96
Die A 4-Versuchsbatterie	99
Letzte Versuche	102
Die letzten Monate	103

DIE INTERNIERUNG

Der Weg nach Bayern – Irrfahrten	105
Martha Rudolph, getreue Helferin ihres Mannes	106
Nach Kriegsende	109
In den USA – Erste Domizile	111

VON BACKFIRE ZUR SATURN V

Englisch lernen – Operation Backfire	113
Hintergrundinformationen zu Backfire	115
Von München in die USA	118
Die Arbeit an der V 2 beginnt	121
Von White Sands nach San Diego	125
Mit der Familie in Kalifornien	129
Durch Arizona zurück – Exkursionen durch Kalifornien	131
Mit der Familie zurück nach Fort Bliss	132
Fort Bliss – San Diego – Fort Bliss – Huntsville, Alabama	133
Von Los Angeles durch das Tal des Todes	135
Huntsville – Redstone Arsenal	137
Im Redstone Arsenal	139
Als Siedlungsbauer am Monte Sano	140
Raketennpläne	141
Raketensysteme und ihr Schicksal	144
Zurück zum Wernher-von-Braun-Team	145
Die Jupiter A und C	148
Die Pershing I und II	150

31. Januar 1958 – Der Geburtstag der US-Weltraumfahrt	152
Die Pläne zur Raumfahrt	154
Das Georg C. Marshall Space Flight Center (MSFC) (Marshall Raumfahrt Zentrum)	156
Von der Army zum NASA-Hauptquartier	159
Die Saturn-Trägerraketen I, IB – Die Saturn V	162
Der Start der Saturn V	167
Das Management des Saturn-V-Programmes	168
Stages 285	170

VOM RAKETENPIONIER ZUM „KRIEGSVERBRECHER“

Die Frau an seiner Seite: Zeiten der Bewährung	175
Die Unternehmungen in Deutschland	179

ALS STAATENLOSER IN DEUTSCHLAND

Die Freunde und die Feinde	182
Bemühungen um eine Wiedereinbürgerung Arthur Rudolphs	184
Bis zur Vernichtung: Das Ermittlungsverfahren	187
Die Reaktion des OSI – Der Rundumschlag Rosenbaums	197
Zwischenfazit	198

BIS ZUM BITTEREN ENDE

In Kanada - Arthur Rudolph ist unschuldig	200
Weitere Lügengebäude	203

VERLEUMDET – GEJAGT UND HEIMATLOS

Die Vorgeschichte einer Hexenjagd	206
Das OSI und seine Machenschaften aus der Sicht Arthur Rudolphs	209
Die Befragung von Frau Ranft	215
Professor Dr. Winterberg in Aktion	219
OSI und Öffentlichkeit	223
Der tragische Fehler im Konzept des OSI und seiner Macher	226

SCHAUERMÄRCHEN AUS DEM KGB

KGB und OSI als Beweisfälscher	230
Dr. Arthur Rudolph als Nationalheros	236
Amerikaner auf Rudolphs Seite	237
Ein Kämpfer für Arthur Rudolph	248
Die Befragungen	252
Generaldirektor Georg Rickheys Report	256
Jüdische Häftlinge im Mittelbau Dora und in den Nebenlagern ...	263

BILDTEIL	268
-----------------------	-----

QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS	301
--	-----

DANKSAGUNG	306
-------------------------	-----

AUSWAHL AUS AMTLICHEN QUELLEN

Dora-Archiv, Berlin	
Internationales Militärtribunal Nürnberg	307

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS	308
------------------------------------	-----

ANHANG	309
---------------------	-----

EINLEITUNG

ARTHUR RUDOLPH – RAKETEN WAREN SEIN LEBEN!

Vom Nationalheros zum Verstoßenen

Arthur Rudolph war einer der großen Raketenforscher dieses Jahrhunderts. Als Ingenieur arbeitete er seit Beginn der Dreißigerjahre an der Entwicklung eines Raketenmotors und war beim Start des ersten Raketenautos von Max Valier als dessen Helfer dabei.

Nach seiner Übernahme als Ingenieur in Staatsdiensten und der Übersiedlung zum Schießplatz Kummersdorf lernte er Wernher von Braun kennen, mit dem ihn schließlich eine 45 Jahre dauernde Freundschaft verbinden sollte.

Der Aufbau des Raketenversuchsgeländes in Peenemünde und die Inbetriebnahme der von ihm konzipierten gewaltigen Werkstatthallen sahen ihn als Leiter des Versuchswerkes der A 4-Rakete, die er bis zur Serienreife brachte.

Nach dem mit seiner Familie durchlebten Angriff alliierter Bomber auf Peenemünde am 18. August 1942, der 800 Fremdarbeitern und vielen Ingenieuren und Technikern mit ihren Familien das Leben kostete, erhielt er Anfang September 1943 von Generalmajor Dornberger den Befehl, die Fertigung der A 4 (nun als V 2 bezeichnet) in einem unter dem Kohnstein im Südharz gelegenen Stollensystem in Angriff zu nehmen. Bei seinem ersten Eintreffen dort erfuhr er, daß in seiner Abteilung auch KZ-Häftlinge arbeiten würden. Diese waren zunächst unter grauenhaften Verhältnissen mit der Aussprengung weiterer Stollen beschäftigt und vegetierten zum Teil über Monate hinweg im Stollen unter unmöglichen hygienischen und körperlichen Bedingungen.

Von SS-Wachmannschaften bewacht, von den Vorgesetzten der Stollenbaubetriebe – vor allem der WIFO (Wirtschaftliche Forschungsgesellschaft mbH) – brutal und gnadenlos angetrieben, fielen Tausende den unmenschlichen Bedingungen zum Opfer.

Als Rudolph nach Fertigstellung der Taktstraßen mit seiner Abteilung den Zusammenbau der V 2 beginnen konnte, versuchte er, für seine Arbeiter bessere Bedingungen, vor allem mehr Verpflegung, zu erstreiten. Das Ergebnis bestand in der Drohung von Direktor Albin Sawatzki und SS-Brigadeführer Kammler, selber in einer solchen Häftlingskolonne zu landen.

Nach Ende des Kampfes im Harz und dem Einzug amerikanischer Truppen in Nordhausen am 11. April 1945 befand sich Arthur Rudolph

wie die meisten anderen Raketenspezialisten im Raume Garmisch-Partenkirchen. Dort wurden sie durch US-Fangkommandos zusammengetrieben und in der „Operation Paperclip“ in die USA gebracht.

Rudolph gehörte nicht zur ersten 118 Köpfe zählenden Gruppe, weil er zunächst an die Engländer ausgeliehen wurde, die vier Raketen des Typs V 2 in der „Operation Backfire“ bei Cuxhaven zum Abschluß bringen wollten. Danach wurde er im November 1945 ebenfalls in die USA verbracht. Dort nahm er bald als enger Mitarbeiter Wernher von Brauns eine Schlüsselstellung beim Bau der Redstone- und Pershing-Raketen ein. Maßgeblichen Anteil hatte er auch an der Entwicklung und Fertigstellung der Explorer, mit der die USA den russischen Vorsprung in der Raketentechnik egalisieren und endlich selbst an die Spitze gehen konnten.

Auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn lieferte Rudolph mit der Entwicklung und Herstellung des Saturn V-Raketensystems sein Meisterwerk ab. Mit dieser Rakete begann der überaus erfolgreiche amerikanische Einstieg in die bemannte Weltraumfahrt, der dazu führte, daß US-Astronauten als erste Menschen den Mond betreten.

Auf dem White Sands Proving Ground in New Mexico hatte er zu Beginn seiner Arbeit in den USA die ersten rekonstruierten V 2 getestet und daraus die Hermes Rakete entwickelt. Später wurde er Direktor der Entwicklungsabteilung der Redstone-Rakete in Huntsville, Alabama. Nacheinander avancierte er zum Direktor des Forschungs- und Entwicklungsteams der Army Ballistic Missile Agency und des Pershing-Raketensystems, das er zur Vollendung brachte.

In der ersten Hälfte der sechziger Jahre wurde Rudolph ins Büro für bemannte Weltraumfahrt der NASA in Huntsville, Alabama, geholt. Dort wurde er im August 1963 Manager des Saturn V-Startraketenprogramms. Als dessen Direktor führte er das gesamte Programm durch die ersten beiden Saturnstarts.

Aufgrund dieser epochalen Leistungen erhielt er – bereits seit 1954 US-Staatsbürger – 1959 die Doktorwürde des Rollins College in Florida. 1960 folgte als Anerkennung die höchste US Army-Auszeichnung, die an Zivilisten vergeben werden konnte: Die Exceptional Civilian Service Medal. Von der NASA wurde er 1968 mit der Distinguished Service Medal der Space Agency ausgezeichnet, und 1969 erhielt er die Exceptional Service Medal. Vorangegangen waren der Holger N. Toftoy Award for Outstanding Technical Management und der Lovelace Award for Significant Contributions to Space Technology der Astronautical Society.

1971 wurde Arthur Rudolph in einer öffentlichen Sitzung zum Freund der AIAA (American Institute of Aeronautics and Astronautics) for Professional Distinction, Notable and Valuable Contributions ernannt. In den USA war er zum „Mister Saturn“ geworden.

Lange Jahre später erhielt er zu seiner besonderen Freude aus den Händen von Hermann Oberth die Hermann-Oberth-Erinnerungsmedaille in Gold für bedeutende Leistungen und Beiträge in der Weltraumtechnologie.

„Er war“, so einer der führenden Mitarbeiter der NASA nach Rudolphs Ausscheiden, „einer der größten Wohltäter unseres Landes. Er liebte Amerika von Herzen und erhielt Ehrungen aus aller Welt für seine zukunftsweisenden Forschungstheorien.“

Unser größter Fehler war es, ihm nicht mit allen Kräften beizustehen, als das OSI im Verein mit dem sowjetischen KGB, der ostdeutschen Stasi, dem Simon Wiesenthal Center und des B'nai B'rith ihn mit einer Welle obskurer Anklagen überhäuften, ihn schließlich aus Amerika vertrieben und ihm die US-Staatsbürgerschaft aberkannten.

Dafür verdiente unser Land die Verachtung der ganzen Welt. Diese schnelle und ohne Gerichtsurteil erfolgende Deportation eines der größten Geister des Landes machte allen aufgeschlossenen Amerikanern klar, daß unser Justizsystem durch Ausländer, Antichristen und antiamerikanische Kräfte pervertiert wurde.“

Was war geschehen? Das durch den Edith-Holtzmann-Act Ende der siebziger Jahre im US-Justizministerium ins Leben gerufene Sonderermittlungsbüro OSI (Office of Special Investigations) – im Volksmund als „Nazihunters“ unrühmlich bekannt – nahm sich als Arbeitsobjekte u.a. auch die nach Amerika geholten Raketentechniker des Mittelwerks vor. Es lud Arthur Rudolph 1982 zu Befragungen vor seine Schranken. Nach zweimaligen Verhören und einer Unzahl von Täuschungsoperationen gelang es dem OSI, den damals schon 77-jährigen, durch einen Herzinfarkt und andere Krankheiten geschwächten Raketenspionier mit massiven Drohungen und Erpressungen zur Unterzeichnung eines „Agreements“ zu bringen, in welchem sich Rudolph verpflichtete, die USA zu verlassen und anschließend die US-Staatsbürgerschaft abzulegen.

Vierzig Jahre nach Kriegsschluß versuchten die „Menschenhüter“, Rudolph Judendrangsalierungen und Kriegsverbrechen anzuhängen, die er angeblich während seiner Zeit als technischer Direktor im Mittelwerk von 1943–1945 unter dem Kohnstein verübt haben sollte. Er sollte dafür verantwortlich sein, daß unter seiner Leitung „20.000 bis 30.000 Häftlingsarbeiter ums Leben gekommen seien und daß sich unter diesen Toten mehrere Tausend Juden befunden hätten“.

Dafür seien viele Zeugen vorhanden, deren Namen und Identität ihm nicht bekanntgegeben wurden. Wenn sie vor einem ordentlichen Gericht aufträten, müsse er mit einer mindestens zwanzigjährigen Haft, dem Verlust seines Ruhegehalts und der Ausbürgerung rechnen.

Diese Ausbürgerung könnte dann auch seine Familie treffen. Diese OSI-Lügen waren nichts anderes als eine Tyrannei, die dazu diente,

Arthur Rudolph einzuschüchtern und zu schikanieren, bis er zur Sicherung seiner Familie und seines Unterhalts keinen anderen Weg mehr sah, als ein „Agreement“ mit dem OSI zu unterschreiben, die Vereinigten Staaten zu verlassen und seine US-Staatsbürgerschaft zurückzugeben.

Unmittelbar nach Bekanntwerden seiner Abschiebung nach Deutschland begann das OSI in vielen US-Medien mit den wildesten und völlig aus der Luft gegriffenen Verdächtigungen und Beschuldigungen gegen ihn. Die einmalige Leistung, die Arthur Rudolph von 1945 bis 1969 in den USA vollbracht hatte, die ihn zum Volksheros aller Amerikaner erhob, diese großartigen Verdienste um die überragende Stellung der USA in der Raketentechnik und Weltraumfahrt wurden plötzlich durch jenes OSI im US-Justizministeriums mit einem Schlage zunichte gemacht, ohne daß etwa irgend welche neuen Fakten zur Bewertung gestanden hätten, die nicht bereits seit 1945 detailliert bekannt waren. Sein ganzes Können und Wissen, seine volle Arbeitskraft, die er in diesen Jahrzehnten seiner neuen Heimat dargebracht hatte, galten mit einem Schlage nichts mehr.

Die „Nazihunter“ des OSI machten ihn zu einer Dauerzielscheibe ihrer Angriffe und zum Symbol eines antisemitischen Unmenschen. Er mußte dafür herhalten, daß die innenpolitische, insbesondere jüdische Opposition gegen die Nutzung deutscher Wissenschaftler 1945/50 in den USA nicht zu Wort kam und Präsident Jimmy Carter Ende der siebziger Jahre nach Elementen des innenpolitischen Ausbalancierens seines außenpolitischen Drucks auf Israel und seine arabischen Nachbarn suchte (Camp David-Abkommen).

Die Verfolgung alter, nicht mehr tätiger Forscher und Wissenschaftler mit jedenfalls für Kriegszeiten geschichtsunrealistischen Maßstäben, die sich nicht einmal heute bei aktuellen Vorgängen durchsetzen lassen, ist zum einen technisch-politisch „unschädlich“ und führt zum anderen durch Selbsterhöhung zum Image einer moralisch weißen Weste. Linke US-Gruppierungen schlugen sich auf die Seite des OSI.

Als die durch nichts zu rechtfertigende Abschiebung sechs Monate später bekanntgegeben wurde, erhob sich in den USA ein Sturm der Entrüstung. Viele aufgeschlossene und vorurteilsfreie Amerikaner und Freunde Rudolphs traten als Zeugen für ihn auf. Durch unzählige Zeugenaussagen wurde erhärtet, daß zum einen im Mittelwerk überhaupt keine Juden gearbeitet haben und zum anderen unter seiner Leitung kein einziger Mensch durch ihm zur Last gelegte Grausamkeiten zu Tode gekommen ist.

Man hatte schlicht und einfach ignoriert und unterschlagen, daß der Mittelbau I, II und III nicht das Mittelwerk war und daß beispielsweise jene 7.000 bis 8.000 Häftlinge, die im Mittelbau II – dem Lager Ellrich – zu Tode gekommen waren, niemals das Mittelwerk gesehen hatten.

Ebenso der größte Teil jener in den etwa 60 Außenlagern, die zum Komplex Mittelbau-Dora gehörten.

Dies alles war bereits in den bis dahin durchgeführten Ermittlungsverfahren und Prozessen eindeutig festgestellt. So hatte das US-Militärgericht im Jahre 1947 in Dachau, wo Mittelbau/Dora-Funktionäre und SS-Chargen wegen dieser Toten vor Gericht standen, den Namen Arthur Rudolph nicht einmal genannt. Die Essener Ermittlungen und Gerichtsverhandlungen der Jahre 1967–1970, in denen u.a. alle erreichbaren ehemaligen Mittelbau/Dora-Häftlinge als Zeugen gehört wurden, sagten ebenfalls nichts über eine Beteiligung Rudolphs an Verbrechen oder Vergehen aus.

Das Gegenteil war der Fall! Die Ludwigsburger Zentralstelle zur Aufklärung und Verfolgung von NS-Verbrechen und die Dora-Ermittlungen selbst fanden nicht den geringsten Grund, Dr. Rudolph anzuklagen.

Der Dachauer Prozeß erklärte insbesondere, „daß nach dem von allen Seiten beigebrachten Beweismaterial und den Zeugenaussagen sämtliche Wissenschaftler und Ingenieure des Mittelwerkes unschuldig sind.“

Das OSI versuchte zu keiner Zeit, diese Ermittlungs- und Gerichtsunterlagen zu konsultieren. Es wandte sich vielmehr an die DDR und das sowjetische KGB und bediente sich derer „Beweise“, die sich als plumpe Lügenmärchen erwiesen. Um die immer stärker werdenden Proteste in den USA im Keime zu ersticken und Arthur Rudolph doch noch in ein Gerichtsverfahren zu verstricken und von willigen deutschen Bütteln behelligen zu lassen, wurde den deutschen Justizbehörden nahegelegt, den Fall aufzugreifen.

Dies führte von 1985 bis 1987 zu einem Ermittlungsverfahren der Staatsanwaltschaft Hamburg gegen Dr. Rudolph. Hier erwiesen sich die nun vom OSI genannten Zeugen ebenso wie die russischen „Augenzeugen“ als aufgebaute Berufszeugen, die zugeben mußten, zum Teil überhaupt nicht im Mittelwerk gewesen zu sein, sondern im Mittelbau II Ellrich und anderswo.

Nach dem Sichten aller Materialien und der Anhörung von insgesamt 64 Zeugen kam Oberstaatsanwalt Duhn zu dem Ergebnis: „Das Verfahren wird eingestellt.“ Arthur Rudolph hat keinerlei Kriegsverbrechen begangen. Im Untertagebetrieb Mittelwerk haben zu keiner Zeit Juden gearbeitet.

Arthur Rudolph war im Rechtssinne in Deutschland rehabilitiert. Die von ihm beantragte und bis dahin zurückgestellte Wiedererteilung der deutschen Staatsbürgerschaft konnte danach sofort erfolgen.

Nun hätte auch das US-Justizministerium die Akte des OSI gegen Rudolph öffnen und zugeben müssen, daß es einem Bluff der Nazijäger aufgefressen war. Allerdings wären dann auch die Verwicklungen des OSI

in Machenschaften bekannt geworden, die seine sofortige Auflösung bedeuten mußten. Das US-Justizministerium erklärte stattdessen: „Der Fall Rudolph ist abgeschlossen. Die Akten werden nicht mehr geöffnet.“

Dazu ein früherer KZ-Häftling in einer US-Zeitung: „Bin ich der einzige Amerikaner in unserem Lande, dem es die Schamröte ins Gesicht treibt wegen der Behandlung eines 78-jährigen verdienten Raketenpioniers?“

Er war nicht der einzige: Viele, viele Aussagen auch von Häftlingsarbeitern aus dem Mittelwerk erinnern an Arthur Rudolph als den Mann, der ihnen, wo immer er konnte, beistand. Dies unter der permanenten Gefahr, selber Häftling zu werden.

Die Hintergründe dieses Kesseltreibens und dessen Aufdeckung, die Entlarvung der Berufszeugen, die davon schwatzten, daß „120.000 russische Kriegsgefangene im Jahre 1942 (!) das Werk ausgebaut und 35.000 von ihnen dort den Tod gefunden“ hätten, war leicht. Ebenso widerlegt wurden ihre wahnwitzigen Aussagen, daß Arthur Rudolph in der Uniform eines SS-Hauptsturmführers durch das Lager getobt sei und daß man selbst seine unter der Achsel eingetätete SS-Nummer kenne. Dies alles kann nur in die Rubrik gemeiner Unwahrheiten eingeordnet werden.

Es ist dem Autor gelungen, aus 80 Kilogramm Original-Dokumenten, Berichten und Briefen, Gerichtsunterlagen und gedruckten anderen Quellen, jene Fakten herauszufinden, welche die Unschuld von Arthur Rudolph ohne jedes Wenn und Aber klar herausstellen und die wahren Täter und Tatorte benennen.

Dies hinderte die allgemeine Journaille in Deutschland und in den USA jedoch nicht daran, eisern an den Lügengebilden festzuhalten und einen Menschen zu verdammen, der das Los eines Verstoßenen bis zu seinem Tode zu tragen hatte.

Daß sich seine Witwe, Frau Martha Rudolph, die das Wirken ihres Mannes und sein Leben auf zwei Kontinenten begleitet hat, nach wie vor um eine endgültige Rehabilitierung ihres Gatten bemüht, daß sie trotz ihrer 94 Jahre engagiert und mutig gegen diese Flut der Diffamierungen angeht und heute mehr denn je ankämpft, verdient unser aller Respekt. Es fordert eine offene Aussage der US-Regierung ein, von denen drei Präsidenten dem Raketenpionier die Hand geschüttelt und ihm ihre volle Anerkennung versichert hatten.

Sie hätten zu erklären, daß sich die US-Führung geirrt hat, daß sie diese völlig ungerechtfertigte Deportierung und Aberkennung der US-Staatsbürgerschaft bedauert und dem „Mister Saturn“ wenigstens eine posthume Rehabilitierung ausspricht. Dies stünde einem Staat gut an, der sich als Nabel der demokratischen Welt versteht.

Geben wir einem der vielen Augenzeugen unter den Häftlingsarbeitern, Theo Webers, das Wort zu dieser Tragödie eines Heros der Raumfahrt, der zum Staatenlosen degradiert wurde: „Die Behauptung, daß Herr Dr. Rudolph in seiner Zeit als technischer Leiter der V 2-Raketenproduktion Tausende jüdischer Häftlinge zu Tode geschunden haben soll, ist unwahr. Woher ich dies weiß? Weil ich im Mittelwerk gearbeitet habe und es dort keinen Juden gab. Während meines langen Aufenthaltes im KZ Dora/Mittelwerk ist mir kein einziger Fall bekannt geworden, wo Häftlinge von Zivilisten, gleich welcher Funktion, geschlagen worden wären.“

Es ist darüber hinaus an der Zeit, im Rahmen dieser Publikation auf die Zusammenhänge der politischen Bestrebungen zwischen den Beschuldigungen gegen Rudolph, den russischen Versuchen, die Stationierung der Pershing II-Raketen in Deutschland zu verhindern, den Angriff auf den gemeinsamen Friedhofsbesuch von Präsident Reagan und Bundeskanzler Helmut Kohl in Bitburg, die Ausschaltung des ehemaligen Bundestagpräsidenten Philipp Jenninger und den Anschlag auf den Ruf von Dr. Kurt Waldheim hinzuweisen. In diesen Zusammenhängen liegt mit der Grund der beharrlichen Weigerung der USA, handelnd durch sein Justizministerium, dem Raketenpionier Arthur Rudolph eine wenn auch nur posthume Rehabilitierung zu gewähren.

Eines ist jedoch mit hundertprozentiger Sicherheit eruiert und von allen in Frage kommenden Organisationen und Amtsstellen bestätigt worden, daß Dr. Arthur Rudolph keinen einzigen dieser Häftlinge, die auf so grausame Weise ums Leben kamen, auch nur angetastet hat.

Das OSI und andere Verfolger von Arthur Rudolph sind viele Jahre einem Phantom-Mörder hinterhergejagt, während die wirklichen Täter unangefochten davongekommen sind.

Sein Ruf wurde beschmutzt, er wurde verfolgt und gejagt, aber seine Ehre konnte ihm niemand nehmen! Arthur Rudolph, der große Raketenpionier, der in den USA das Weltraumzeitalter eingeläutet hat:

EHRE SEINEM ANDENKEN!

DIE GROSSE VISION

Der Anfang: Ein Zigarettenbild

Es war in der Mitte der Zwanzigerjahre. Damals rauchte ich sehr stark und die Zigaretten, die ich kaufte, steckten in hübschen Schachteln mit Klappdeckeln. Jedem dieser Päckchen war ein Bild beigelegt, auf dem, je nach der Serie, die gerade an der Reihe war, Ereignissen und Gestalten aus der Antike ebenso, wie aus der Moderne, aus der Welt der Technik oder des Sports dargestellt waren.

Als ich eines Tages die soeben gekaufte Schachtel öffnete, fiel mir ein Bild entgegen, das einen gewissen Professor Robert Goddard zeigte. Im Hintergrund war das Abschußgestell für eine Flüssigkeitsrakete zu sehen, auf dem eine Rakete stand. Die Legende dieses Fotos, das mich sofort faszinierte, sagte, daß von diesem Gestell Raketen der dargestellten Art auf einem Versuchsgelände im Bundesstaat New Mexico der USA getestet würden.

Seit frühester Jugend an Technik interessiert und von Technik begeistert, suchte ich sofort nach weiteren Informationen. Diese fand ich bruchstückweise in technischen Magazinen und ab und zu sogar in Tageszeitungen. Aus der Lektüre lernte ich, daß diese Raketen nicht wie bisher allgemein üblich mit Pulver, sondern durch einen flüssigen Brennstoff angetrieben wurden. So zum Beispiel mit Alkohol oder Benzin und einem Sauerstoffträger, wie etwa Salpetersäure. Bei diesem Prozeß strömen die Verbrennungsgase durch eine Kegeldüse aus und bewirken damit einen Rückstoß, der die Rakete vorwärtstreibt. Bis zu diesem Zeitpunkt wußte ich nur, daß man in allen Fällen, in denen Raketen verwendet wurden, nur Feststoff zum Antrieb der Pulverrakete benutzte.

Raketen wurden vom Beginn ihrer Anwendung an bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts nur durch Pulvergase angetrieben. Soviel mir bekannt war, kam die Kenntnis des Schwarzpulvers aus China, wo es zwischen 600 und 800 nach Christus entwickelt wurde und dort auch für Raketen Verwendung fand. Auch die alten Griechen kannten schon fliegendes Feuer, „ignis volans“. Durch das Mittelalter hindurch entwickelte sich die Feuerwerkerei als eine handwerkliche Geheimwissenschaft. Erst der italienische Naturforscher Muratori nannte die Feuerpfeile 1379 „rochetta“ – Spindel, woraus im Laufe der folgenden Jahrzehnte „Rakete“ wurde.

Von den orientalischen Völkern als Kriegswaffe benutzt, erreichten Raketen schließlich auch den Westen Europas. Araber und Mongolen haben diese schreckliche Waffe benutzt, die auch beim Eroberungszug

der Mongolen bis nach Mitteleuropa verheerende Wirkung zeigte.

Die Kriegswaffe Rakete „bewährte“ sich auch 1792 in der Verteidigung der Stadt Seringapatam durch die Inder. Die britischen Angreifer erlitten durch sie schwere Verluste. 1806 beschoß dann die englische Marine Kopenhagen mit Raketen, deren Bau und Abschuß sie in Indien kennengelernt und die durch den Generalsohn William Congreve maßgeblich verbessert worden waren.

Im Ersten Weltkrieg wurden Raketen auf beiden Seiten als Signalmittel und zur Erhellung des Kampffeldes bei Nacht angewandt. Französische Truppen beschossen deutsche Luftschiffe und Fesselballone mit Raketen. Daneben fand diese Waffe auch als Rettungsmittel Verwendung im Seenotdienst, durch das „Werfen“ der Seenotleine und die Signalzeichen für Schiffbrüchige. Bliebe noch zu erwähnen, daß Raketen auch als Antriebsmittel für Harpunen beim Walfang in Gebrauch kamen. Schließlich schoß man gar Pulverraketen großer Abmessungen in schwere Unwetterwolken, um einen drohenden Hagelschlag vor Erreichen von Städten und Dörfern zum Abhageln und Abregnen kommen zu lassen.

Alles das war mir mehr oder weniger gut bekannt. Nun aber sollten Raketen gebaut werden und waren bereits – wie das Beispiel Goddard zeigte – in der Erprobung, die mit einem Rückstoßantrieb arbeiteten, dessen Medium ein Flüssigtreibstoff war.

Zwei Bücher, von denen ich zwar gehört, die ich aber noch nicht gelesen hatte, befaßten sich mit der Weltraumfahrt. Einmal das Werk von Jules Verne „Von der Erde zum Mond“, das 1865 erschienen war, und jenes bedeutend moderner anmutende 1897 erschienene Buch von Kurt Lasswitz „Auf zwei Planeten“.

Was ich zu dieser Zeit noch nicht wußte, war die Tatsache, daß sich etwa gleichzeitig mit Goddard der Russe (der eigentlich ein Pole war) Konstantin Ziolkowski schon seit Beginn unseres Jahrhunderts mit dem Problem der Flüssigkeitsrakete befaßte und sich zwei Jahrzehnte später der Siebenbürger Deutsche Hermann Oberth als dritter hinzugesellte. Oberths Werk „Die Rakete zu den Planetenräumen“ las ich erst bedeutend später. Dazu hatte es erst eines zweiten starken Anstoßes bedurft. Sein zweites 1929 erschienenes Werk aber, „Wege zur Raumschiffahrt“, die Weiterentwicklung seiner Gedanken, konnte ich kurz nach dem Erscheinen lesen. Es erlangte weltweit große Bedeutung. Es war das erste umfassende und wissenschaftlich untermauerte Werk der Raketen-technologie.

Den zweiten Anstoß erhielt ich bereits im Sommer 1926 durch die allgemeine Tagespresse. Als ich eines Abends von meiner Arbeit nach Hause kam, sah ich in der Zeitung meiner Wirtsleute ein ganzseitiges Bild vom Mond. Von diesem Anblick sofort gefesselt, begann ich noch vor

dem Abendbrot zu lesen. Der Text zeigte an, daß ein Roman des Buchautors Otto Willi Gail erscheinen werde, der die Geschichte eines bemannten Raumschiffes erzählt, das von der Erde zur Venus flog.

Das war für mich ein gefundenes „Bücherfressen“, denn jede der im Vorabdruck erscheinenden Fortsetzungen studierte ich auf der Stelle. Die Geschichte war ganz ausgezeichnet geschrieben. Ich war von ihr derart gefesselt, daß ich während der spannenden Lektüre das Gefühl hatte, selbst mitzufliegen. Was wäre das für ein einmaliges Erlebnis! Was für ein Glück, am Bau eines solchen Raumschiffes mitwirken zu können! Die Realität des Alltags in der Bremer Silberwarenfabrik schob diese starken Eindrücke in den Hintergrund, ohne sie aber – wie sich später herausstellen sollte – vergessen zu machen.

Um diese Zeit verspürte ich das Gefühl, in Bremen gewissermaßen im Abseits zu sitzen. Ich mußte in eine „fortschrittlichere Stadt“ ziehen. Bei weiterer Überlegung erkannte ich, daß dies nur Berlin sein konnte.

Die Berliner Zeit – „Frau Luna“ und die heraufbeschworene Erinnerung

In den nächsten Wochen bewarb ich mich bei verschiedenen Berliner Werkzeugmaschinenfabriken um eine Anstellung. Die Firma R. Stock & Co. in Berlin-Marienfelde nahm mich an. Im August 1927 übersiedelte ich in die Reichshauptstadt und arbeitete mehrere Monate in dieser Firma, bis ich feststellte, daß ich hier nichts mehr hinzulernen konnte. Da mir außerdem aufgefallen war, daß ich durch praktische Erfahrungen bedeutend mehr Wissen erringen konnte, als in einem Konstruktionsbüro mit immer gleichen oder ähnlichen Aufgaben, bewarb ich mich bei der Werkzeugmaschinenfabrik Fritz Werner als Werkzeugmacher.

In dieser zweiten Berliner Phase hatte ich meine Mutter brieflich darum gebeten, mich in zwei weiteren Schuljahren zu unterstützen. Ihre Antwort war positiv. Ich kündigte bei der Firma Werner und besuchte ab Frühjahr 1928 die Betriebsfachschule der Stadt Berlin: Es war die Beuthschule am Leopoldplatz, nahe dem Wedding.

Als der Lehrer, der Werkzeugmaschinenbau lehrte, mich dort fragte, was ich bis jetzt getan hätte, berichtete ich davon, daß ich auch die Fachschule in Schmalkalden besucht hätte. „Aha“, meinte er versonnen, „Schmalkalden!“ Von der Stunde an nannte er mich nur noch „Schmalkalden“. Diese Schulzeit wurde zum schönsten Abschnitt meines Lebens. Wie es bei mir Gewohnheit war, machte ich stets direkt nach Rückkehr aus der Schule meine Hausaufgaben, wozu ich ein bis zwei Stunden benötigte. Danach war ich für den ganzen Abend frei und konn-

te mir Berlin ansehen und andere Exkursionen unternehmen.

Zwei meiner engsten Schulfreunde waren es, die ich oftmals am Nachmittag aufsuchte. Immer wenn ich kam, waren sie soeben von einer ausgedehnten Siesta erwacht und gaben vor, nun an die Hausaufgaben gehen zu wollen. Daraus wurde allerdings in den meisten Fällen nichts. Als eines Tages der Vater des einen Studienfreundes seinem Sohn eine Schreibmaschine mitbrachte, um ihm die Arbeit zu erleichtern, verkaufte mir dieser wenig später das gute Stück. Von nun an tippte ich meine Aufgaben und machte gleich zwei Durchschläge für meine beiden Freunde mit.

Als unpolitischer Mensch hatte ich bei R. Stock & Co ebenso wie in der Fabrik Fritz Werner nur Gewerkschaftskandidaten gewählt. Dies schien mir unter dem gelinden Nachdruck der Kollegen die naheliegendste Möglichkeit. Von diesen Verpflichtungen war ich nunmehr entbunden. Ein besonderes Ereignis war es, das mich schließlich zu einer Partei wies. Es war an einem Abend, ich ging mit meinen Freunden im Wedding spazieren und wir erreichten schließlich auch das rote Zentrum dieses Stadtteils. Plötzlich hörten wir Maschinengewehrfeuer. Sekunden später tauchte aus dem Halbdunkel ein Polizeioffizier auf und brüllte uns an: „Was macht ihr denn hier? Verschwindet, aber schnell!“ Fast gleichzeitig damit hörten wir wieder den Feuerstoß einer Maschinenwaffe, diesmal aber bedeutend näher. Der Polizeioffizier brauchte seine Aufforderung nicht erst zu wiederholen. Wir rannten so schnell wir konnten aus dem Gebiet hinaus, bis wir uns im normalen Abendverkehr in der Nähe unserer Schule in Sicherheit fühlten.

Im nachhinein fragte ich mich, warum wohl die Bewohner des Wedding derart aufrührerische Tendenzen zeigten. Das geschah doch nicht ohne Grund? Welche Politik stand dahinter?

Der Schwarze Freitag des Jahres 1929 in den USA und die darauf folgende Depression rollte kurze Zeit später über Europa hinweg und hielt auch in Deutschland Einzug. Die ökonomische Situation der Menschen wurde von Tag zu Tag schlechter. Am eigenen Leibe spürte ich dies, als mir meine Mutter schrieb, daß sie die 100 RM, die sie mir allmonatlich für den weiteren Schulbesuch und die Wohnung schickte, nicht mehr zusammenkratzen konnte.

Die kurz danach beginnenden Schulferien ermöglichten es mir, nach Hause zu fahren. Ich flehte meine Mutter an, ein Stück Land zu verkaufen, so lange noch jemand in der Lage war, einen solchen Kauf tätigen zu können, um aus dem Erlös meinen Schulabschluß zu sichern. Meine gute und liebevolle Mutter wollte dies unter keinen Umständen tun, denn dieses Land stand vereinbarungsgemäß meinem Bruder zu. Dennoch gelang es mir, sie in langen ausführlichen Gesprächen davon zu überzeugen, daß

dieses in der augenblicklichen Situation für uns alle das beste sein würde.

Da mein Bruder einverstanden war, willigte meine Mutter schließlich schweren Herzens ein und fand für den dazu vorgesehenen Streifen Landes auch einen Käufer. Dennoch reichte das Geld nicht bis zum Ende meines Studiums aus. Zuletzt wandte ich mich an einen Vetter. Dieser lieh mir für die letzten Monate des Studiums den Betrag von 600 Mark, für den ich einen „Gold-Schuldschein“ auszustellen hatte.

In dieser Zeit lebte ich gewissermaßen von der Hand in den Mund. Schmalhans war oft genug Küchenmeister. Wenn ich mir beispielsweise ein Stück Käse kaufte, schnitt ich zwar die Rinde ab, bewahrte diese aber auf. Nicht etwa um damit Mäuse zu fangen, sondern um sie in Notfällen aus Mangel an anderer Nahrung vor Hunger selber zu verspeisen. Im März 1930 bestand ich die Reifeprüfung an der Betriebsfachschule mit der Note „Gut“ und konnte mich nunmehr Industrie-Ingenieur nennen.

Zwei Monate später erhielt ich eine Anstellung bei der A.G. für Industriegasverwertung, den Heyland-Werken in Berlin. Hier lernte ich auch Angestellte aus dem kaufmännischen Bereich der Firma kennen, die mehr über die allgemeine Wirtschaftslage wußten als ich. Es war besonders der Leiter der Finanzabteilung des Werkes, der mich als versierter Kenner der Materie darauf hinwies, daß die Wirtschaftslage in der Weimarer Republik auf eine Katastrophe zusteure und es nur noch eine Frage der Zeit sei, daß auch unser Werk seine Tore schließen müsse. Er riet mir dazu, nicht mehr die abgewirtschafteten Parteien, vor allem nicht die Kommunisten zu wählen, sondern die völlig neu aufgetretenen Nationalsozialisten. Er forderte mich nach einigen Gesprächen dazu auf, dieser Partei beizutreten.

Die unfabßbaren Arbeitslosenzahlen schienen seine Prognose zu erhärten. Sie führten zu einer Aufblähung der kommunistischen Partei ebenso, wie der NSDAP. In großer Furcht, daß die Kommunisten die Regierung bilden würden, trat ich der NSDAP bei. Dies in dem festen Glauben, damit nicht nur zur Rettung unseres Vaterlandes, sondern auch zur Rettung der westlichen Kultur beizutragen. Daß sich letzten Endes alles ganz anders entwickeln würde, konnte im Jahre 1931 niemand voraussehen; ich am allerwenigsten.

Die ersten Raketenversuche

Im Mai 1930 traf ich in den Heyland-Werken in Berlin-Britz den Raketenspezialisten Max Valier, der gemeinsam mit meinem Kollegen Walter Riedel versuchte, einen neuen Raketenantrieb für sein Raketenauto zu entwickeln. Der junge Südtiroler Astronom und Schrift-

steller Valier war durch Oberths literarische Raketenarbeiten angeregt worden und begann bereits 1927 mit Elan, propagandistisch für das Raketenzeitalter zu werben und Oberths Konzepte konstruktiv zu verwirklichen.

Valier hielt 1927 die ersten Vorträge über Raketenantriebe in Breslau. Dort wurde dann auch von einem Enthusiastenkreis um Johannes Winkler herum der Verein für Raumschiffahrt (VfR) gegründet. Prominente Mitglieder dieses Vereins waren u.a. der Astronom und Raumfahrtsschriftsteller Willy Ley und der Chemiker Dr. Walter Thiel. (Letzterer wurde später als mein Freund in den USA einer der führenden Raketenentwickler im Wernher-von-Braun-Team, dem ich ja auch angehörte).

Dieser VfR gründete das Periodikum „Die Rakete – Zeitschrift für Raumschiffahrt“. Dies war die erste Zeitschrift der Welt, die sich ausschließlich mit Raketen- und Raumschiffahrt befaßte.

Daß Goddard im März 1926 in New Mexico die erste Flüssigkeitsrakete gestartet hatte, war ja auch eine Anregung meiner Beschäftigung mit diesem Thema. Im VfR war es Hermann Oberth, der den Impuls zur ersten praktischen Arbeit an Raketen auslöste. Die Filmgesellschaft „UFA“ plante 1928 – und gab mir damit einen weiteren entscheidenden Anstoß – den Film „Die Frau im Mond“. Oberth wurde von ihr ausersehen, die raketentechnische Beratung zu übernehmen. Er sollte darüber hinaus die Rakete bauen und deren Aufstieg im Film den Abflug zum Mond simulieren. Für diesen Zweck stellte Oberth eine technisch-handwerkliche Gruppe zusammen, der auch Rudolf Nebel angehörte. Der Werkstudent Wernher von Braun und der junge Ingenieur Walter Riedel waren hinzugekommen. Sie erwiesen sich als die „Raketenbesessensten“ und sollten sich zu großartigen Raketen- und Raumfahrtexperten entwickeln. Diese Fakten waren mir Anfang 1930, als ich das erstmalig mit Max Valier zusammentraf und auch Walter Riedel kennenlernte, noch nicht geläufig. Nachdem ich mich Max Valier als Assistent für seine Raketenversuche angedient hatte und auch von diesem generös dazu willkommen geheißen wurde, erfuhr ich alles, was bislang über Raketen bekannt war.

Während unserer Versuche wollten Valier, Riedel und ich einen Rückstoß von 100 kg erzielen. Dabei beobachtete ich, daß unser Rückstoßindikator meistens unter 100 kg anzeigte, aber oftmals explosive Spitzen von weit über 100 kg feststellte, was ein Zeichen von instabiler Verbrennung war.

Am 17. Mai 1930 ist der von uns allen verehrte Raketenenthusiast Max Valier, der nur wenige Monate lang mein Lehrmeister hat sein sollen, bei Raketenversuchen und Test einer solchen auf dem Heyland-Gelände tödlich verunglückt. Damit war seine Arbeit an dem sagenhaften Raketenauto mit einem Schlag beendet. Er war es gewesen, der zusammen mit

Fritz Opel bereits im Jahre 1928 das erste Raketenautomobil gebaut und dieses zunächst mit Pulverraketen der berühmten Raketenfirma Sander ausgestattet hatte und damit gefahren war.

Versuche mit Raketenschlitten waren 1929 gefolgt, ebenso seine erste Fahrt mit dem Raketenwagen im Frühjahr 1930, bei dem Flüssigkeitsraketen als Antrieb benutzt wurden. Nun hatte er mitten in seiner Arbeit den Tod gefunden. (Nach Max Valier wurde während des Raumfahrtzeitalters ein Krater auf der Rückseite des Mondes benannt). Für uns alle, die wir diesen begnadeten Raketenspezialisten kannten, schien eine Welt zusammenzubrechen. Der Betriebsleiter der Heylandwerke, Alfons Pietsch, entschied: „Wir drei Überlebenden machen weiter und bauen ein neues Raketenauto mit einem neuen Einspritzsystem.“ Ich hatte die Konstruktion der Rakete, die explodiert war und durch deren Splitter Max Valier getötet wurde, eingehend untersucht und war zu dem Schluß gekommen, daß das Einspritzsystem der Grund für die Explosion gewesen sein mußte. Nachdem ich ein neues Einspritzsystem erarbeitet und gebaut hatte, gebrauchten wir aus Sicherheitsgründen eine Alkohol-Wasser-Mischung anstelle der zuvor üblichen Kerosin-Wasser-Mischung.

Wir verfolgten die nächste Zündung mit größtem Interesse und stellten zu unserer eigenen Überraschung fest, daß der Brennvorgang sehr sanft und vor allem stabil ablief und der Rückstoß dementsprechend auf stetiger Höhe lag, der Druckindikator keinerlei Flattern aufwies und wir auch keine einzige Rückstoßspitze bemerkten.

Während Walter Riedel das gesamte System des Raketenautos entwarf, war ich für das neue Einspritzsystem zuständig. Alfons Pietsch sollte das Raketenauto fahren. Im späten Frühjahr 1931 waren unsere Arbeiten so weit fortgeschritten, daß wir das Auto auf dem großen Hof der Heylandwerke testen konnten. Es war noch ohne seine Stromlinienverkleidung. Dadurch war es mir möglich, auf dem Heck des Autos direkt neben der Antriebsrakete sitzen zu können und deren Auspuff zu kontrollieren und so Rückschlüsse auf ihr Funktionieren ziehen zu können.

Alles war gespannt auf den ersten Einsatz, der am darauf folgenden Sonntag auf dem Flugplatz Tempelhof erfolgen sollte. Die als öffentliche Veranstaltung bekanntgemachte Vorführung verlief wie folgt: Pietsch, der das Raketenauto fahren sollte, kontrollierte zunächst den Wagen. Er gab ein wenig Treibstoff und betätigte den Zündkerzen-Knopf, um zu starten. Es erfolgte keine Zündung. „Ich werde die Antriebsrakete starten“, rief ich Pietsch zu, zündete mir eine Zigarette an, warf sie brennend durch die Expansionsdüse in die Verbrennungskammer und rief gleichzeitig: „Volle Kraft – Zündung!“ Pietsch startete durch und das Auto rollte in gutem Tempo los. Der Start war erfolgreich, der Applaus gut, lediglich die Einnahmen waren unter dem Strich gleich Null.

Der Großteil der Zuschauer blieb außerhalb der Einzäunung und konn-

te nicht zur Kasse gebeten werden. Nur einige Dutzend Enthusiasten bezahlten den Eintritt und sahen aus nächster Nähe zu. Das Eintrittsgeld füllte nur die Bodenfläche der Zigarrenkiste. Alles Geld, das wir hier eingenommen hatten, reichte nicht einmal aus, um die Treibstoffkosten zu decken.

Die Arbeit an der Rakete mußte gedrosselt werden. Ein Jahr später, im Jahre 1932, war ich erwerbslos und mein Traum, wirklich ein Raketenschiff für den Flug zu anderen Planeten zu bauen, schien ausgeträumt. Die Faszination jedoch, die dieser Traum auf mich ausübte, blieb bestehen.

Die Einladung – Wernher von Braun

Während ich noch 1931 in den Heylandwerken an dem Raketenantrieb arbeitete, erhielten wir Raketeningenieure eine Einladung von einer anderen größeren Gruppe Raketenenthusiasten, die in Berlin-Reinickendorf arbeitete. Pietsch, Riedel und ich gingen hin, denn diese Gruppe hatte schon in Zeitungsartikeln mit Fotos von sich reden gemacht, erfolgreiche Tests durchgeführt und Raketen gebaut, die wirklich flogen.

Unsere Erwartungen waren hochgeschraubt, als wir nach Reinickendorf fuhren. Aber wir wurden enttäuscht. Der geplante Start schlug fehl. Das war nichts Neues für uns, weil nach unseren Erfahrungen Fehlschläge die Regel und erfolgreiche Starts die Ausnahme waren.

Dennoch: Dort wurde uns später der erfolgreiche Start eines Raketenantriebs gezeigt. Ich versuchte, die Instrumente zu entdecken, an denen ich die Stärke des Schubs ablesen konnte, fand aber nichts. Deshalb suchte ich nach Ende dieses wahrhaft donnernden Getöses und nachdem meine tauben Ohren wieder menschliche Laute aufnehmen konnten, jemanden zu finden, der mir weitere Aufschlüsse geben konnte. Als ich einen jungen Mann erblickte, der dicht beim Prüfstand postiert war, ging ich zu ihm und fragte: „Ich habe keine Instrumente gesehen, an denen der Treibstoff-Verbrauch oder der Schub abgelesen werden kann. Wie verhält es sich damit?“ Die Antwort des jungen Mannes lautete: „Wir messen diese Dinge nicht, sondern kalkulieren sie nur rechnerisch durch.“ Einigermäßen schockiert ging ich zu meinem Vorgesetzten, Herrn Pietsch. „Wer ist dieser junge Mann dort drüben?“ fragte ich ihn. Pietsch schielte mit einem Auge auf den jungen Mann, mit dem anderen aber auf mich blickend, und sagte: „Was, sie kennen diesen Jungen nicht? Das ist Wernher von Braun, der Theoretiker, das Gehirn der Reinickendorfer Gruppe.“ „Nein, den kannte ich nicht“, gab ich einigermaßen verwundert über die Jugend dieses Burschen zu. „Aber jetzt kenne ich ihn ja.“ Wernher von Braun wußte natürlich auch, daß eine Instrumentierung dringend notwendig war, weil er sie bei den wirklich ernstesten weiteren

Versuchen benötigen würde. Die Antwort, die ich erhielt, war für einen völlig schimmerlosen, uneingeweihten Frager gedacht.

Diese Reinickendorfer Gruppe bestand in der Mehrzahl aus Studenten und Erwerbslosen, die dem Traum von Raketenflügen verfallen waren. Der nominale Leiter war noch Rudolf Nebel. Er wirkte als Propagandamann und Werber für die Finanzierung der Entwicklungsarbeiten. Der technisch-konstruktive Kopf der Gruppe war Klaus Riedel. Nicht zu verwechseln mit unserem Papa Walter Riedel.

Dr. Heyland entließ Pietsch im Sommer 1931. Wenige Monate später, Anfang 1932, erlitt ich das gleiche Schicksal. Auf dem Arbeitsamt trafen Pietsch und ich uns wieder. Wir beschlossen nach einer langen Aussprache zusammenzuarbeiten und eine Rakete mit Tanks, Ventilen und allem, was an ihr dranzusein hatte, zu bauen. Diese wollten wir dann interessierten Geldgebern vorführen, um weitere Mittel von ihnen zu erhalten und unsere Arbeit fortzusetzen.

Meine Aufgabe bestand darin, das neue Raketen-Aggregat zu konstruieren, während Pietsch hauptsächlich damit befaßt war, einen kapitalkräftigen Sponsor für unsere Arbeit zu suchen.

Binnen vier Wochen hatte ich die Konstruktion im Detail geschafft. Pietsch war immer noch auf der Suche nach einem Geldgeber. Gemeinsam gingen wir zu allen möglichen Büros, von denen wir annahmen, daß sie interessiert sein könnten. Aber niemand hatte auch nur einen Pfennig für unsere Ideen übrig.

Schließlich ging Pietsch zum Heereswaffenamt der Reichswehr. Hier sprach er mit einem Hauptmann Dornberger. Dieser war willens, uns einige hundert Mark für den Bau und das Testen unserer Rakete zur Verfügung zu stellen. Dies war der Beginn einer kleinen Berliner Werkstatt, in der wir den Bau der Teile und Komponenten durchführten.

Als wir das Aggregat zur Hälfte fertig hatten und es nur noch einer letzten gemeinsamen Anstrengung bedurfte, um dem Auftraggeber das gute Ergebnis unserer Arbeit vorzustellen, erklärte mir Pietsch, das Geld sei aufgebraucht. Aus wirtschaftlicher Not hatte er einen Teil für sich und seine Familie abgezweigt. Ich bat Pietsch, das Geld zurückzuerstatten, was er auch versprach, ohne sein Versprechen im Ergebnis jedoch einzuhalten. In der Zwischenzeit gab mir meine Braut und spätere Ehefrau Martha etwas Geld, das sie unter großen Entbehungen abgespart hatte. Das half mir beim Bau des Aggregats weiter, ohne aber bis zur Fertigstellung desselben zu reichen. Nach mehrfachen Versuchen, das Geld von Pietsch zu bekommen und damit weiterbauen zu können, blieb mir nichts anderes übrig, als zum Heereswaffenamt, Abteilung Prüfwesen, Hauptmann Dornberger, zu gehen und ihm zu berichten, was geschehen war. Dies nicht ohne die besondere Notlage meines Kollegen Pietsch darzulegen. Im gleichen Atemzug erklärte ich mich bereit und in

der Lage, das Aggregat binnen weniger Wochen fertigzustellen, wenn mir wenigstens die notwendigsten Mittel dafür zur Verfügung gestellt würden.

Was ich nicht wußte, war, daß drei Offiziere des Heereswaffenamtes bereits Ende 1931 inkognito auf dem Raketenflugplatz Tegel erschienen waren, um sich die Ergebnisse der VfR-Entwicklung vorführen zu lassen. Es waren dies der Chef des Heereswaffenamtes, damals noch Oberst Becker, Major von Horstig und Hauptmann Dornberger.

Das Ergebnis dieses Besuches war für beide Seiten eine absolute Enttäuschung. Der tiefere Grund dazu lag in dem Vortrag von Klaus Riedel, der durch seine blühende Phantasie die Offiziere nicht schlecht erschreckte und von einer Reihe großartiger Möglichkeiten der Rakete phantasierte (so Oberst Becker), die jenseits aller Vorstellungen der technisch-akademisch gebildeten Herren lag. Oberst Becker prägte denn auch die Worte von der Spielzeugrakete.

Hauptmann Dornberger aber setzte nun auf das richtige Pferd. Er bewilligte die von mir erbetenen 300 (!) Mark zur Fertigstellung der Rakete und bekannte später in kleinem Kreise: „Der Rudolph schien mir aus dem rechten Holz geschnitzt. Jenseits aller Phantastereien bewies er mir deutlich, daß die Rakete, an deren Antrieb er baute, auch starten und fliegen würde.“

Klaus Riedel erschien den drei Herren vom Heereswaffenamt zu sehr als reiner Wissenschaftler der kleinsten Schritte. Zeit aber war etwas, was das Heereswaffenamt nicht hatte. (Daß Klaus Riedel dank seiner üppigen Phantasie in seiner späteren Peenemünder Zeit großartige Arbeit für die Einsatztechnologie geleistet hat, sei an dieser Stelle festgehalten).

Ich bekam von Dornberger die 300 Mark und setzte meine Arbeit allein fort. Jede Woche tauchte ein Herr des Heereswaffenamtes in Zivil bei mir auf, um sich nach dem Fortgang meiner Arbeit zu erkundigen. Inzwischen war von dem VfR die Mirak-Rakete (Minimum-Rakete) gebaut und im Juli 1932 auf dem Artillerie-Schießplatz in Kummersdorf getestet worden. Sie stellte ihre Flugtauglichkeit unter Beweis. Allerdings fehlte es an den notwendigen Entwicklungsunterlagen. Dies hinderte Hauptmann Dornberger aber nicht daran, Wernher von Braun, dessen Vater im Juni 1932 Reichsminister im Kabinett von Papen geworden war, im Herbst 1932 eine Mitarbeiterchance bei der Raketenversuchsstelle der Reichswehr auf dem Waffenerprobungsplatz in Kummersdorf anzubieten.

Zunächst war keiner der Mitglieder des VfR mit dem Wechsel in den militärischen Bereich einverstanden. Insbesondere Rudolph Nebel lehnte dies energisch ab. Wernher von Braun war es, der die Chancen für den Bau großer Raketen unter den Fittichen des Militärs erkannte. Die Reichswehr würde seiner Gruppe zum einen die politische, und zum anderen aber auch die wesentliche finanzielle Unterstützung jener

Behörde sichern, die ein festes technologisches Ziel verfolgte. Dies alles, so von Braun, „würde uns aus der Zirkusatmosphäre, wie Oberst Becker sie zu bezeichnen pflegte, herausheben.“

Nach langem Hin und Her begann Wernher von Braun mit einigen seiner Kollegen am 1. Oktober 1932 seine Tätigkeit bei der Heeres-Raketen-Versuchsstelle. Dies auch unter dem Gesichtspunkt, daß es ihm dann ver-gönnt sein würde, seine akademische Ausbildung zu vollenden, die von der Reichswehr großzügig gefördert wurde. Er promovierte am 7. Juni 1934 an der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin in Physik zum Dr. rer. nat. mit dem Dissertationsthema „Konstruktive, theoretische und experimentelle Beiträge zu dem Problem der Flüssigkeitsrakete.“ (Jene Kritiker, die von Braun vorwerfen, niemals einen akademischen Grad erworben zu haben, werden schlagartig widerlegt, denn sie können seine Doktorarbeit im Archiv des Deutschen Museums zu München im Original nachlesen).

August 1934, nach einer Verzögerung von etwa zwei Jahren, rief ich Dornberger an und teilte ihm mit, daß sein Aggregat fertig sei. Dornberger sagte zu mir: „Bringen Sie das Ding in mein Büro.“ Mit einem Taxi fuhr ich los und nahm alle Unterlagen mit.

Während ich mit dem Aggregat beschäftigt war, ging ich jeden Tag ins Reichspatentamt und las dort alles, was über Raketen und Raumschiffahrt vorhanden war. Hier bekam ich das erstemal Hermann Oberths Werk „Die Rakete zu den Planetenräumen“ zu Gesicht und las es.

Gleichzeitig arbeitete ich die theoretischen Grundlagen meiner Rakete aus, um ein Patent darauf zu erhalten, das mir im Frühjahr 1935 erteilt wurde. Im August 1934 aber hing mein Raketen-Aggregat bereits auf dem Kummersdorfer Schießplatz und Wernher von Braun, der ja seit Oktober 1932 dort arbeitete, unternahm mit mir gemeinsam die notwendigen Kontrollen für den Test. Immer, wenn ich das Aggregat unter Druck gesetzt hatte, mußte ich hingehen und es mit einem Benzinnapf zünden. Dann hieß es, die Beine unter den Arm nehmen und in die vorbereitete Deckung hinter den Schutzwall des Prüfstandes rennen.

Der einzige Test, den ich vorher an meinem Arbeitsplatz unternehmen konnte, war das Abdrücken des Aggregats mit Wasser. Sämtliche anderen Funktionen konnte ich nicht testen, sondern hatte sie lediglich Schritt für Schritt durchdacht. Falls ich alles richtig gemacht hatte, würde das Raketenaggregat Schritt für Schritt funktionieren.

Während des Testes waren Hauptmann Dornberger, Wernher von Braun, Hauptmann Zanssen und mein alter Kollege von den Heyland-Werken, Walter Riedel, dabei. Außerdem noch für eventuelle Arbeiten der Mechaniker Grünow.

Nachdem alle Testergebnisse aufgezeichnet und ausgewertet waren, erklärte Wernher von Braun sämtliche Bedingungen für erfüllt. Dies machte mir Mut, Dornberger um einen Vertrag für ein neues Objekt anzugehen, das ich bereits in den Grundzügen durchdacht hatte. Ich wollte ein Aggregat entwickeln, das einer flugfähigen Rakete näher kam, und zudem durch einen neuen Kontrakt bessere Bedingungen für mich erreichen. Dornberger lehnte ab. Als er mein enttäushtes Gesicht sah, fuhr er schnell fort: „Wollen sie nicht lieber fester Angestellter des Heereswaffenamtes werden, mit einem eigenen Dienstsitz in Kummersdorf?“ Ich nahm an.

Meine erste Aufgabe unter dem Chef der Gruppe, Wernher von Braun, war es, zwei Druckkugeln zu prüfen, die in zwei Raketen von Borkum aus in die Nordsee geschossen werden sollten. Diese beiden Kugeln hielten dem Prüfdruck nicht stand und zerplatzten. Glücklicherweise hatte ich in meinem Vorführungsaggregat zwei Druckbehälter, die zwar nicht kugelförmig waren, aber dem Druck standhielten. Damit wurden meine beiden zylindrischen Druckbehälter verwendet. Danach hatte ich einen Tank voll flüssigen Sauerstoffes mit einem Lastwagen und schließlich auf einem Boot nach Borkum zu bringen.

Die beiden Raketen, zu denen ich die Antriebe schaffen sollte, waren von Walter Riedel entworfen worden. Beide arbeiteten sie ausgesprochen zuverlässig. Sie wurden Aggregat 2, kurz A 2 genannt. Das Vorläufermodell Riedels, die A 1, war auf dem Prüfstand explodiert und wurde aufgegeben.

Nachdem ich von Borkum nach Kummersdorf zurückgekehrt war, hatte ich Werkzeugmaschinen und weiteres Gerät für einen neuen Arbeitsplatz und einen Prüfstand zu bestellen, dessen Aufbau kurz vor der Vollendung stand. Er wurde für die A 3 benötigt.

Um mit allen Arbeiten termingerecht fertig zu werden, stellte ich Mechaniker und vor allem solche Fachleute ein, die mit Blech umzugehen wußten. Sie kamen fast alle aus der Flugzeugindustrie und machten sich an die Arbeit, das neue Modell der A 3 zu bauen. Gleichzeitig entwarf Walter Riedel mit seinen Konstrukteuren das Aggregat 3 und auch den entsprechenden Prüfstand, der die gesamte Rakete aufnehmen konnte.

Da wir noch nicht die richtigen Kreiselgeräte hatten, fuhren Wernher von Braun und ich zu einer Gesellschaft, die solche Kreisel auf stabilisierten Plattformen für Schiffe herstellte, auf denen dann Schiffsgeschütze montiert wurden. Für uns waren diese Plattformen aber ungeeignet, denn wie hätten wir sie mit unseren Raketen in die Luft befördern können? Was wir brauchten, war eine Miniaturvariante dieser Plattform. Darüber hinaus war es notwendig, Sensoren und Meßinstrumente zu entwickeln und vor allem ausreichend hitzebeständiges Material für das

Strahlruder der Aggregate zu finden. Außerdem experimentierten wir mit einer Leichtmetalllegierung, die leichter zu schweißen war, als die bekannten. Wir suchten ferner nach geeigneten weiteren Leichtmetallen und Stahlstrukturen.

Wernher von Braun erhielt zu dieser Zeit bereits von den Heinkelwerken Flugzeugingenieure, die in Kummersdorf mit dem Ziel für ihn arbeiteten, ein raketentriebenes Flugzeug zu konstruieren. Dazu wurde das Einspritzsystem meines Patentes benutzt.

Um die Flugbereitschaft dieses Antriebes zu testen, wurde von uns ein langer Stahlträger mit einem Lager genau in der Mitte auf eine Plattform gesetzt, die das Lager aufnahm. Damit konnte sich der Träger in der Horizontalen drehen. Auf das Ende dieses Stahlträgers montierten wir die leicht zu bedienende Schubantriebsrakete, während auf das andere Ende die Pilotenkabine aufgesetzt wurde. Während nun Wernher von Braun in dieser Kabine Platz nahm, konnte er den Schub der Rakete so regulieren, daß sich der Stahlträger mal schneller und mal langsamer drehte. Das Experiment war also gelungen.

Bereits im Jahre 1937 wurde in die ersten Prototypen der Heinkel-Raketenflugzeuge eine variable Schubrakete eingebaut. Die Maschinen machten verschiedene erfolgreiche Flüge. Pilot war der Weltrekordflieger Flugkapitän Warsitz.

In diesem Jahr entscheidender Fortschritte – sowohl von Braun als auch ich waren noch nicht verheiratet – trafen wir uns nach unserer Arbeit auf der Versuchsstelle West in von Brauns Quartier im Offiziersklub und sprachen über die zukünftige gemeinsame Arbeit. Wernher war voller neuer und verblüffender Pläne und entwickelte zu dieser Zeit bereits seine Gedanken über Raketenflüge zum Mond und zum Mars. Diese Ideen von 1935 hatten für mich eine ganz besondere Faszination und Inspiration, weil ich glaubte, daß von Braun und ich dies schaffen würden. Woher mir in dieser Zeit die Gewißheit kam, weiß ich nicht. Sie war einfach da.

Im Jahre 1954, also 19 Jahre später, als von Braun, ich und viele andere Raumfahrtexperten in den USA arbeiteten und Raketen bauten, hat Wernher den staunenden Reportern des Collier's Magazine von diesen Planungen des Jahres 1935 berichtet und wußte dazu bereits so viele Details, daß es nur noch eine Frage der Zeit zu sein schien, bis dies alles einmal Wirklichkeit werden würde.

Doch zurück nach Kummersdorf und zu unserer Arbeit des Jahres 1935. Eines Tages kam der Chef des Heereswaffenamtes zu uns zur Versuchsstelle West auf den Kummersdorfer Schießplatz. Sein Name war Dr. Ing. Karl Becker, Ballistikexperte, Autor wichtiger technischer Werke und General der Artillerie. Daß er auch Doktor der Philosophie war, erfuhr ich erst später. Wir waren auf seinen Besuch vorbereitet worden

und jeder hatte eine kurze Präsentation seiner speziellen Tätigkeit zu geben. Ich als der zuletzt Hinzugekommene hatte zuerst zu referieren. Der General hörte aufmerksam zu, stellte aber keinerlei Fragen. Wernher von Braun nahm die Gelegenheit wahr, um über seine hochfliegenden Ideen zu den noch höher fliegenden Raketen vorzutragen. Er erklärte dem General, wie eine Marsrakete beschaffen sein mußte, um ihr Ziel zu erreichen.

Zu unserer großen Überraschung wurde der General nicht ärgerlich, sondern diskutierte mit von Braun über die Möglichkeiten der Raumschiffahrt. Dabei zeigte er sich als aufmerksamer, mitdenkender Zuhörer, der ergänzende Fragen stellte und um keine Antwort verlegen war. Einen solchen General hatte ich mir bis dahin nicht vorstellen können. Entgegen unseren Befürchtungen wirkten von Brauns Zukunftspläne auf den Chef des Heereswaffenamtes nicht abschreckend.

Im Gegenteil! Dieses Treffen wurde zum Fundament, auf dem die neue A 4-Rakete stehen sollte, für die eine Reichweite von 200 km und eine Nutzlast von 1000 kg vom Heereswaffenamt vorgesehen wurden.

FRÜHE JAHRE EINES GENIES

Die Kindheit

Wie konnte ein Junge vom Lande seinen Weg bis zu dieser Position gehen? Welche Stationen seines jungen Lebens waren dazu geeignet, ihm das vorbereitende Rüstzeug zu geben? Was steckte in ihm an Energie, Durchsetzungsvermögen und Ausdauer, um diesen langen Weg zu beschreiten und das Ziel zu erreichen?

Arthur Rudolph wurde am 9. November 1906 als erster Sohn des Landwirtes Gustav Rudolph und seiner Ehefrau Ida, geborene Gerlich, in Stepfershausen bei Meinigen in Thüringen geboren. Stepfershausen liegt am Fuß der Hohen Geba, einem erloschenen Vulkan der Rhön. Seine Familie war dort alteingesessen und hatte auch schon einmal Lehrer, Pfarrer und den Bürgermeister gestellt.

Bereits in seinen ersten Lebensjahren war Arthur außergewöhnlich stark an Maschinen interessiert und lief allem nach, was mit Dampf angetrieben wurde oder mit Getöse durch die Landschaft fuhr. Der zischende Dampf, das Hin und Her der Pleuelstangen, die Treibriemen, die auf scheinbar magische Art und Weise Maschinen in Gang hielten, alles das faszinierte mich.

Meine Eltern hatten glücklicherweise dafür Verständnis. Dies zeigte sich in besonderer Weise, als bekannt wurde, daß eine Straßenwalze ins Dorf kommen und die Nivellierung einiger Straßen vornehmen würde. Dies war ein so großes Ereignis, daß mein Vater mich auf den Arm nahm und mit mir der Walze entgegenging. Nahe genug herangekommen, setzte er mich auf seine Schultern, damit ich das Ungetüm besser sehen konnte. Als der Zug der Kinder und Erwachsenen im Sog der Walze unser Haus erreichte, entschied mein Vater, daß es damit genug sei und trug mich ins Haus.

Das war für mich ein schwerer Schlag, denn ich wollte noch mehr von der Walze sehen, unter deren gewaltigem Rund die Unebenheiten der Straße wie ausgelöscht verschwanden und eine glatte Fläche zurückblieb. Ich schrie und strampelte und schlug sogar mit meinen kleinen Fäusten auf den Vater ein, doch das nutzte nichts.

Später, als ich bereits gut laufen, ja rennen konnte, machte es mir riesigen Spaß, das zur Erntezeit ins Dorf rollende Dampflokomobil zu betrachten, wo immer es auch stand, um die Dreschmaschine des Bauern anzutreiben, der gerade an der Reihe war. Oftmals saß ich stundenlang in der Nähe und beobachtete jede Bewegung.

Dieses Interesse wurde noch verstärkt, als ein oder zwei Jahre später ein Benzolmotor anstelle der Dampfmaschine die Dreschmaschinen

antrieb. Dessen Funktion wurde mir von dem Wärter dieses Kraftpaketes genau erklärt. Dennoch stellten sich mir immer noch weitere Fragen.

Als eines der ersten Autos einmal vor unserem Hause hielt, stieg ich in einem unbeobachteten Moment ein, setzte mich hinter das Steuer und versuchte, es zu drehen. Der herbeieilende Fahrer aber scheuchte mich schimpfend fort.

In unserer Scheune stand eine Whorfmaschine, mit welcher das Getreide von der Spreu „gewhorfelt“, also getrennt, wurde. Die Zahnräder zu berühren und mich an deren Glätte zu erfreuen, während ich gleichzeitig den Separator mit der Handkurbel langsam drehte, war für mich das Höchste, aber nicht ungefährlich, wie sich bald zeigen sollte. Das Zahnradgetriebe hatte keine Schutzvorrichtung. In einem unkontrollierten Moment gerieten zwei Finger meiner linken Hand zwischen die Zahnräder, daß das Blut spritzte. Meine Mutter legte mir einen Verband an. Damit war die Spielerei an der gefährlichen Maschine beendet und diese zur verbotenen Zone erklärt.

Wenig später tat sich ein weiteres Betätigungsfeld für mich auf, als ich auf dem Speicher und in einer Kammer eine Anzahl unbenutzter und teilweise defekter Spinnräder fand. Ich nahm sie auseinander und baute aus den einzelnen Teilen völlig neue Maschinen, die ich mir ausdachte. Als Werkzeuge standen mir Holzsäge, Hammer und Kneifzange sowie ein Handbohrer zur Verfügung. Als Klebstoff benutzte ich selbstgemischten Mehlkleister. Garn- und Zwirnrollen aus Mutters Nähkasten nutzte ich als Antriebsräder, die ich mit Bindfäden als Treibriemen untereinander verband. Meine Werkzeuge hing ich an der Wand auf. Die auseinandergenommenen Spinnräder ordnete ich in selbstgebauten Regalen, damit sofort alles greifbar war, wenn ich es benötigte und ich nicht lange danach suchen mußte. Daß dies die schönste Zeit meiner Kindheit war, wird jeder Junge verstehen, der wie ich technikbegeistert ist.

Der Tod des Vaters

Inzwischen war 1914 der Erste Weltkrieg ausgebrochen und mein Vater wurde eingezogen. Mit meinen acht Jahren glaubte ich, ihn als unverwundbaren Helden wiederzusehen, doch Mitte August 1915 erhielten wir die schreckliche Nachricht, daß mein Vater seit dem 7. August vermißt sei.

Unser Großvater, der während der Abwesenheit des Vaters den Hof führte und ein Auge auf alles hatte, versuchte zu trösten. Dies galt natürlich auch für meine Mutter und meinen zwei Jahre jüngeren Bruder Walter. Wir klammerten uns an die Hoffnung, daß er nur vermißt sei und wir bald ein Lebenszeichen von ihm hören würden. Zu Weihnachten 1915 erhielten wir die niederschmetternde Nachricht: Unser Vater war vor

Dünaburg gefallen.

Dieser frühe Tod des Vaters hing wie eine dunkle Wolke über unserer Familie. Meine Mutter erholte sich nur sehr schwer von diesem Schicksalsschlag, und dem Großvater brach es fast das Herz.

Mein Bruder und ich gingen acht Jahre lang gern in unsere Dorfschule. Die Schularbeiten machten wir direkt nach unserer Rückkehr von der Schule. Dies wurde zu einer Art von Ritual und zu keiner Zeit verschoben. Mit unseren guten Zensuren machten wir unserer Mutter eine wirkliche Freude. Meine Lieblingsfächer waren Physik und Geographie.

In den Kriegsjahren mußten wir Jungen besonders in der Erntezeit kräftig mithelfen. An einem der unendlich lang erscheinenden Erntetage konnte ich die Kirchturmuhren unseres entfernt liegenden Dorfes bereits die neunte Abendstunde schlagen hören. Wir hatten gerade den Heuwagen beladen und mußten nun noch eine halbe Stunde zum Dorf fahren. Auf dem Hof angekommen, wurde zunächst das Vieh versorgt, dann erst das Heu abgeladen, wobei unser Großvater es mit der Heugabel auf den oberen Scheunenboden hob. Mein Bruder und ich mußten es dort feststampfen. Erst danach gab es das inzwischen von Mutter zubereitete Abendbrot.

Der Winter war gerade in diesen schweren Kriegsjahren meine schönste Zeit. Die Landarbeit war abgeschlossen und ich hatte Gelegenheit, mir Bücher aus der Dorfbibliothek zu holen. Unter anderem las ich zu dieser Zeit auch Werke von Charles Dickens und anderen großen Künstlern des Wortes.

Auf unserem Dachboden fand ich Bücher, die in Päckchen, Kartons und Kisten lagerten und über die ich mich hermachte. Sie stammten von meinen Vorfahren, die in Stepfershausen und seiner weiteren Umgebung Lehrer, Pfarrer oder Bürgermeister gewesen sind.

Dort entdeckte ich, was ich immer schon gesucht hatte: Bücher über Afrika und dessen Tierwelt, Bücher über Japan mit bunten Landkarten und vieles andere. Meine Mutter half mir oftmals bei der Auswahl der zunächst zu lesenden Titel. Sie war zwar nur eine einfache Bauersfrau, aber eine richtige Leserratte, die sich selbst nicht von anthroposophischen Schriften Bange machen ließ. Da ich nach wie vor an Technik interessiert war und auch mein Berufswunsch in diese Richtung ging, entschied meine Mutter, daß ich eine technische Ausbildung erhalten sollte, während mein jüngerer Bruder Walter den Hof übernehmen würde. Dies war leichter gesagt als getan, denn mir fehlte derzeit ja der Abschluß eines höheren Lehrinstitutes.

Die lange Lehrzeit

Unsere Familie besaß sowohl von meines Vaters, als auch von der Mutterseite her Kuxe (Anteile an einer bergbaurechtlichen Gewerkschaft) vom Mansfelder Kupferbergbau. Dasselbe traf auch auf die Familie meines Paten zu, und mein Pate kannte den Stammesältesten der Mansfelder Kuxe in Schmalkalden. Mein Pate sprach eines Tages mit dem Stammesältesten über mich und mein besonderes Interesse an der Technik. In diesem Zusammenhang erwähnte der Stammesälteste eine technische Fachschule in der Nähe seines Wohnortes in Schmalkalden. Meine Mutter meldete mich an dieser Schule an. Ich mußte aber erst eine Aufnahmeprüfung bestehen. Um nicht als Hinterwäldler dazustehen, gab mir unser Dorfschullehrer Nachhilfestunden in Algebra.

Ohne jeden Bammel fuhr ich am Morgen der Prüfung nach Schmalkalden und bestand diese mit Bravour. Vom Frühjahr 1921 an besuchte ich für drei Jahre diese Fachschule. Wir hatten dort jede Woche drei Tage theoretischen Unterricht; zweieinhalb Tage waren dem praktischen Unterricht vorbehalten, der in einer erstklassig ausgestatteten Lehrwerkstatt abgehalten wurde. Als ich diese Lehrwerkstatt das erstmal betrat, war ich wie geblendet von den unendlich vielen Werkzeugen. Vor allem die stattliche Zahl an Feilen verschiedenen Aussehens und verschiedenster Benennung war optimal. Zu Hause hatte ich lediglich eine Raspel zur Verfügung gehabt.

Die in unserer Lehrwerkstatt aufgestellten Werkzeugmaschinen waren die modernsten, die es auf diesem Sektor gab. Sie kamen aus einer bekannten Maschinenfabrik in Cincinnati, Amerika. Der Direktor unserer Fachschule hatte sie bestellt, als er um die Jahrhundertwende den Auftrag erhalten hatte, diese Schule für den Nachwuchs der Schmalkalder Firmen einzurichten. Zu diesem Zweck war er eigens in die USA gereist und kam auf das höchste von dem beeindruckt, was er dort gesehen hatte, nach Schmalkalden zurück.

Er sagte auch noch zu meiner Zeit immer wieder, wenn es um technische Meisterleistungen und Höchstleistungen ging: „Diese Amerikaner, diese Amerikaner! – Jetzt haben sie einen Schnellschnittstahl erfunden, mit dem man Späne rotglühend vom Werkstück abdrehen kann.“

Dies war nur eine seiner besonderen Bemerkungen, mit denen er den USA seine Referenz erwies. Darüber hinaus erzählte er uns von den amerikanischen Methoden der Vorkalkulation und der Kostenberechnung, die wirklichkeitsecht waren und unbedingt von der Schmalkalder Stahl- und Kleineisenindustrie übernommen werden mußten.

Die Stadt Schmalkalden erwies sich in meinen Augen als ein Kurort. Sie war Kreisstadt im Bezirk Suhl, am Südwestabhang des Thüringer Waldes, an der Schmalkalder Höhe gelegen. Hier gab es höhere Fachschulen und

später eine Ingenieurschule für den Schwermaschinenbau. Der Schwerpunkt dieser Gegend war seine Kleineisenindustrie, deren Erzeugnisse bereits im Mittelalter als Schmalkalder Kurzwaren berühmt waren. Was ich nicht kannte, war das Alter dieser idyllisch gelegenen Stadt. Der Ort war 874 dem Kloster Fulda übertragen worden, befand sich schließlich seit 1057 im Besitz des Bistums Würzburg und erlebte in den folgenden Jahrhunderten eine turbulente Geschichte.

Ich sah mir den Hessenhof an und bewunderte dort die älteste profane Malerei Deutschlands, die 1240 entstandenen Iweinsbilder (Iwein war der Held eines Artusromans, dessen Mitautor Hartmann von der Aue war. Iwein gilt als Gegentypus des Artusritters Erech), und besuchte das Renaissanceschloß Wilhelmsburg, den Sitz des hessischen Landgrafen Wilhelm IV..

Doch zurück zu unserer Schule und den Schülern. Die meisten Schüler waren Söhne der Schmalkalder Gewerbetreibenden für Kleineisen- und Stahlwaren. Ihnen, mich eingeschlossen, hämmerte unser Direktor seine Prinzipien ein. Wenn immer er glaubte, unsere Aufmerksamkeit habe nachgelassen, schlug er mit seinem Holzhammer auf den Tisch und rief laut: „Aufgepaßt! – Aufgepaßt!“ Noch heute denke ich mit großer Hochachtung an diesen außergewöhnlichen Menschen zurück. Aber nicht nur dieser direktorale Lehrer war von besonderer Klasse. Bewundernswert waren auch alle übrigen, ob sie nun theoretischen oder praktischen Unterricht gaben. Sie waren – das hörte ich allenthalben – mit besonderer Sorgfalt vom Direktor ausgewählt worden.

Nach Ende der dreijährigen Schulzeit hatte ich als praktische Prüfungsaufgabe ein Schnittwerkzeug für eine Haarschneidemaschine zu bauen. Ich hatte das Schnittwerkzeug im theoretischen Unterricht entworfen und gezeichnet. Damit bestand ich die Gesellenprüfung für Schlosser und Schmiede. Für die gut bestandene schriftliche und praktische Reifeprüfung wurde ich von der mündlichen Prüfung befreit und erhielt als Auszeichnung noch ein Buch.

Nunmehr schien ich genügend vorbereitet, um mich in die technische Arbeitswelt stürzen zu können. Auch diesmal war das Glück mit mir, als ein früherer Lehrer der Schmalkalder Fachschule, der inzwischen Betriebsleiter in einer Bremer Silberwarenfabrik geworden war, jemanden suchte, der ihn bei der Kostenrechnung entlastete, aber auch Vorrichtungen und Werkzeuge entwerfen konnte. Die Fachschule hatte mich ihm vorgeschlagen und empfahl mir, mich um diese freie Stelle zu bewerben. Ich schrieb sofort und wurde im Mai 1924 als Praktikant dort eingestellt.

Als dieser Betriebsleiter sich später mit einigen anderen Kollegen gemeinsam selbständig machte und eine eigene Silberwarenfabrik gründete, holte er mich nach. Auch dort arbeitete ich teilweise in der Werkstatt und daneben auch im Konstruktionsbüro.

Entwicklungsprobleme der Raketentechnik

Nachdem – wie schon geschildert – die Entwicklungsarbeit für die A 4-Rakete begonnen worden war, wurde der Entwurf für diese, gemessen an ihren Vorgängern, riesige Rakete trotz der erwarteten Schwierigkeiten mit großem Enthusiasmus in Angriff genommen.

Die Schubkraft für die Rakete der A 3-Gruppe betrug 1.500 kg. Die neue A 4 verlangte einen Schub von 25.000 kg. Sie sollte eine Nutzlast von 1000 kg über eine Distanz von 200 km tragen. Kalkulationen ergaben, daß dazu die Schubkraft von 25.000 kg und eine Brenndauer von 60 Sekunden erforderlich waren. Aus unseren Experimenten wußten wir, daß die Daten einer früheren Antriebsrakete nicht auf eine andere, größere übertragen werden konnten. Jede größere Rakete verlangte ihre eigene, völlig neue für sie spezifische Entwicklung. Darin eingeschlossen lag eine Vielzahl von Fehlschlägen, während die Fortschritte nur langsam und stufenweise vorangingen und ein hohes „Lehrgeld“ kosteten.

Während der vorangegangenen Entwürfe wurde der Treibstoff durch Gasdruck aus den Tanks in die Rakete getrieben. Dies verlangte starke Tankhüllen, um diesen extremen Drücken zu widerstehen und schwere Druckflaschen, um den Druck im Tank sicherzustellen. Für die riesige A 4 kam dieses System nicht mehr in Frage. Deshalb sollten Turbopumpen die Treibstoffe unter niedrigem Druck aus den Tanks saugen und dann unter hohem Druck in den Motor liefern. Dies war für uns eine neue Herausforderung und eine weitere Entwicklungsstufe, die zu bewältigen war.

In der Firma Klein, Schanzlin und Becker fanden wir einen Entwickler, der dieses Problem zu lösen verstand. Der Motor und die Turbopumpe waren zwei völlig neue Komponenten von Hunderten anderen mehr, welche die höchste Vorstellungskraft von jedem beteiligten Ingenieur forderten. Wir waren überzeugt, es schaffen zu können, aber wir benötigten dazu einen größeren Mitarbeiterkreis für Entwurf, Herstellung und alle Detailfertigungen, um diese Aufgaben nicht nur angehen, sondern sie auch erfüllen zu können.

Daß die Versuchsstelle West in Kummersdorf für eine solche Aufgabe viel zu klein sein würde, war jedem Beteiligten klar. Was wir benötigten, war ein großes, ja riesiges Areal, auf dem die Teststände, Laboratorien, Büros und anderen Gebäude errichtet werden konnten. Als eines Tages Wernher von Braun von einem Besuch bei seinen Eltern zurückkam, erzählte er mir: „Stell Dir vor, meine Mutter kennt ein geeignetes Gebiet an der Ostsee, das für unsere Zwecke ideal wäre. Es liegt bei Peenemünde auf der Insel Usedom.“ „Nun fehlt uns nur noch das Geld, dieses Gelände zu kaufen“, lautete meine Antwort.

Damit war der nächste Schritt genannt: Geld für den Landkauf zu beschaffen. Als potentieller Geldgeber kam nur die an finanziellen Mitteln reiche Luftwaffe in Frage. Deshalb gingen Wernher und ich zu einem erbetenen Treffen mit Ministerialrat Bäumker ins Luftfahrtministerium. Wir präsentierten ihm Wernhers Idee von einem Raketen-Entwicklungszentrum, das von Luftwaffe und Heer gemeinschaftlich geführt werden könnte. Ministerialrat Bäumker hörte uns etwa eine halbe Stunde lang konzentriert zu. Dann sagte er in einer Pause des Redeflusses von Brauns hinein: „Wir machen die Sache. Ich werde zusehen, daß sie fünf Millionen Mark für den Start dieses Projektes erhalten.“

Das war eine gewaltige Summe für uns. Dieses Versprechen, das auch eingehalten wurde, öffnete uns den Weg zur starken Einkaufsabteilung der Luftwaffe, durch die wir sofort daran gingen, den Maschinenpark an Werkzeugmaschinen und alle anderen benötigten Geräte zu bestellen. Adolf Bäumker, der spätere Ehrensator der Technischen Hochschule Braunschweig, hatte als Abteilungschef LC I im Reichsluftfahrtministerium die Raketenentwicklung mit einem Schlage aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt und zu hektischer Betriebsamkeit veranlaßt.

Es war Sommer 1936 geworden, als Wernher von Braun, Walter Riedel und ich zu einer Inspektionsreise nach Peenemünde fuhren. Wir waren angenehm überrascht, daß das gesamte Gebiet bereits abgesteckt und für die Errichtung der geplanten Bauten vorbereitet worden war. Selbst das Gießen der Fundamente für die in der Konstruktionszeichnung bereits fertigen Gebäude war schon in Angriff genommen worden.

Dornberger absolvierte zu dieser Zeit gerade seinen Frontdienst genannten obligatorischen Einsatz als Waffenoffizier bei einer Artillerie-Batterie und hatte an diesen Ereignissen keinen Anteil. Als er zurückkehrte, nahm er ohne eine Sekunde zu zögern die Zügel in die Hand und leitete uns durch eine turbulente Zeit hindurch, die gerade begann.

Im Mai 1937 konnte die Kummersdorfer Gruppe in den Badeort Zinnowitz nahe Peenemünde umziehen. Auf dem Kummersdorfer Schießplatz blieben nur Dr. Thiel und sein Stab zurück. Ihre Aufgabe war es, den 25.000 kg-Schubmotor für die A 4 zu entwickeln.

Während ich in Zinnowitz wohnte, blieb meine Frau Martha – wir hatten am 3. Oktober 1934 geheiratet – auf dem Schießplatz Kummersdorf in unserer alten Wohnung zurück. In Peenemünde beschäftigte ich mich mit der Erstellung eines Arbeitsplanes für die verschiedenen Abteilungen und der notwendigen Unterlagen für einen glatten Verlauf der Weiterarbeit. Dabei ging es vor allem um die Fertigstellung der wichtigen Entwicklungsgebäude, die ich am 17. August 1937 bezugsfertig melden konnte. Auch die Siedlung für die Belegschaft war so weit fortgeschritten, daß meine Frau und ich in die uns zugewiesene Wohnung einziehen konnten, in der wir insgesamt fast auf den Tag genau sieben Jahre zusam-

men wohnen sollten, bevor die Royal Air Force sie in Trümmer verwandelte.

Bereits in Kummersdorf hatten wir vier der A 3- und A 5-Raketen fertiggestellt. In Peenemünde bauten wir zunächst die A 5 in einer verbesserten Version für die allgemeinen Tests und den Flugtest. Nicht weit vor der Küste von Peenemünde liegt eine kleine Insel, Greifswalder Oie genannt. Sie wurde für das Schießen der A 3 und A 5 vorbereitet. Während dieser Vorbereitungszeit wurde für meine Frau und mich der 26. November 1937 ein großer Tag: Unsere Tochter Marianne wurde geboren. Die ersten Tage im Dezember verbrachte ich mit Schießversuchen auf der Oie. Alle vier Schüsse der A 3 waren nur teilweise erfolgreich. Der Raketenmotor arbeitete zuverlässig, aber die Stabilisierungsplattform tat dies nicht. Dadurch stürzten alle vier abgeschossenen Raketen in die See. Dies befürchtend, hatten wir an den Raketen Fallschirme angebracht, so daß wir alle vier bergen und uns an die Untersuchung der aufgetretenen Fehler machen konnten.

Diese Schüsse waren jedoch nicht etwa an einem Tage, kurz hintereinander abgefeuert worden, sondern zwischen dem einen zum nächsten Abschluß lagen mehrere Stunden, in einem Falle sogar zwei Tage. Die tote Zeit benutzten wir dazu, um einige Liefer- und Beschaffungsschwierigkeiten zu klären und zu beheben. Es handelte sich hierbei ausschließlich um Fragen und Probleme, welche die A 4 betrafen.

Eines Tages, es war inzwischen 1938 geworden, hatte Dornberger eine besondere Idee. Er kam auf die Oie und verkündete Wernher und mir, daß er sich mit dem Gedanken trage, ein Versuchsserienwerk errichten zu lassen, in dem 300 Raketen des Typs A 4 gebaut werden sollten. Wir waren ziemlich skeptisch, aber er versuchte hartnäckig, uns zu überzeugen. Mir bot er die Übernahme der Planung für dieses Werk an. Von Braun und ich rieten ihm dringend davon ab, und Wernher begründete in knappen Worten unsere Ablehnung: „Wir sind Entwicklungsleute. Eine Massenproduktion so vieler Aggregate muß einer dafür geeigneten Firma überlassen werden, die über die nötigen technischen Fertigungsanlagen verfügt.“ Dornberger ließ nicht locker. Tagelang besprach er mit uns dieses Projekt, zu dem er offenbar bereits die inoffizielle Zustimmung der Luftwaffe erhalten hatte. „Wir könnten in einem solchen Versuchswerk nicht nur die A 4, sondern auch die von Ihnen konzipierte A 10 mit einer Schubkraft von 100.000 kg bauen.“ Dafür standen außer der Idee von Brauns nicht einmal die Umrißzeichnungen zur Verfügung, obwohl Wernher und ich bereits in dieser Richtung erste Schritte getan hatten. Mit diesem Vorschlag hatte er vor allem von Braun am Haken. Dennoch versuchten wir noch einmal, Dornbergers Idee zu Fall zu bringen. Offenbar hatte er aber bemerkt, daß wir weich wurden und beharrte eisern darauf, dieses Versuchswerk zu bauen.

Allerdings hatte die Etikette vor meine Anstellung in führende Position

ein Hindernis gestellt, das Dornberger elegant ausräumte, als er mir erklärte: „Rudolph, sie tun die Arbeit hier. Aber da Sie ein Zivilist sind, werde ich Ihnen einen Halbmilitär vor die Nase setzen. Dies allerdings nur pro forma. Sie haben in dieser Sache das Sagen.“

Wir hatten zwar unsere vier Raketen bereits abgeschossen, aber an eine Rückkehr von der Oie nach Peenemünde war nicht zu denken, weil ein ziemlicher Sturm das Wasser aus dem kleinen Hafenbecken trieb.

Im Frühjahr 1938 stellte Dornberger mich dem Ministerialrat Dr. rer. pol. Wilhelm Schubert vor, der in der Luftwaffe den Rang eines Generals bekleidete. Er war bis zu diesem Zeitpunkt Lehrer an der Luftkriegsakademie und an der Lufttechnischen Akademie sowie Abteilungschef im Generalstab der Luftwaffe gewesen und soeben zum Chef des Wehrwirtschafts- und Rüstungsamtes in Berlin ernannt worden. Er war Jahrgang 1879 und stammte aus Görlitz.

Zu diesem Manne sah ich wie zu einem Vater auf und mochte ihn sehr. Niemals hat er etwas von mir oder Wernher von Braun „verlangt“. Wenn er nicht mit bestimmten Dingen einverstanden war, erklärte er dies und empfahl uns, das zu tun, was wir tun mußten. Meistenteils behielt er in administrativen und geschäftlichen Dingen recht. Jede Woche kam er zu einer Sitzung in mein Büro. Oftmals machte er meinen technisch-sachlichen Blickpunkt zu dem seinigen und verteidigte ihn auch gegenüber Dornberger. Niemals sagte er beispielsweise: „Sie machen alles für unsere Verhältnisse zu groß, schneiden Sie es zurück.“ Im Gegenteil: Wenn ich ihm die Größen der A 4 und jener geplanten Raketen ausmalte, meinte er mehr als einmal: „Sie müssen es eine Nummer größer machen, als sie es jetzt für notwendig halten.“

Dies war meine erste Aufgabe: Die Leitung meiner Entwicklungsabteilung unter Wernher von Braun, der die Oberleitung hatte. Gleichzeitig damit begann ich mit der Planung des Versuchsserienwerkes. Sehr bald war ich nur noch mit der Planung dieses Werkes beschäftigt, die meine ganze Zeit in Anspruch nahm. Dornberger empfahl mir, die Entwicklungsarbeit meinem Stab zu überlassen und mich einzig und allein auf meine neue Aufgabe zu konzentrieren. Dies bedeutete eine arbeitsmäßige Trennung von Wernher von Braun, was wir beide zutiefst bedauerten. Wernher ließ mich nur gezwungenermaßen gehen und sagte mir bei späteren Gelegenheiten, welche nachhaltigen Probleme mein Weggang für ihn heraufbeschworen hätte und daß er niemals damit hätte einverstanden sein dürfen. Im Grunde genommen war er es ja auch nicht, ebensowenig wie ich. Dieser Befehl kam jedoch von Dornberger und Befehl war Befehl.

Meine Aufgabe setzte mit dem Bau der verschiedenen Betriebseinrichtungen ein. Als erstes ließ ich eine Holzbearbeitungswerkstatt aufbauen und Einrichtungsstücke für die Fabrikgebäude herstellen. Darüber hinaus mußten auch die Holzverschalungen für die in Eisenbeton zu

gießenden Gebäude hergestellt werden. Dies bedeutete, daß zuerst praktisch das gesamte Gebäude in Holz hergestellt wurde. Dann wurde es ausgegossen, das Holz demontiert und – so weit noch brauchbar – für die Verschalungen der nächsten Gebäude genutzt. Diese Arbeit packte uns derart, daß wir keine Aufmerksamkeit auf dieses bereits gebrauchte Holz richteten, was dazu führte, daß ich deswegen eine unangenehme Begegnung mit Dornberger hatte. Als dieser auf einem seiner üblichen Rundgänge auch zu unserer Holzbearbeitungswerkstatt kam, fand er im Freien einen riesigen Haufen Abfallholz kreuz und quer durcheinanderliegend vor. Sofort kam er in mein Büro und sprach mir sein Mißfallen über diesen Sauhaufen aus. Er wünschte, daß dieser Haufen sofort ordentlich aufgestapelt werde, wie sich dies für einen gut geleiteten Betrieb gehöre. Ich entgegnete ihm, daß ich gerade so viele Arbeitskräfte habe, wie ich sie dringend benötige. Mein Ziel sei es, die Fabrikgebäude so rasch wie möglich und hundertprozentig einsatzbereit und stabil zu bauen, nicht aber Holzhaufen aufzustapeln. „Ich werde Ihnen Arbeitskräfte für das ordentliche Stapeln dieser Holzhaufen beschaffen“, versprach Dornberger, ehe er verschnupft mein Büro verließ.

Tatsächlich erhielt ich bereits am nächsten Tag einige russische Kriegsgefangene, die sich an die Arbeit machten. Aber die Arbeit schienen sie nicht erfunden zu haben. Als ich einige Tage später dort vorbeikam, um zu sehen, wie sie mit dem Aufstapeln vorankamen, war der Stapel nicht wesentlich akkurater geworden.

Ein deutscher Aufseher war nicht zu finden, und da es gerade Mittagszeit war, beobachtete ich, wie einer der Russen die dicke Suppe aus einem Kübel austeilte, für jeden insgesamt drei Schläge. Danach sah ich ihnen beim Aufstapeln zu. Ein besonderes Unikum schien mir der Russe zu sein, der auch das Essen verteilt hatte. Er trug beispielsweise ein dünnes, ganz leichtes Brett im Schleichgang zu dem schon geschichteten Stapel. Ich sprach ihn an und bemerkte, daß sie alle ja ein gutes Mittagessen bekommen hätten, und da sollte man wohl erwarten können, daß auch eine gute Arbeit geleistet würde. Er antwortete in fließendem Deutsch: „Ich werde nicht mehr tragen und auch nicht schneller gehen. Selbst wenn Sie mir mit Erschießen drohen. Wenn ihr Deutschen glaubt, den Krieg gewinnen zu können, dann irrt ihr euch ganz gewaltig. Wir russischen Kommunisten werden am Ende Sieger sein.“

Ich war sehr beeindruckt von der Selbstsicherheit und der Zuversicht dieses Mannes, die durch diese Demonstration seines Glaubens an Rußlands Sieg zum Ausdruck kam. Und dies in einer Zeit, als die deutschen Truppen zu ihrer Offensive 1942 angetreten waren und scheinbar unaufhaltsam vorrückten, zumal ja alle paar Wochen Hunderttausende russischer Soldaten gefangenengenommen wurden. Ich ließ sie weiterwursteln. Schließlich hatte ich anderes zu tun.

Für jede der drei Fertigungshallen war ein Prüfstand vorgesehen, so daß die Triebwerke ebenso wie die fertigen A 4-Geräte an Ort und Stelle gezündet und ihre Funktionen sofort geprüft werden konnten. In einer Besprechung zwischen Dornberger, Schubert und mir entschieden wir uns dafür, zunächst nur eine der drei Fertigungshallen mit einem Prüfstand zu bauen und auszurüsten, um so rasch wie möglich mit der Herstellung der A 4 und ihrer Prüfung beginnen zu können. Dazu sollte vor allem auch ein zentrales Verwaltungsgebäude mit einer Kantine kommen.

Alle diese Gebäude ließ ich von meinem kleinen Baubüro entwerfen. Nach Genehmigung der Entwürfe durch Ministerialrat Schubert gab ich sie an die Baugruppe Schlempp weiter, die in Peenemünde drei schöne, reetgedeckte Bürogebäude für ihre Bauingenieure, Architekten, Zeichner, Bauüberwacher und andere Hilfskräfte erstellt hatte.

Als ich den Entwurf des Verwaltungsgebäudes Ministerialrat Schubert vorlegte, sagte er zu meiner Überraschung, daß er ihn erst von einem unabhängigen Berater überprüfen lassen wolle.

Einige Wochen später brachte mir Schubert eine schöne und akkurate Tuschzeichnung des Verwaltungsgebäudes, mit der Unterschrift eines unabhängigen Beraters versehen, zurück. Dieser hatte unsere grobe Bleistiftzeichnung ohne jede Änderung in ein schönes Gemälde verwandelt.

Um trotz der wachsenden Aufgaben und des damit steigenden Raumbedarfs ungestört weiterarbeiten zu können, machte die Baugruppe Schlempp einen Teil ihres dritten Gebäudes für mich und meinen Planungsstab frei. Wir zogen darin ein und fanden optimale Arbeitsverhältnisse vor.

Aus meiner Baubaracke nahm ich nur meinen Panzerschrank mit. Dieser wurde in den folgenden Tagen Gegenstand einer Rangelei zwischen mir und einem Beamten der Standortverwaltung, der ihn für seine Dienststelle beanspruchte. Ich empfahl ihm, sich zum Teufel zu scheren. Er aber ging stattdessen zum Kommandanten von Peenemünde, Oberst Zanssen, den er wohl für eine Art von Beelzebub hielt. Dieser entschied, daß ich den Panzerschrank behalten dürfe. Daß dieser Beamte mir schon einmal aufgefallen war, hing mit meinem Fahrrad zusammen, mit dem ich die oftmals lange Wege von einer Baustelle zur anderen rasch zurücklegte. Der Beamte verlangte allen Ernstes, daß ich ihm persönlich mein Fahrrad zur Inspektion vorstellen sollte. Ich ignorierte diesen Korinthenausscheider (im Jargon nannte man sie etwas anders und treffender) und ließ das Fahrrad von einem Helfer vorführen. So streng waren also die Bräuche, daß in einem Betrieb, der die sensationellsten Waffen der Welt entwickelte, ein Fahrrad zur Inspektion vorgeführt werden mußte; und dies mehrmals im Jahr!

Wenn wir Werkzeugmaschinen und andere Maschinen benötigten, wurden die Anforderungen von mir an Ministerialrat Schubert eingereicht. Dieser schickte sie, mit seiner Unterschrift versehen, an das Beschaffungsamt des Reichsluftfahrtministeriums (RLM). Nicht ein einziges Mal wurde mir Schuberts Unterschrift verweigert und blieben die Anforderungen auch nur mehr als 24 Stunden im RLM liegen.

Um solche Anforderungen genau und den geforderten Ansprüchen entsprechend zu erstellen und den erbetenden Gegenstand in der gewünschten Güte und Form zu erhalten, erstellte ich spezielle Lieferbedingungen. Vor allen Dingen hatte die Firma, die von meinem Büro für jeden Artikel gegebene Anforderungsnummer auf allen Lieferpapieren und in der Korrespondenz anzugeben. Damit wurden diese Nummern Bestandteil der RLM-Bestellnummern. Sie enthielten die Bezeichnung des Gebäudes und des Platzes innerhalb desselben, an dem die betreffende Maschine aufgestellt werden sollte, und die genaue Abmessungen.

Die Lieferfirmen hatten nach Eingang des Auftrages ein Foto der Maschine einzusenden mit den genauen Abmessungen in allen drei Ebenen, dem Gewicht und den notwendigen Fundamentzeichnungen. Nur so konnten wir bestimmen, ob die Maschine, die z.B. im Obergeschoß der Halle aufgestellt werden mußte, auf der dortigen Arbeitsfläche sicher stand, oder ob ein Fundament bis auf den gewachsenen Boden hinuntergeführt werden mußte. Dies war insbesondere für unsere schweren Pressen von entscheidender Bedeutung. Dieses System funktionierte reibungslos.

Da die Kostenerfassung entscheidend war, um die ins Auge gefaßte Serien- und Massenfabricationen rechnerisch genau kalkulieren zu können, benötigten wir das Hollerith-Lochkartensystem. Ich schrieb deshalb an die Deutsche Hollerith-Gesellschaft und bat um Unterlagen über ihre Lochkarten-Maschinen, den Vorläufern unserer Computer.

Zunächst erhielt ich keine Antwort. Geraume Zeit später erfolgte ein Anruf Dornbergers. Dieser erklärte mir, daß er „von ganz oben“ aufgefordert worden sei, mich zu einem Beamten ins Oberkommando der Wehrmacht zu schicken.

Ich fuhr nach Berlin und meldete mich bei dem Beamten. Dieser erteilte mir eine harte Lektion in Geheimhaltung und meinte: „Die Deutsche Hollerith-Gesellschaft ist eine Tochterfirma des amerikanischen Stammwerkes und somit äußerst spionageverdächtig. Wofür benötigen Sie eigentlich diese Maschine“, fragte er schließlich. Ich erklärte ihm, daß dies für die Kostenerfassung unserer Objekte dringend erforderlich sei und daß ohne ein solches System eine Lagerhaltung bei der künftigen Massenproduktion der A 4 unmöglich sei. Er versprach, diese Maschine sofort zu besorgen, verbot mir aber kategorisch, jemals wieder Kontakt zur Deutschen Hollerith Gesellschaft aufzunehmen. Der Beamte erklärte

mir – nun ganz umgänglich –, daß er einen Nummernkatalog für die deutsche Wehrmacht einführen sollte. Dieser enthalte nicht mehr nur die Benennung der Teile, sondern für jedes Teil eine besondere Nummer. Dies würde natürlich auch unsere Arbeit in Peenemünde wesentlich erleichtern. Auf seine Frage, ob ich ihm helfen wolle, sagte ich zu, mit seinem Büro zusammenzuarbeiten. Damit wurde auch bei uns in Peenemünde das Nummer-System eingeführt. Es funktionierte ausgezeichnet.

Die Raketenmotoren und ihre Wirkungsweise

In dieser Zeit wurde es beim Bau der A 4 notwendig, eine neue Brennkammer mit entsprechenden Düsen zu entwerfen, zu testen und zu bauen. Der Raketenmotor der A 3, der einwandfrei funktionierte und deshalb auch für die A 5 beibehalten wurde, hatte eine lange Brennkammer und eine kurze Düse. Hinzu kam, daß er in den Brennstoffbehälter eingebaut war, in dem sich das Alkohol-Wasser-Gemisch befand. Wir wußten aus Erfahrung, daß man einen Raketenmotor zur Erzielung einer höheren Leistung nicht einfach maßstäblich vergrößern konnte, um so das Mehrfache aus ihm herauszuholen. Jeder Motortyp erforderte eine individuelle Entwicklung. Dies stellte sich wieder klar heraus, als wir den Motor für die A 4 entwickelten, der ja die sechzehnfache Leistung der Motoren für die A 3/A 5 erbringen sollte.

Es wurde für die A 4 vorgesehen, die Treibstoff-Förderung mittels Turbopumpen mit Dampftrieb zu tätigen. Dies verbot den Einbau des Motors – wie bei der A 3 und A 5 geschehen – in den Brennstoffbehälter. Als Treibstoffe wurden flüssiger Sauerstoff und ein Alkohol-Spiritus-Wassergemisch verwandt. Für die Planung der A 4 standen mir lediglich die Hauptabmessungen für die Rakete zur Verfügung. Die Gesamtlänge von 14,03 Metern war nach Dornbergers Überzeugung viel zu groß. Seine Kritik daran blieb aber ohne Erfolg, weil uns unter Betrachtung aller Parameter kein Spielraum für irgendwelche Verkleinerungen blieb. Der Raketenmotor, der ja nicht mehr im Brennstoffbehälter untergebracht werden konnte, mußte außerhalb im Heck der Rakete angeordnet werden. Er trug damit zur beachtlichen Länge der Rakete bei, selbst wenn der Motor so gedrungen wie möglich gebaut wurde. Diesen von mir und meinen Helfern gestellten Forderungen kam Dr. Thiel mit seiner Entwicklungsabteilung entgegen. Er konstruierte den bisher länglich röhrenförmigen Motor der A 4 neu in kompakter Bauweise. Anstelle der bisherigen zentralen Einspritzkonstruktionen entwickelte Dr. Thiel ein Einspritzsystem aus 18 kombinierten Einspritzelementen für Brennstoff und flüssigen Sauerstoff. Sie waren gleichmäßig über den Kopf der fast

kugelförmigen Brennkammer verteilt. Diese Anordnung bewirkte eine optimale Mischung der Treibstoffe und damit eine homogene Verbrennung von 125 kg/sec flüssigen Sauerstoffs und 55,6 kg Brennstoffgemisch, das aus 75 % Spiritus und 25 % Wasser bestand.

Diese Raketenmotoren wurden der Einfachheit halber Ofen genannt. Um der Gefahr des Durchbrennens des Ofens entgegenzuwirken, wurde das bewährte Kühlsystem auch bei der A 4 beibehalten. Und zwar wurde der Brennstoff in der Nähe des Düsenendes zugeführt, an der Außenwand von Düse und Brennkammer in einem Kühlmantel vorbeigeführt und am Ofenkopf durch die 18 Düsen eingespritzt.

Bereits bei meinen Brennversuchen in Berlin-Britz 1931 hatte ich bei diesen Kühlversuchen festgestellt, daß bei einem der Öfen die Schweißnaht zwischen Ofenkopf und Ofenwand einen feinen Haarriß aufwies. Durch diesen Riß war Brennstoff in den Ofen eingedrungen, hatte sich als Film an der Innenwand ausgebreitet und so zu einer effizienten Kühlung beigetragen. Diese zufällige Erkenntnis machte man sich bei der A 4 zu Nutze, indem man Löcher in der Ofen-Innenwand anbrachte, durch welche der Brennstoff gezielt einsickerte und durch den Gasdruck der Verbrennung als Kühlfilm an die Ofen-Innenwand wirkte.

Diese Kühllöcher mußten zunächst bei der Prüfung der A 4-Rakete in der Fertigung und vor dem Schuß auf der Abschußrampe noch eine Prüfung auf Undichtigkeiten ermöglichen. Um dies zu erreichen, schraubte man in jedes winzige Kühlloch eine flache Düse, deren Kühlbohrung mit einem Metall gefüllt wurde, das einen niedrigen Schmelzpunkt hatte. So konnten wir einmal die Undichtigkeiten erkennen und zum anderen wurden durch die Hitze, die das Zündsystem des Ofens entwickelte, die Metallpfropfen weggeschmolzen und gaben den Kühlfluß frei.

Der Motor der A 4 bestand im wesentlichen aus gepreßten Stahlblechteilen und Stahlrohren, die man ohne Schwierigkeiten zusammenschweißen konnte. Die Einspritzelemente wurden durch spanabhebende Bearbeitung geformt. Die Treibstoffbehälter bestanden aus Hydronaliumblechen, ebenso die Rohre für die Treibstoffe. Es handelte sich hierbei um eine korrosionsbeständige Aluminium-Legierung.

Die Außenhülle der A 4 bestand aus fast papierdünnen Stahlblechen, die über ein Stahlgerippe gespannt wurden. Die gleiche Bauweise fand auch beim Heck Anwendung. Die Entwicklung des Turboaggregats für die Förderung der Treibstoffe aus den Treibstoffbehältern in die Brennkammer des Ofens machte gute Fortschritte, ebenso die Weiterentwicklung der Stabilisierungsplattform und der zusätzlich notwendigen neuen Steuerungsgeräte. Dazu gehörte ein elektrisches Netzsystem zur Aktivierung und Kontrolle der elektrischen und mechanischen Bordgeräte.

Die Rakete fliegt – Der erste Schuß ins Weltall

Nach dem Zusammenbau aller Elemente der kompletten A 4-Geräte wurden diese in vielen und oftmals wiederholten Brenn- und Steuerungsversuchen im Prüfstand I auf ihre Funktion hin geprüft. Trotz der zahlreichen Rückschläge und der damit notwendig werdenden Konstruktionsveränderungen wurde bereits im März 1942 der erste Start der A 4 gewagt. Als Startplatz wurde der soeben fertiggestellte Prüfstand VII am Nordende von Peenemünde gewählt. Leider fand dieser erste Versuch ein vorzeitiges Ende, da die Rakete bereits während des Funktionstests des Triebwerkes zerstört wurde. Im Juni 1942 folgte der zweite Versuch. Diesmal funktionierte das Triebwerk, doch kurz nach dem Abheben von der Startplattform begann sich die Rakete um ihre Längsachse zu drehen. Dem Steuerungssystem gelang es zunächst, dieser Drehung entgegenzuwirken, es versagte dann aber, so daß eine Rotation um 360 Grad stattfand. Nach 54 Sekunden erfolgte der Brennschluß des Raketenmotors und nach genau 94 Sekunden schlug die Rakete auf der Ostsee auf, und zwar nur 1,3 km vom Prüfstand VII entfernt.

Im August 1942 war die nächste A 4 startfertig. Vier Sekunden nach dem Abheben versagte die elektrische Stromversorgung. Nach 20 Sekunden verließ die A 4 die vorgeschriebene Flugbahn, erreichte dennoch nach 25 Sekunden die Geschwindigkeit nach Mach 1, während nach 45 Sekunden der Brennschluß erfolgte. Die erreichte Geschwindigkeit war 651 m/s bei einer Flughöhe von 11.700 Metern. Wegen des verfrühten Brennschlusses blieben Treibstoffreste in den Tanks zurück, die eine Explosion herbeiführten. Die Rakete brannte, überschlug sich, die Frontsektion und die Heckflossen brachen ab.

Ein weiterer Startversuch wurde am 3. Oktober 1942 unternommen. Der erste volle Erfolg eines Raketenstarts wurde mit dem Abheben von der Plattform eingeläutet. Die Rakete blieb in der eingegebenen Flugbahn und nach 78,8 Sekunden erfolgte planmäßig der Brennschluß. Die erreichte Geschwindigkeit betrug 1.500 m/s und die Flughöhe 90 km. In 190 km Entfernung vom Prüfstand VII schlug die Rakete nach 296 Sekunden Flugzeit in die Ostsee ein. Sie hatte ein Paket mit grüner Farbe dabei, das beim Auftreffen aufs Wasser zerplatzte, wodurch sich auf der Einschlagstelle ein gut sichtbarer grüner Farbleck abzeichnete, der sofort von einem der bereits gestarteten Flugzeuge gesichtet, gemeldet und vermessen wurde.

Zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit war ein Flug ins Weltall gelungen. Unsere Begeisterung war unbeschreiblich. Wir feierten den Erfolg im Offizierskasino. Unser Traum von der Eroberung des Weltalls war der Wirklichkeit um ein gutes Stück nähergerückt. Nun hätte

eigentlich alles gutgehen müssen, doch es lag in der Tücke des Objekts, daß weitere Starts mehr oder weniger eine einzige Folge von Enttäuschungen wurden. So versagte wiederholt das Steuerungssystem, dann das Triebwerk, wobei Explosionen während der aufstrebenden Kurve der Flugbahn auftraten. Dann und wann explodierte die Rakete bereits auf dem Starttisch während der Triebwerkszündung.

Dies bedeutete nicht mehr und nicht weniger, als daß die A 4 noch lange nicht ausgereift war, sondern immer noch voller bisher unbekannter Tücken steckte, die auszumerzen waren, bevor eine Serienfertigung anlaufen konnte.

Für uns alle in Peenemünde war dies eine große Herausforderung. Um weitergehend forschen und die vielen Einzelkomponenten durchtesten zu können, wurden Verträge mit Universitäten und Technischen Hochschulen geschlossen, die uns das Wissen und die Forschungsanlagen dieser Institute zugänglich machten. Diese Zusammenarbeit erwies sich als konstruktiv und führte zur Lösung vieler technischer Einzelprobleme. Kurze Zeit nach dem ersten erfolgreichen Schuß der A 4, aber noch vor dem Erscheinen der versteckten Probleme während der folgenden Schießversuche, verlangte Dornberger von mir eine Aufstellung der Arbeitskräfte, die benötigt werden würden, um die Fertigung einer Versuchsserie von 300 A 4 pro Monat zu schaffen. Mein Vertreter, der immense Erfahrungen in der Serienfertigung von Geräten aller Art hatte, erstellte eine Liste des benötigten Personals. Er hatte einen Gesamtbedarf von 5.000 Personen errechnet, wobei er alle Fachkategorien aufführte und die Zu- und Hilfsarbeiter hinzurechnete. Ich sah diese Liste durch, fand sie in Bezug auf die Zahlen der Ingenieure, Techniker, Meister, Mechaniker, Buchhalter, Schreib- und Hilfskräfte der eigentlichen Fertigung, einschließlich der Instandhaltung der Betriebe in Ordnung. Alles war korrekt, es gab nichts daran auszusetzen. So rief ich Dornberger an und sagte, daß diese Frage gelöst sei. Er bestellte mich in sein Berliner Büro und bat darum, auch den Personalchef des Entwicklungswerkes mitzubringen, der ebenfalls Weisung erhalten hatte, eine solche Personalbedarfsliste für sein Werk zu erstellen.

Am nächsten Sonntagnachmittag flogen wir in einer einmotorigen Maschine nach Berlin. Als wir Dornberger unsere Listen vorlegten, war ich maßlos überrascht, daß das Entwicklungswerk nur 50 Leute angefordert hatte. Dornberger akzeptierte unsere Listen und erklärte, daß er Ingenieure und Techniker von der Front für Peenemünde freistellen lassen werde.

Das Entwicklungswerk Ost und unser Versuchswerk Süd wurden Ende 1942 benachrichtigt, daß die Soldaten in Kürze eintreffen würden. Da sie vorerst nicht in die Werksanlagen eingelassen werden durften, erfolgte ihre Vorstellung und die Zuteilung an die beiden Gruppen in einer kleinen

Gastwirtschaft am Bahnhof der Wohnsiedlung. Vom Werk Süd war ich als einziger anwesend. Das Werk Nord war mit Wernher von Braun an der Spitze und seinem Vertreter, Dipl. Ing. Eberhard Rees, sowie Dr. Ing. Ernst Stuhlinger, dem Chef des Laboratoriums für Bordgeräte, Steuerung und Meßwesen, erschienen.

Da ich 5.000 Leute angefordert hatte und das Werk Nord nur 50, war ich überzeugt, den Löwenanteil an Fachleuten zugeteilt zu bekommen. Meine Enttäuschung war groß, denn von Braun nahm den Großteil in Beschlag, während ich mich mit dem Rest begnügen mußte.

Es war klar, daß der Betriebsleiter von Werk Ost, Dipl. Ing. Major Stegmaier, der als Vertreter von General von Zanssen ins Werk gekommen war, die Zahl 50 genannt hatte, ohne mit den Entwicklungsleuten zu sprechen.

Major Stegmaier gab anschließend Dornberger anläßlich einer Besprechung im Werk Ost ein viel zu optimistisches Bild des Entwicklungsstandes der A 4, das in keiner Weise der Wirklichkeit entsprach. Deshalb meldete ich mich bei Dornberger während seines Besuches in Peenemünde, um ihm meine Bedenken dagegen vorzubringen, die ich anhand von Skizzen erläuterte, die ich mir gemacht hatte. Dornberger schien dies überhaupt nicht hören zu wollen. Nach einigen Minuten faßte er mich am Arm und schob mich durch die Tür hinaus. Major Stegmaier hatte offenbar aus Furcht die großen Probleme verschwiegen. In der Besorgnis, daß wir im Werk Süd eher fertig werden könnten, als er im Werk Nord, und damit Druck auf ihn ausüben könnten, versuchte er, unsere Arbeit immer wieder zu behindern. Er ließ von der Baugruppe Schlempp, die gerade den ersten Prüfstand im Werk Süd baute, Bautrupps abziehen, um sie für angeblich wichtigere Arbeiten irgendwo anders einzusetzen.

Zur Person von Major Stegmaier muß gesagt werden, daß er den Kommandanten von Peenemünde, Generalmajor Zanssen, vertrat, der gerade an der Ostfront als Kommandeur der Werferbrigade 15 eingesetzt war. Als General Zanssen von der Ostfront zurückkam, suchte er mich sofort im Werk Süd auf und gratulierte mir zu dieser neuen Fabrik, die ich aufbaute. Dazu bemerkte er: „Ich habe viele Fabriken von der Größe Ihres Werkes Süd in den russischen Wäldern gesehen, in denen die Fundamente für die zu erwartenden Maschinen bereits gegossen waren und aufnahmebereit auf Maschinen und Belegschaft warteten. Der Angriff gegen die Sowjetunion hat sozusagen im letzten Augenblick noch eine Gewinnchance für uns eröffnet. Ein Jahr später wäre er völlig aussichtslos geworden.“

Durch diese Mitteilung wurde ich an jenen russischen Kriegsgefangenen erinnert, der mir eine Lektion im Glauben an den kommunistischen Endsieg erteilt hatte.

An dieser Stelle möchte ich auf einen meiner alten Freunde, den Papa Riedel zurückkommen, der ja im Jahre 1937 mit dem Entwurf der A 4 auf dem Kummersdorfer Schießplatz begonnen hatte. Er setzte seine Arbeit erfolgreich in Peenemünde fort. Sein einziger Nachteil war, daß er als „nur Ingenieur“ gegenüber den akademisch gebildeten Diplomingenieuren und Dr.-Ing.'s Vorbehalte hatte. Wenn er dies eben vermeiden konnte, nahm er keinen Akademiker in sein Team auf. So kam es, daß die meisten Akademiker im Werk Süd landeten. Ich hatte ihnen gegenüber keinerlei Vorbehalte und natürlich auch keine Komplexe.

Als Riedel nun solche diplomierten Techniker einstellen mußte, ernannte Dornberger, der dessen Achillesferse kannte, ihn zum Oberingenieur. Kurze Zeit darauf wurde auch ich dieses Titels für würdig erachtet. Im weiteren Verlauf der Entwicklung war ich mehr und mehr dazu gezwungen, wichtige Teilarbeitskreise zu delegieren. Mit dem von mir ernannten Chef des Wareneingangs und der Wareneingangsprüfung tat ich einen guten Griff. Anders war es mit dem Chef der A 4-Fertigung im Fertigungsgebäude F 1 bestellt, den man, bildlich gesprochen, stets an die Hand nehmen mußte. Anstatt Probleme auszuräumen, verstand es dieser Mensch, solche neu zu schaffen. Dornberger wollte, daß ich ihn zu meinem Vertreter ernannte. Diesen Gefallen konnte ich ihm jedoch nicht tun, obgleich sich dieser bei Dornberger beschwerte. Auch dem erneuten Drängen Dornbergers folgte ich nicht.

Der Sonderausschuß A 4

Um die Frage der Kriegsverwendung und der Großserienproduktion der A 4 zu prüfen und gegebenenfalls zu organisieren, schuf Rüstungsminister Albert Speer Anfang 1943 den Sonderausschuß A 4. Der Leiter des technischen Hauptamtes unter Minister Speer, Karl Otto Saur, berief dafür den DEMAG-Geschäftsführer Gerhard Degenkolb zum Direktor. Degenkolb war ein ausgewiesener Fachmann für die Serienproduktion. Er hatte die deutsche Kriegslokomotive mit seinem Hauptausschuß Schienenfahrzeuge unter schwierigsten Bedingungen zustande gebracht und gegen Ende 1942 auf die geforderte Fertigungszahl von 2000 Lokomotiven im Monat hochgeschraubt. Zu seinem Stab gehörte auch Dipl. Ing. Stahlknecht. Dieser brachte immense Erfahrungen aus der Flugzeugfabrikation mit. Im März 1943 kam Degenkolb mit Ausschußmitgliedern und Vertretern des Speer-Ministeriums, zu denen auch der Leiter der Finanzen, Commerzbankvorstand Prof. Karl-Maria Hettlage, gehörte, zu einer Machbarkeitsprüfung nach Peenemünde. Dornberger, von Braun und ich trugen die Entwicklung und ihren aktuellen Stand vor. Die Herren aus Berlin entschieden, daß mein Versuchsserienwerk – Werk

Süd – in Peenemünde, die Rax Werke in Wiener-Neustadt und die Zeppelinwerke in Friedrichshafen zur Produktion ausgewählt wurden und die Montage der A 4 übernehmen sollten.

Darüber hinaus wurde entschieden, daß für jedes Bauteil der A 4 vorsorglich drei Zulieferfirmen beauftragt werden sollten. Auf diese Weise wollte man sichern, die notwendigen Bauteile für die Rakete auch noch beim Ausfall der Produktion des einen oder anderen Werkes oder der Zulieferverbindung immer noch zu erhalten.

Der Degenkolb-Ausschuß hielt eine Produktion von 900 A 4 je Monat für erreichbar, sobald die Rakete die Serienreife haben würde. Während eines späteren Treffens verstieg sich Karl Otto Saur zur Behauptung, „aus der hohlen Hand“ eine monatliche Stückzahl von 2000 Raketen liefern zu können. Als einer der Zulieferer diese utopischen Zahlen monierte, wurde er kurzerhand von Saur für abgesetzt erklärt. Saur verlangte vom Chef der betreffenden Firma einen neuen, aus Saur's Sicht kompetenteren Mann.

Die Schaffung dieses A 4-Ausschusses hatte zur Folge, daß Dipl. Ing. Stahlknecht nach Peenemünde kam, um hier die Produktionsunterlagen zusammenzustellen. Dies war kein leichtes Unterfangen, denn die A 4 war ein fliegendes Laboratorium, in welchem sich Erfinder mit immer neuen und besseren Ideen austobten, so daß Änderungen an der Tagesordnung waren.

Ich sah einmal, als ein Gerät schon betankt war und in wenigen Minuten geschossen werden sollte, daß Dr. Steinhoff mit einer neuen Komponente unter dem Arm die Leiter an der A 4 hochstieg und das neue Teil in dem sogenannten Geräteraum einbaute.

Produktionszeichnungen wurden geändert, noch ehe die erste Ausführung erfolgt war. Allerdings mußte die Produktion oftmals auch umgestellt werden, weil die betreffenden Zulieferer durch Luftangriffe ausfielen. In der letzten Kriegsphase war es teilweise so, daß das einzige verfügbare Aluminium jenes von den abgeschossenen Feindflugzeugen war. Und das hatte nicht die Qualität, die wir an und für sich benötigten. Einer meiner Mitarbeiter machte darüber einmal einen etwas makabren Scherz, als er sagte: „Auf diese Weise schicken wir den Engländern ihr Aluminium per Expreß wieder zurück.“

Zu den Engpässen an Aluminium und auch an Stahl kam hinzu, daß die Arbeitskräfte oftmals den an sie gestellten Anforderungen nicht gerecht werden konnten. Besondere Schwierigkeiten traten bei der elektrischen Verkabelung auf. Das Anlöten der feinen und feinsten Drähte an die Instrumente war eine Spezialarbeit. Ein durchschnittlicher Elektriker tat sich sehr schwer damit. Sie mußten durchweg nachgeschult werden. Für sie schrieb der Techniker Wittmann, ein Experte auf diesem Gebiet, einen besonderen Lehrgang für die Vorbereitungen und speziell das Lötten an Raketengeräten. Diese Verdrahtungen waren gewissermaßen die

Nervenenden unseres Offens.

Ebenso kritisch war das Schweißen der Treibstoffbehälter. Diese Tanks bestanden aus Hydronalium, einer korrosionsbeständigen Aluminium-Legierung. Das Schweißen stellte höchste Sauberkeitsanforderungen. Ein Dr. Ing. und ein Dipl. Ing., die sich darin auskannten, schrieben auf meine Weisung hin ein Schweiß-Handbuch für Hydronalium.

Mit dem Bauleiter der Firma Dykerhoff & Widmann, jener Firma, die die Fabrikhallen aus Stahlbeton bauten, hatte ich eine Vielzahl erfolgreicher Gespräche. Von ihm erfuhr ich, daß das Rüstungsministerium eine Rechenmaschine – ähnlich unserem heutigen Computer – habe, in der die Kapazitäten aller Grundmaterialien gespeichert waren, die der deutschen Rüstung zur Verfügung standen. Beispielsweise für Stahl, Aluminium, aber auch für Kohle, Benzin und andere Grundstoffe, selbst für Holz. Für jedes dieser Grundmaterialien war ein Leiter mit einem Arbeitsstab eingesetzt. Diese Stäbe wurden als Ringe bezeichnet. Es bestanden etwa 30 solcher Ringe, zum Beispiel der Stahlring, der Aluminiumring und andere. Auf diesen so gewonnen Kenntnissen aufbauend, wurden von allerhöchster Stelle die Zuteilungen vergeben.

Wir litten unter der niedrigen Dringlichkeitsstufe. Erst nachdem Dornberger und von Braun Hitler in Rastenburg aufgesucht und unseren A 4-Film gezeigt hatten, erhielten wir durch Hitler die höchste Dringlichkeitsstufe. Bis dahin hatte Hitler den Bau von Raketen für diesen Krieg nicht für erwägenswert gehalten. Er bezweifelte zu Recht eine kriegsrelevante Wirksamkeit der A 4 mit ihren 1000 Kilogramm Sprengstoff. „Eine einzige He 111“, soll er gesagt haben, „schafft vier solcher Bomben von 1000 Kilo ins Ziel und kehrt wieder zurück, um weitere Bomben an den Feind zu bringen.“ Die A 4 hat ihn nach der Filmvorführung bei der Suche nach Wunderwaffen offenbar völlig geblendet. Er war besessen davon, es den Engländern heimzuzahlen und die Vernichtung deutscher Städte im Gegenzug mit der V 2 zu beantworten. Doch dies war ohne jeden Zweifel ein ungeeigneter Weg, denn für jede V 2 hätte er einen Jäger bauen lassen können. Dies würde die deutsche Luftabwehr enorm verstärkt haben. Insbesondere dann, wenn er die Herstellung und Serienreife der Me 262 forciert hätte. Diese wäre im Stande gewesen, durch die Bomberformationen des Gegners, seien es nun die 8. USAAF oder die RAF, zu fegen und die Bomber reihenweise abzuschießen und jedem möglichen Verfolger binnen kürzester Zeit zu entkommen.

Der Bombenhagel auf Deutschland forderte Hekatomben an Opfern, denn von einer Schonung der Zivilbevölkerung konnte keine Rede sein. Er zerstörte die wesentlichen Substanzen der deutschen Städte und lähmte die Industrie. Ziele hatten nach den Worten der führenden Bomberexperten Großbritanniens und der USA „die Städte und die Zivilbevölkerung zu sein“.

Welche Wirkung eine erfolgreiche Verteidigung gegen eine Bomberarmada hatte, wurde am Einsatz der 8. USAAF gegen Schweinfurt und Regensburg deutlich, als am 17. August 1943 mit einem Schlage von den 376 gestarteten Bombern 60 abgeschossen wurden, was 16 % der eingesetzten Bomber bedeutete. Beim zweiten Angriff der 8. USAAF auf Schweinfurt am 14. Oktober 1943 wurden von 291 eingesetzten viermotorigen Bombern allein 60 über Deutschland abgeschossen, 17 gingen über See und über England verloren. 121 wurden beschädigt. Allerdings wurden auch 50 deutsche Jäger abgeschossen.

Dennoch wurden diese beiden Angriffe von amerikanischer Seite als die „große Herbstkrise der USAAF“ bezeichnet. Die Generale Spaatz und Eaker erklärten in einer Krisensitzung: „Noch eine oder zwei solcher Niederlagen und wir packen ein und fliegen nach Amerika zurück.“ Zu dieser Zeit hätte die Me 262 bereits im Einsatz sein können. Anstelle der insgesamt hergestellten etwa 6000 V 2 hätte die Luftwaffe Ende 1943 bis Mitte 1944 über mindestens die gleiche Zahl Düsenjäger verfügen und das „Dach über Deutschland“ damit dichtmachen können.

Auch die Tatsache, daß durch die intensive Arbeit an der V 2 die Raketentechnik entscheidende Sprünge nach vorne gemacht hat und damit das Raketenzeitalter insbesondere mit den Möglichkeiten der Satelliten und der weltweiten Kommunikation heraufziehen ließ, ändert nichts an dieser Tatsache. Hitler, der eine Vergeltungswaffe wollte und nicht die Vorbereitung für eine Weltraumrakete, wurde durch den knalligen Film über den Start der V 2 offenbar noch weiter weltentrückt inspiriert. Der Erfolgsfilm aus Peenemünde versprach für die Phantasie des „Führers“ viel mehr, als die Realität halten konnte.

In einer vieljährigen Arbeit ohnegleichen, die Unsummen verschlang, wurden gerade so viele V 2 hergestellt und mit Sprengstoff auch wirklich gegen den Feind abgeschossen, wie ihn ein einziger britischer Bombenangriff, beispielsweise auf Dortmund mit rund 4.700 Tonnen leicht hat werfen können.

Soviel zur Kriegsrelevanz und -auswirkung meiner Arbeit im Werk Süd in Peemünde. Doch zurück zu meinem Einsatz. Der Bau der Fabrikhallen des Werkes Süd machte gute Fortschritte. Ebenso ging der Bau des Kraft- und Heizwerkes gut voran, aus dem ein riesiges Spinnennetz von Fernheizungsrohren in alle Fabrikanlagen und Häuser führte. Die Produktionsanlage für flüssigen Sauerstoff war bereits in Betrieb. Der flüssige Sauerstoff wurde abgefüllt und für die Prüfstände im Entwicklungswerk Ost verwendet. Hier konnte ich überall den Erfolg meiner Arbeit mit eigenen Augen sehen. Leider kam es während der Arbeit in der Anlage für flüssigen Sauerstoff, die nicht meiner Aufsicht unterstand, zu einem schweren Unfall, als ein Arbeiter bei Stemmarbeiten einen Funken auslöste, der den auf irgendeine Weise ausgelaufenen flüs-

sigen Sauerstoff in Brand setzte. Der Mann verbrannte.

Inzwischen war es Frühjahr 1943 geworden und die Vorbereitungen für eine Serienfertigung der A 4 waren weit fortgeschritten. Um diese Zeit erschienen über Peenemünde feindliche Aufklärungsflugzeuge, die für deutsche Jäger und die deutsche Flak unerreichbar hoch flogen.

Viel später sah ich in einem Schweizer Magazin Luftaufnahmen dieser Aufklärer, die auch die Wohnsiedlung in Peenemünde zeigten, auf der selbst das Haus, in dem wir wohnten, mit allen Einzelheiten klar und deutlich zu erkennen war.

Aufgrund dieser Einzelmaschinen, über deren Zweck sich die Führung der Luftwaffe durchaus im klaren war, mußten Luftschutzgräben gebaut werden, und für die Wohnsiedlung wurde angeordnet, alle Häuser mit einem Tarnanstrich zu versehen, was aber im August 1943 noch nicht ausgeführt war. Hinter unserem Haus beispielsweise stieg das Gelände etwas an. Dieser flache Hügel bestand aus einer uralten, mit großen Bäumen bestandenen Sanddüne. In dieser Düne und auch anderswo wurden Gräben ausgeworfen. Von innen wurden die Sandwände durch Baumstämme abgestützt, von oben mit einem Meter Sand bedeckt. Durch eine Tür, von einem Sandhaufen notdürftig geschützt, gelangten wir in den Schutzgraben. Der Tür gegenüber befand sich ebenso eine Bank, wie an den beiden Längswänden des Schutzraumes, der bis zu zehn Menschen mit Notgepäck aufnehmen konnte.

Auf zwei Dienstreisen nach Berlin hatte ich bereits Bekanntschaft mit Feindbomben und deren Spreng- und Brandbomben gemacht, war aber mit ein bißchen Glück heil davongekommen. Dennoch wußte ich, was solche Bomben anrichten konnten und erhielt so einen Vorgeschmack dessen, was in Peenemünde noch auf uns lauerte.

Die alliierten Luftangriffe wurden intensiver. Über Peenemünde flogen ganze Bomberpuls hinweg in Richtung Stettin, wo ein Werk zur Erzeugung synthetischen Benzins gebombt wurde. Diese Bomber flogen so niedrig, daß man ihre Umrisse bei Mondlicht gut ausmachen konnte. Nicht einmal wurde für uns in Peenemünde Fliegeralarm gegeben. Von unserem Schlafzimmerfenster aus sahen wir die Blitze der Bombeneinschläge und das Flakfeuer. Über Peenemünde flogen die Bomber dann wieder zurück.

Wenn das Hydrierwerk in Stettin repariert war, erfolgte in einer der nächsten Nächte prompt ein neuer Angriff. Ein Untergrundsender bei Stettin sollte – so die Mundpropaganda – die Engländer auf dem Laufenden halten. So wurde es Sommer, und eines Tages berief ich eine Besprechung meines Planungsstabes ein, um mich über den neuesten Stand der Fertigungseinrichtungen zu orientieren. Insbesondere lag mir der Fortschritt der Taktstraße für die horizontale Montage der A 4 am Herzen. Es sah gut aus. Mir wurde berichtet, daß bis Ende August die Taktstraße für die versuchsweise Montage fertig sein würde. Auch die

Taktstraßen für die Hauptkomponenten der A 4 wie Triebwerk, Mittelteil, Geräteraum und Heck waren zur Montage bereit. Während dieser Besprechung kam meine Sekretärin ins Büro und meldete mir, daß draußen ein Herr des Sonderausschusses A 4 warte und eine Unterredung mit mir wünsche. Da meine Besprechung beendet war, entließ ich meine Mitarbeiter, um diesen neuen Herrn zu begrüßen.

Auftritt Albin Sawatzki

Meine Sekretärin führte einen Herrn in mein Büro, der sich selbst vorstellte, indem er seinen Namen fast hinausschrie: „Sawatzki!“ Das eine seiner Augen fast geschlossen. Er machte einen überarbeiteten, nervösen und unausgeschlafenen Eindruck auf mich. Seine ersten Worte zeigten mir, wem ich ihn zu verdanken hatte: „Ich bin von Herrn Degenkolb als Leiter des Arbeitsausschusses Serie ernannt worden.“ Serie, das war die Bezeichnung für Massenproduktion der A 4, und eine solche gab es überhaupt noch nicht, wenngleich die Vorbereitungen bei uns im Werk Süd kurz vor dem Ziel standen und auch die Rax-Werke und die Zeppelinwerke einen ähnlichen Vorbereitungsstand erreicht hatten. Unsere Unterhaltung war nur von kurzer Dauer. Dann machte ich ihn mit meinem Chefplaner bekannt, dem ich Weisung gab, Herrn Sawatzki Zutritt zu allen Planungsunterlagen, einschließlich des geplanten Arbeitskräftebedarfs, zu geben. Zwar war weder in der Grundstückssitzung der Name Sawatzki gefallen noch wurden er oder der neue Arbeitsausschuß erwähnt. Neue Überlegungen des Rüstungsministeriums mit Herrn Degenkolb mußten zu einer solchen Entscheidung geführt haben.

Wer dieser Schreihals Sawatzki war, wußte ich nicht. Erst später fand ich heraus, daß er als Dipl. Ing. bei den Henschelwerken in Kassel gewesen war. Dort hatte er die höchsten Vollmachten und Dringlichkeitsstufen zur Konstruktion und Bau des neuen Tigerpanzers erhalten und diesen in wenigen Monaten aus dem Boden gestampft. Dabei sei er, so die Nachrichten, die ich erhielt, in brutaler Manier förmlich über Leichen gegangen. Seine Brutalität schien für Degenkolb die Voraussetzung, hier in Peenemünde einen Blumenstrauß zu gewinnen. Sawatzki trug seit seiner Leistung das Ritterkreuz zum Kriegsverdienstkreuz. In einer Sitzung Mitte August, die letzte vor dem Bombenangriff, unter Vorsitz von Generalmajor Dornberger, an der nur wir Peenemünder teilnahmen, wies Stahlknecht mit Nachdruck auf die laufenden Änderungen an der A 4 hin. Wernher von Braun entgegnete, daß trotz aller Anstrengungen die Fehlerursachen noch nicht gefunden, und daß demzufolge eine Stabilisierung der Fertigungsunterlagen noch lange nicht erreicht sei, sondern daß noch gewaltige Entwicklungsprobleme vor uns lägen. Dr. Thiel, der mit der Entwicklung des Raketenmotors A 4 außerordentliche Erfolge

erzielt hatte, war verzweifelt und erklärte zum Entsetzen aller: „Ich bin nach sorgfältigen Überlegungen zu der Überzeugung gelangt, daß der Raketenmotor in diesem Krieg nicht mehr einsatzbereit gemacht werden kann. Wir benötigen sicherlich noch lange Zeit, bis die Versager ausgemerzt sind. Ich quittiere hiermit meine Stellung als Raketenentwickler und werde mich nach einem Lehrstuhl an einer Technischen Hochschule umsehen.“ Das war ein furchtbarer Schlag für uns alle; nicht zuletzt auch für Dornberger, der den Erfolg um jeden Preis erringen wollte. Immerhin galt es, sein Lebenswerk Peenemünde zu retten. Erst nach langem Für und Wider gelang es der Gruppe der führenden Spezialisten den Pessimismus Thiels und seiner Entwicklungsingenieure so weit zu zerstreuen, daß alle mit noch größerem Einsatz weiterarbeiteten. Generalmajor Dornberger war ebenso wie wir alle zunächst sehr erleichtert. Die Gefahr war abgewendet. Aber nur wenige Tage später mußte er erleben, wie sein Lebenswerk in einem dreifachen Angriff der Royal Air Force in der Nacht zum 18. August 1943 fast zerstört worden wäre. Ich selber hatte seit Wochen das Gefühl, daß eine Katastrophe über uns hereinbrechen würde. Waren wir bisher des Nachts beim Überfliegen von Peenemünde durch Feindbomber nicht aufgestanden, besprach ich jetzt mit meiner Frau alle nur möglichen zu ergreifenden Maßnahmen, falls es zum Bombenangriff auf Peenemünde kommen sollte. Wir bereiteten einen Notkoffer vor und füllten die Badewanne mit Wasser.

Der Bombenangriff auf Peenemünde

Bereits im Frühjahr 1943 häuften sich die Meldungen der deutschen Flugbeobachtungsdienste über Einflüge alliierter Bomber über Peenemünde hinweg nach Osten. Stettin war mehrfach ihr Ziel, ebenso Berlin und andere Städte ostwärts von Usedom. Peenemünde wurde von sehr hochfliegenden britischen Aufklärungsflugzeugen überflogen und es war klar, daß unsere Raketenwerkstatt früher oder später Ziel eines Bombenangriffs der RAF werden würde. Man erkannte hochfliegende Spitfires, die in einer unbewaffneten – und dadurch schnelleren – Version als Aufklärer dienten und sehr hoch steigen konnten. Daneben wurden auch Mosquitos gesichtet, ein neues zweimotoriges schnelles Flugzeug, dessen wesentliche Teile aus verleimten Sperrholz bestanden. Die spätere „Miß Peenemünde“, Constance Babington-Smith, Tochter des Präsidenten der Bank von England, flog als Beobachterin über Peenemünde. Ihr gelang es einige Luftbilder zu schießen, die von Sir Duncan Sandy ausgewertet wurden. Dieser erkannte darauf Raketen, die Peenemünde als V-Waffenwerk auswiesen. Am 10. Juli 1943 schrieb er an den Stellvertreter des Stabschefs des britischen Luftwaffenführungsstabes, daß die Deutschen in Peenemünde Raketen starteten. „Diesen Gefahrenpunkt

müssen wir so schnell wie möglich ausradieren.“ Daraufhin legte der Führungsstab der Royal Air Force die „Bomber- Commando-Operations-Order Nr. 176“ vor und schrieb dazu: „Das Unternehmen Hydra (Bombenangriff gegen Peenemünde) muß mit einem tödlichen Schlag bei Mondschein geführt werden.“ Es ging – und nichts anderes wurde mit diesen Worten zum Ausdruck gebracht, um die Ausschaltung der Ingenieure, Techniker, Werkmeister und Arbeiter der Anlage. Mit diesem Angriff sollte der Großteil der führenden Männer Peenemündes und damit die Raketenforschung eliminiert werden. Daß sich etwa 18.000 Menschen in dem zu bombenden Areal aufhielten, spielte keine Rolle. Noch weniger die Tatsache, daß es sich neben den zu vernichtenden Forschern auch um deren Familien, Frauen und Kinder, handelte. Daß im Gesamtkomplex Peenemünde, im Ausländerlager Trassenheide, etwa 10.000 bis 12.000 Fremdarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge beschäftigt waren, wurde nicht zur Kenntnis genommen. Die Zielangaben für die auf Peenemünde angesetzten Bomberverbände und deren Führer lauteten: „Die Wohnsiedlung in Karlshagen und die Häuser der Wissenschaftler.“ Das Ausländerlager Trassenheide stand nicht auf der Liste, erhielt aber die schwersten Treffer, die etwa 800 Arbeitern das Leben kostete.

Das Unternehmen Hydra – Bomben auf Peenemünde

Als die bereitstehenden Bomberverbände das Codewort „Hydra“ empfangen, starteten nacheinander 596 viermotorige Bomber der Typen Avro-Lancaster, Short-Stirling und Handley-Halifax von den verschiedensten Startplätzen in Süd- und Südwestengland. Alle Maschinen waren bis unter die Halskrause mit Treibstoff und Bomben beladen.

Über Dänemark fliegend, erreichten sie die Südspitze Rügens und flogen direkt nach Peenemünde. Die angegebenen Ziele lagen in einer Linie mit der fünf Kilometer nördlich Peenemünde gelegenen kleinen Insel Ruden. In Peenemünde wurde um 23.25 Uhr Voralarm gegeben, doch diese Maschinen flogen über die Anlagen hinweg in Richtung Berlin. Erst um 1.09 Uhr wurden die ersten roten Markierungen gesetzt, die anzeigten, daß diesmal Peenemünde das Ziel sein würde. Eine Minute darauf warfen die Blindmarkierer weiße Leuchtfallschirme. Danach folgten Gelblichtbomben, die grüne Markierungen zeigten. Damit begann für Peenemünde, Trassenheide und Karlshagen das Inferno.

Drei Wellen Bomber flogen hintereinander die Heeresversuchsanstalt und das Arbeitslager an. Die erste Bomberwelle hatte die Wohnhäuser der Wissenschaftler zum Ziel gehabt. Die zweite Welle, die vier Minuten später über Peenemünde erschien, war auf die Werkhallen angesetzt. Die dritte Welle sollte von der gesamten übrigen 5. Bombergroup geflogen werden.

Zunächst hatte man deutscherseits auch in dieser Nacht nicht an einen Angriff gegen Peenemünde geglaubt, denn es sah ganz so aus, als läge abermals Berlin im Fadenkreuz der Angreifer. Diese Täuschung wurde durch acht britische Mosquitos verursacht, die nach dem Überfliegen von Dänemark und Kursaufnahme auf Berlin die sogenannten „Windows“ geworfen hatten, die zahlreiche Gegner vortäuschten.

Als aber die farbig verschiedenen Zielmarkierer-Bomben auf Peenemünde fielen, wußten sie, daß diesmal die Raketenwerkstätte Ziel des nächtlichen Großangriffs war. Die ersten 271 Maschinen warfen nacheinander Spreng- und Brandbomben. Es wurde jedoch hiervon nicht die Siedlung getroffen, sondern das zwischen 2000 und 3000 Meter entfernt gelegene Fremdarbeiterlager Trassenheide. Zwar wurde dieser Irrsinn der Zielmarkierer bemerkt, konnte aber nicht mehr korrigiert werden.

Inzwischen waren in ganz Peenemünde die Nebelgeneratoren angeworfen worden. Der herrschende Westwind trieb dichte Nebelschwaden über den schmalen Küstenraum des Werkes, so daß das Ziel nicht mehr gefunden werden konnte. Allerdings war die mittlere Zielmarkierung mitten in der Wohnsiedlung niedergegangen und von 01.17 bis 01.27 Uhr fielen dort die Bomben dicht bei dicht.

Im Lager Trassenheide starben etwa 800 Fremdarbeiter. Von den 30 Baracken des Arbeitslagers Schlempp brannten 16 völlig nieder. Ebenso brannte die Siedlung der Wissenschaftler lichterloh. Die Zielversetzer für die zweite Welle traten anschließend in Aktion. Danach werfend, deckten die 113 Lancaster-Bomber der zweiten Welle das Versuchsserienwerk ein. Die beiden Wellen waren in einer außergewöhnlich niedrigen Höhe von nur 1.500 bis 2.000 Metern angeflogen, um wirklich mitten ins Ziel zu treffen, das durch die schweren Brände grell erhellt wurde. Nur einige deutsche Nachtjäger griffen bereits jetzt in den Kampf ein. Generaloberst Weise, Luftwaffenbefehlshaber Mitte, hatte nach Eingang des wahrscheinlichen Zieles Berlin den Einsatz des Jagdgeschwaders 300 mit allen drei Staffeln zur Verteidigung des Luftraumes über der Reichshauptstadt befohlen. Die II. Gruppe des NJG 3 startete um 23.07 in Jagel. Ihre Maschinen flogen über dem Luftraum Berlin und erwarteten den heran kommenden Gegner, der allerdings ausblieb.

In einem geschickten Schachzug hatten Feindagenten und ein Sabotage- trupp die Befehlszentrale der deutschen Nachtjagd in Arnheim-Deelen lahmgelegt. Dem Bluff aufsitzend, hatte auch General Junck, Kommandeur der 4. Jagddivision in Döberitz, den Befehl ausgegeben: „An alle Nachtjäger des XII. Fliegerkorps: Antreten auf Berlin!“ Erst als im Norden heller Feuerschein am Himmel stand, wurde den eingesetzten Gruppen bewußt, daß sie genarrt worden waren. Die Piloten sahen das in 150 Kilometer Entfernung gelegene Peenemünde brennen. Sie drehten nach Norden ab, um sich diesem Gegner entgegenzuwerfen.

Inzwischen hatte auch die dritte Bomberwelle Peenemünde erreicht. Sie bestand aus 54 Halifax- und 126 Lancasterbomben, die von Oberst Searby eingewiesen wurden und über den Häusern von Prof. Dr. Braun und Generalmajor Dornberger ihre Bombenlast abwarfen. Die Bomben lagen als Fehlwürfe allerdings 2000 Meter vom Ziel entfernt. Peenemünde war unter einer dicken Rauchdecke verschwunden, aus der immer wieder spitze Flammen und heftige Detonationen der mit Zeitzündern versehenen Bomben emporloderten. In dieser Phase waren endlich jene deutsche Nachtjäger herangekommen, die noch genügend Teibstoff hatten, um in die letzte Aktion des Gegners eingreifen zu können. Wären alle 203 Maschinen zum Schuß gekommen, hätte dieser Angriff Englands Bomberkommando schwer dezimiert.

Familie Rudolph im Inferno

Kurz nach Mitternacht wurde am 18. August wieder einmal Fliegeralarm gegeben. Als wir auf die Terrasse hinter unserem Haus traten, sahen meine Frau und ich bereits im Norden, ebenso auch im Süden, „Christbäume“ hängen; jene Markierungen, nach denen die Bomberpulks von den Pfadfindern zum Wurf eingewiesen wurden.

Schlagartig wurde mir klar, daß wir uns mitten im Bombengebiet befanden. Meine Frau hatte unsere Tochter auf den Arm genommen und ich schnappte mir den Notkoffer. Gemeinsam rannten wir in Richtung unseres Luftschutzgrabens. Unterwegs dorthin hörte ich bereits die ersten Bombenexplosionen. Fast gleichzeitig mit uns kamen unsere Nachbarn aus dem angrenzenden Teil unseres Reihenhauses in den Luftschutzgraben.

Dies war in letzter Sekunde, denn gleich darauf hörten wir nahebei die ersten Bombeneinschläge und danach ein seltsames Geräusch, ähnlich dem Rauschen eines Blätterwaldes. Erst hinterher wurde mir klar, daß es die Dachziegel unserer Häuser waren, die dort zu Boden rutschten. Damit war das Dachgebälk unserer Häuser jenen Brandbomben ausgesetzt, die danach in dichten Schwaden auf uns niederhulten.

Einige der Sprengbomben waren in unmittelbarer Nähe eingeschlagen und hatten unseren Luftschutzgraben ins Zittern gebracht. Sand rieselte von der Decke. Eine Brandbombe blieb im Sand der Abdeckung stecken. Ihr sprühender Funkenregen setzte das Haar unserer fünfjährigen Tochter in Brand. Glücklicherweise konnte meine Frau diesen Brand sofort ersticken.

Bereits mit den ersten Einschlägen wurde die Tür des Luftschutzgrabens herausgerissen. Als ich für einen Moment meinen Kopf ins Freie steckte, um zu sehen, was los war, sah ich die Häuser südlich von uns lichterloh brennen. Unser Reihenhaus brannte glücklicherweise noch

nicht. Nach einer Stunde schien das Bombardement vorüber. Doch dann folgte die letzte, dritte Welle, und das Inferno der Detonationen setzte sich für eine weitere halbe Stunde fort. Endlich war der Angriff vorbei. Ob es Entwarnungen gegeben hat, oder nicht, weiß ich nicht mehr.

Als wir unseren Luftschutzgraben verließen, blickte ich zuerst auf unser Haus. Zu meiner Erleichterung brannte es nicht. Der Blick auf den Luftschutzgraben unseres Nachbarn aber ließ uns erzittern. Dort wo er sich vor gut einer Stunde befunden hatte, gähnte ein riesiger Bombenkrater. Unsere Nachbarn, die ich vor dem Angriff noch geweckt hatte, mußten hier den Tod gefunden haben. Dann blickte ich in Richtung ihres Hauses und sah dort Mann und Frau mit ihrer Tochter unversehrt im Hintergarten stehen. Sie waren nicht rechtzeitig aufgestanden und nicht mehr in den Luftschutzgraben gekommen. Sie hatten sich in den Keller begeben. Als Brandbomben die Kellertreppe hinunterrollten, konnten sie sich ins Freie retten, denn der Angriff war soeben vorüber.

Meine Frau und ich sagten unserer Tochter, sie solle in ihrem Sandkasten spielen, während wir ins Haus eilten, um nach den Schäden zu sehen. Alle Fensterscheiben waren herausgesprengt worden, die Tür aus den Angeln gerissen und die Treppe zum Obergeschoß hing schief. Sie war aber begehbar, so daß wir hinaufeilten. Ins Schlafzimmer tretend sah ich, daß von der Decke Glut auf unsere Betten herunterfiel. Ich rief das Bettzeug zur Seite und erstickte die Glut. Dann rannte ich ins Dachgeschoß empor. Meine Frau folgte mir auf den Fersen. Oben fanden wir eine Brandbombe, deren Glut sich bis in unser Schlafzimmer durchgefressen hatte. Meine Frau kippte resolut einen Eimer Wasser über die noch immer glühende Bombe und brachte sie zum Erlöschen.

Mit Wassereimern eilten wir nun in das Haus auf der anderen Seite der Straße und drangen bis ins Dachgeschoß vor. Dort fanden wir an der Giebelwand einen Haufen glühender Dachziegel. Mit Wasser löschten wir die Glut und meine Frau half den Bewohnern, alles das aus dem Haus zu retten, was tragbar war. Danach rollten wir das Auto eines anderen Nachbarn, der gerade verreist war, aus der Garage auf die andere Straßenseite. Stunden waren so vergangen. Das Feuer hatte alles vernichtet, was brennbar war. Es hatte vor allem jene Häuser der Siedlungserweiterung niederbrennen lassen, die nicht mehr aus Stein, sondern ganz aus Holz errichtet waren. Die Wasser- und Stromversorgung war ausgefallen. Ich holte am Morgen unser Bettzeug aus dem Schlafzimmer und richtete mit meiner Frau die Schlafstellen im Wohnzimmer ein, auf denen Frau und Tochter schlafen konnten.

Ich schwang mich im frühen Tageslicht aufs Rad und fuhr zum Entwicklungswerk, in der Hoffnung, dort Dornberger lebend zu finden. Ich fand ihn im nichtbeschädigten militärischen Verwaltungsgebäude, wo sich auch noch viele andere Überlebende einfanden. Zu meiner großen Bestürzung erfuhr ich hier, daß Dr. Thiel und Oberingenieur Dr. Walther

mit ihren gesamten Familien umgekommen waren. Sie waren in ihren Luftschutzgräben verschüttet worden.

Solche und ähnliche Berichte kamen von überall her. Ein Bekannter berichtete mir später, daß er seine ganze Familie verloren hatte. Als er eines seiner vier Kinder aus dem Schutt bergen wollte, löste sich der Kinderarm vom Körper.

Das schwer getroffene Barackenlager Trassenheide, in dem die Bauarbeiter, unter ihnen viele Zwangsarbeiter, lebten, war niedergebrannt. Von 800 bis 1000 Toten war die Rede.

Aber auch die Wohnheime der Stabshelferinnen – wie Stenotypistinnen, Rechnerinnen und Fernsprechbedienstete – wurden bombardiert und brannten nieder. Die Mädchen, die das Inferno überlebten, flohen an den Strand, um hier aus der Hölle ins Fegefeuer zu geraten. Sie wurden von Tieffliegern entdeckt und mit MG-Salven erbarmungslos niedergemäht. Ein Freund von mir ging am Strand entlang, um verletzte Helferinnen zu bergen. Er fand in zahlreichen Bombentrichtern, die sich mit Wasser gefüllt hatten, viele Mädchenleichen, die teilweise von den Bombensplittern völlig verstümmelt waren.

Nach den angerichteten Zerstörungen zu schließen, fiel nur etwa die Hälfte der Bomben auf die Fabrikanlagen und die Wohnsiedlung sowie das Barackenlager Trassenheide. Die andere Hälfte fiel auf den Strand und in die Ostsee. Das Kraft- und Heizwerk wurde ebenso wenig getroffen wie die Sauerstoffanlage und das Werk West.

Die Führungsspitze in der Bombennacht

In Peenemünde war am Abend des 17. August 1943 die bekannte Segelfliegerin und Testpilotin Hanna Reitsch zu Besuch angekommen. Mit Professor Dr. Wernher von Braun und Generalmajor Dornberger plauderte die berühmte Pilotin. Der große Casino-Festsaal war von Stimmengewirr und Lachen erfüllt.

Das Haus 4, die Wohnung von Professor von Braun, war bis auf von Brauns Sekretärin leer. Kurz vor Mitternacht packte auch sie ihre Sachen ein und verschloß den Panzerschrank mit den wichtigsten Unterlagen des Professors und verließ das Haus. Die beiden Wachmänner grüßten sie freundlich. In dem Augenblick, da sie ins Freie getreten war, ging die Sirene. Sie eilte in ihr Zimmer, fand dort ihre Kollegin beim Kofferpacken und lachte sie aus. „Das ist die siebte Nacht und auch heute wird nichts passieren“, bemerkte sie. Aber ihre Kollegin beschwor sie, ebenfalls ihren Notkoffer zu packen und mit ihr in den vor dem Haus Nr. 4 stehenden Bunker zu gehen. Sie fanden den Bunker fast leer. Niemand nahm diese dauernden Alarme mehr ernst, und genau das war geplant.

Im Luftschutzbunker vor dem Haus Nr. 4 befanden sich auch General-

major Dornberger mit seinem Adjutanten Dr. Werner Magirius. Sie vernahmen das Tosen der fallenden Bomben, hörten das Kreischen und Krachen der Detonationen und das Gepolter der niederbrechenden Gebäudeteile. Sie spürten den Luftdruck. „Mein schönes Peenemünde – mein schönes Peenemünde!“, keuchte Dornberger entsetzt. „Draußen brennt es!“, meldete der Mann an der Luftschleuse des Bunkers.

Nachdem die letzten Bomben gefallen waren, stürmten von Braun und die übrigen Männer aus den Bunkern ins Freie. Von Braun sah sein Haus brennen, wie ebenfalls das Haus daneben. Blindgänger gingen hoch. Wände stürzten mit Donnergepolter ein. Selbst Bäume und Sträucher brannten, von Phosphorwolken überstäubt. „Die Geheimsachen!“, rief er und rannte, gefolgt von seiner Sekretärin, in das brennende Haus. Sie tasteten sich durch die Trümmer bis ins Arbeitszimmer, erreichten den Panzerschrank und retteten die wichtigen Pläne der A 4 und einige weitergehenden Skizzen und Pläne für die A 9 und A 10.

Neben den nicht genau eruierten Zahlen getöteter Zwangsarbeiter starben 123 Arbeiter und Wissenschaftler, einige mit ihren Frauen und Kindern. Dr. Ernst Steinhoff war wie durch ein Wunder dem Tode entgangen. Oberingenieur Riedel war nach Abflug der ersten Welle mit seiner Familie ins Freie gelaufen, um die Schäden zu erkunden. Als die zweite Welle heranrührte und sein Haus in einem Bombenhagel unterging waren er und seine Familie im Freien und entkamen der Apokalypse.

Am anderen Morgen mußten sich die Wissenschaftler in einem Eimer Bier waschen. Die Wasser- und Stromversorgung waren ausgefallen. Die britische Führung glaubte, Peenemünde für mindestens vier Monate lahmgelegt zu haben. Doch am 21. September meldete General Fromm, der als Befehlshaber des Ersatzheeres für Peenemünde zuständig und verantwortlich war: „Wiederaufnahme der Entwicklung und Fertigung in etwa vier Wochen.“

Dieser Luftangriff bestärkte Hitler in seinem Vorhaben, die Vergeltungswaffen so schnell wie möglich zu schaffen. Er war es dann, der aus Ermangelung deutscher Facharbeiter befahl, diese Waffen mit Hilfe von Häftlingen bauen zu lassen. Seine Devise lautete: „Terror muß man mit Gegenterror beantworten. Alles andere ist Quatsch!“

Für die Forscher und Ingenieure in Peenemünde war nunmehr die Zeit gekommen, sich nach einem neuen sicheren Arbeitsplatz für die A 4 umzusehen, denn alle drei Werke, die zu ihrer Produktion vorgesehen waren, hatte der Gegner erkannt und gebombt. Und er würde sie weiter angreifen und weiterbomben, sobald sie wieder einsatzbereit waren. Dies galt vor allem auch für Peenemünde.

DER MITTELBAU – RAKETENPRODUKTION UNTER TAGE

Nach dem Bombenangriff

Die angerichteten Zerstörungen zeigten, daß nur die Hälfte der Bomben auf die Fabrikanlagen, die Wohnsiedlung und das Lager Trassenheide gefallen waren. Die zweite Hälfte ging auf den Strand nieder, oder fiel in die Ostsee. Das Kraft- und Heizwerk, die Sauerstoffanlage und das Werk West waren fast verschont geblieben. Dennoch war abzusehen, daß in Peenemünde keine Massenproduktion der V 2 mehr stattfinden würde. Dies wäre den britischen Aufklärern bekannt geworden und hätte neue Bombenangriffe herausgefordert. Es mußte also eine neue bombensichere Fertigungsstätte für die V 2 und alle übrigen wichtigen neuen Kampfmittel gefunden werden.

Während sich die überlebenden Ingenieure und Techniker um Generalmajor Dornberger sammelten, erschien Rüstungsminister Speer noch am 18. August in Peenemünde. Er hatte das gesamte Gelände mit einem Fieseler Storch in geringer Höhe überflogen, um sich ein genaues Bild von der Zerstörung zu machen.

Dornberger sagte uns, nachdem Minister Speers aufmunternde Worte beendet waren, daß wir uns jeden Tag bei ihm melden sollten, um weitere Anweisungen zu erhalten.

Arthur Rudolphs Report fährt in der Schilderung der Lage fort: Ich fuhr mit meinem Rad zur Siedlung zurück um mich um meine Familie zu kümmern. Sehr bald wurde bekannt gegeben, daß die Siedlung geräumt werden müsse. Dies bedeutete, daß ich mich von Frau und Tochter trennen mußte, was mir sehr schwer fiel. Meine Frau Martha und die kleine Marianne zogen zunächst zur Mutter meiner Frau in den Raum Eberswalde. Dort sollten sie die weitere Entwicklung abwarten, bis wir wieder vereint sein würden. Autobusse brachten Frauen und Kinder am nächsten Tag zu unserer Bahnstation, von wo aus meine Lieben dann nach Eberswalde fuhren.

Zunächst überlegte ich mir, wie ich unser schwerbeschädigtes Haus einigermaßen wohnlich herrichten könnte. Immerhin war eine Hauswand von einem großen Bombensplitter durchschlagen worden; dieser hatte auch einige Möbel beschädigt. Während ich noch dabei war, das Loch in der Hauswand zu schließen, wurde bekannt gegeben, daß auch alle Männer die Siedlung zu verlassen hätten. Nun packte auch ich die notwendigsten Sachen zusammen und fuhr auf dem Fahrrad, begleitet von jenem Kollegen, den ich in der Bombennacht geweckt hatte, nach Wolgast. Dort lebte eine mir gut bekannte Familie, die uns sehr liebens-

würdig aufnahm und gepflegte. Wir konnten in einem Gästezimmer übernachten.

Am nächsten Tag radelte ich zum Werk Süd, das ja mein „Kind“ war. Als ich das Verwaltungsgebäude betrat, gingen dort noch Blindgänger und Zeitzünderbomben hoch. Das Werk hatte ebenfalls Bombentreffer erhalten. Trotz der Einsturzgefahr arbeitete ich mich zu meinem Büro vor, in dem ein Chaos herrschte. Alles war durcheinandergewirbelt worden. Ein weiteres Arbeiten an diesem Ort war unmöglich.

Vom Werk Süd aus radelte ich zur Instandhaltungswerkstatt (IW) weiter, die unbeschädigt erschien. In den unversehrten Büroräumen ließ ich mich nieder.

Von nun an fuhr ich jeden Tag von Wolgast zu meinem neuen Büro. Nach einigen Tagen waren auch die Bahngleise der Strecke repariert, die von der Wolgaster Fähre über Zinnowitz zum Werksgelände führten. Die in der Bombennacht förmlich zersprengte Belegschaft kehrte nach einigen Tagen wieder zurück, soweit sie das Bombardement überstanden hatte. Unter ihnen auch mein Vertreter, Herr Broszat, und meine beiden Sekretärinnen. Inzwischen hatte ich auch das Fertigungsgebäude (F1) inspiziert und erkannt, daß hier nicht viel passiert war. Zwar waren alle Fensterscheiben zu Bruch gegangen. Darüber hinaus war jedoch nur im Obergeschoß eine Betonplatte von etwa 10 mal 10 m in das Untergeschoß abgesackt.

Die ganze Halle mit ihrer Fläche von 100 mal 200 m und ihrem 60 m breiten und 30 m hohen Mittelschiff, die schon zur Aufnahme der A 10 erstellt worden war, blieb unbeschädigt. Die Werkzeugmaschinen und Einrichtungen wiesen keine nennenswerten Beschädigungen auf. Hier hatte nichts brennen können, weil nichts Brennbares vorhanden war. Als ich am nächsten Tag mit der Bahn aus Wolgast kam, fand ich auf meinem Schreibtisch eine Notiz folgenden Inhalts vor: „General Kammler erwartet sie um 13.00 Uhr in seinem Büro in Berlin. Nähere Auskunft durch Professor von Braun.“ Es war kurz nach 8.00 Uhr, ich war also sehr früh dran. Nicht so von Braun. Mit dem Fahrrad fuhr ich zum Entwicklungswerk und dort zum militärischen Verwaltungsgebäude und fragte, ob jemand etwas von General Kammler wisse. Niemand hatte diesen Namen jemals gehört.

Zum technischen Verwaltungsgebäude des Entwicklungswerkes Ost weitergehend, wollte ich dort Wernher von Braun suchen, der sich wieder in seinem alten Büro niedergelassen hatte. Seine Sekretärin überraschte mich nicht, als sie auf meine Frage nach von Braun sagte, daß er noch nicht da sei. Nach General Kammler befragt, mußte sie auch passen. Inzwischen war es 9.00 Uhr geworden und ich hatte also noch vier Stunden Zeit, um zu Kammler nach Berlin zu gelangen. Um 10.00 Uhr erschien von Braun, den ich darum bat, mir ein Dienstauto mit Fahrer zur Verfügung zu stellen, mit dem ich es bis 13.00 Uhr bis Berlin schaffen

würde. Von Braun meinte gelassen: „Mein Bruder Magnus fliegt dich nach Berlin.“ Auch er sagte mir nicht, wer Kammler sei. Vielleicht wußte er es nicht, aber ich denke, er war schon darüber informiert, daß Kammler ein SS-General war, scheute sich aber, mir dies zu sagen.

Von Braun rief seinen Bruder an, der ihm sagte, daß er in fünf Minuten mit seinem Motorrad am Bombentrichter auf dem Vorhof sein werde. Magnus von Braun war pünktlich zur Stelle. Auf dem Weg zum Flugplatz beim Werk West meint er, daß er vorher noch einen Umweg über Stettin machen müsse, wo er einen Auftrag zu erledigen habe. Ich protestierte mit dem Hinweis darauf, daß dann die Zeit für mich sehr knapp werden würde. Aber er und der Pilot versicherten mir, daß dies gut zu schaffen sei. Als der Pilot den Motor durch Anwerfen des Propellers starten wollte, gab es Fliegeralarm. Wir rannten zur Abfertigungshalle zurück. Nach der Entwarnung verschwand der Pilot, den ich schließlich in der Abfertigungshalle in einem angeregten Gespräch fand. Als wir die Maschine erreichten, war es 11.00 Uhr geworden. Der Pilot erzählte uns, daß Berlin schwer bombadiert worden sei. Nun machte der Motor nicht mit. Die Lage war inzwischen hoffnungslos geworden, aber eigentlich nicht mehr ernst, denn es gab kein Hinderungsgrund für den Start, den wir nicht durchmachen mußten.

Als wir uns Berlin näherten, sahen wir eine dicke hohe Rauchwolke, die über der Stadt emporragte. Der Flughafen Tempelhof wies uns ab. Wir landeten schließlich auf dem Ausweichhafen in Berlin-Staaken. Dort dieselte der Motor nach. Ehe er endlich stehenblieb waren weitere Minuten vergangen. Als der Pilot das Flugbuch vorlegte, stellte er fest, daß wir uns nicht in Staaken, sondern in Berlin-Gatow befanden. Zurückkommend fand unser Pilot das inzwischen weggeschobene Flugzeug zuerst nicht mehr, und als wir nun schließlich nach Staaken flogen und dort landeten, blieb auch da der Motor stehen.

Von hier aus rief ich das Büro Kammler an und erfuhr, daß das Auto, das mich abholen sollte, in Tempelhof auf mich warte. Der Wagen traf nach einer halben Stunde in Staaken ein. Ein SS-Offizier lud mich ein, und endlich fuhren wir zum Büro Kammler am Botanischen Garten nach Wilmersdorf. Es ging vorbei an brennenden Gebäuden, über rauchenden, schwelenden Asphalt. Im Dienstgebäude Kammlers brannte das Treppenhaus, aber sein Büro befand sich im Erdgeschoß.

Ich betrat ein typisches SS-Büro mit Heinrich Himmlers Foto an der Wand. Die Sekretärin eröffnete mir, daß General Kammler soeben abgefahren sei. Immerhin sei es jetzt schon 14.00 Uhr. Ich erfuhr nie, was Kammler eigentlich von mir wollte.

Jetzt rief ich die Schwester meiner Frau in Berlin-Heinersdorf an. Zu meiner freudigen Überraschung erfuhr ich, daß meine Frau auch dort war, und fuhr mit der Stadtbahn dorthin. Für die halbstündige Fahrt benötigte ich drei volle Stunden. Auf vielen Umwegen ging es um die bombenzer-

störten Häuser und Straßen. Als ich endlich meine Martha nach der Peenemünder Schreckensnacht das erstmal wiedersah, fielen wir uns vor Freude in die Arme. Die Frage nach unserer Tochter wurde zu meiner Erleichterung positiv beantwortet. Sie war bei der Mutter meiner Frau gut aufgehoben. Am nächsten Tag konnte ich mit der Bahn nach Peenemünde zurückfahren. Mit Magnus von Braun bin ich nie wieder geflogen.

Was in diesen turbulenten Tagen und Wochen nach Bombardierung Peenemündes vor sich ging, wie mit dem unterirdischen Stollensystem der Wirtschaftsforschungsgesellschaft WIFO unter dem Kohnstein nahe Nordhausen, eine bombensichere Fertigungsstätte gefunden wurde, die allerdings noch vollständig ausgebaut werden mußte, hörte Arthur Rudolph nur durch Mundpropaganda. Er saß nach wie vor in Peenemünde und hatte alle Schäden des Versuchswerkes festzustellen und deren sofortige Reparatur anzuordnen.

Mit Sawatzki zum Kohnstein

Aus seiner Sicht, ohne jede Kenntnis von den Vorgängen was den neuen Standort und die dort einzusetzenden Arbeiter anging, sei im folgenden Abschnitt die entscheidende Zeit im Leben des Ingenieurs und Raketenforschers Arthur Rudolph nachgezeichnet. Genau so, wie er sie selber erlebte, ohne jede Beschönigung und Rechtfertigung.

Etwa Mitte September 1943 sagte mir General Dornberger: „Sie gehen mit Ingenieur Sawatzki und gründen an anderer Stelle einen Platz, auf dem Sie die Produktion der V 2 aufbauen werden.“

Er sagte mir nicht, wo denn dieser neue Platz sei und was ich dort zu tun habe, sondern verwies auf Sawatzki, der wisse, wo und was zu tun sei und, wie ich dort zu arbeiten habe. Sawatzki war ja für mich kein unbeschriebenes Blatt, wie es General Kammler war. Ihn kannte ich aus unangenehmer Erinnerung als Leiter der Sonderausschuß Serie der V 2. Da ich von Dornberger keine Einzelheiten erfuhr, rief ich Sawatzki an. Dieser bestätigte mir lediglich das, was auch Dornberger mir gesagt hatte: „Es gilt, ein neues Fertigungswerk einzurichten.“ Ich schlug vor, meinen Vertreter Broszat und meine beiden Sekretärinnen mitzunehmen, womit er einverstanden war. „Die drei können ja mit den anderen per Bahn zum Bestimmungsort fahren, den sie von meinem Büro erfahren werden.“

Diese Geheimniskrämerei ging mir auf den Geist, denn wenn wir ohnehin dorthin fahren würden, war es doch widersinnig die Geheimhaltung bis zum Exzeß zu treiben. Mit dem klapprigen alten Kasten von Sawatzki, der von seinem Fahrer gesteuert wurde und bei Geschwindigkeitserhöhung auseinanderzufallen drohte, fuhren wir nach Südwesten

und erreichten an späten Nachmittag Nordhausen im Harz und die Ortschaft Niedersachswerfen. Nur einige hundert Meter jenseits dieser Ortschaft standen zwei Holzbaracken, vor denen wir ausstiegen. „Das sind die Planungs- und Arbeitsbaracken“, erklärte Sawatzki. Als wir eintraten, waren Broszat und meine beiden Sekretärinnen bereits anwesend. Im Zuge hatten sie die Strecke schneller zurückgelegt, als wir mit diesem Auto. Außerdem waren bereits acht weitere Angehörige meines Peenemünder Planungsstabes aus dem Werk Süd an Ort und Stelle. Sie waren, wie ich am nächsten Morgen erfuhr, direkt durch Sawatzki hierherbeordert worden.

Anschließend fuhr Sawatzki mit mir zu einem nahegelegenen Höhenzug, dem Kohnstein. Wir hielten an der Nordflanke des Berges an und ich sah, daß zwei Eisenbahngleise, die zum Berg führten, in zwei Portale einmündeten, die etwa 200 m voneinander entfernt waren. Das linke Portal trug die Bezeichnung A, das rechte war mit B gekennzeichnet. „Dieses Tunnelsystem wird auch Ihre neue Arbeitsstätte sein. Sie ist völlig bombsicher. Hier werden wir die Vergeltungswaffen bauen, die der Führer von uns verlangt.“

Mit Sawatzki, der die Führerrolle übernommen hatte, ging ich durch das Portal A ins Innere des Berges und sah, daß sich hier der Schienenstrang doppelgleisig fortsetzte. Im weiteren Vordringen erkannte ich, daß sich von dem Fahrtunnel A Verbindungstunnel zum parallel davon verlaufenden Tunnel B als Querstollen erstreckten. Der erste dieser Quertunnel war mit Büroräumen und Toiletten ausgestattet. Hier befand sich nach der Erklärung meines Führers die Außenstelle „Ni“ der Wissenschaftlichen Forschungsgesellschaft – WIFO –, die diese bereits bestehenden unterirdischen Stollen errichtet hatte und darüber hinaus damit beauftragt war, neue Stollen auszusprengen, alles auszubauen und für die Aufnahme der Fertigungstaktstraßen bereit zu machen.

Der Plan der WIFO, der im Hauptbüro auslag, sah vor, die Fahrstollen A und B bis zur Südflanke des Kohnstein durchzubrechen und zwischen diese beiden Fahrstollen etwa 40 bis 50 Querstollen aus dem Anhydritfels zu sprengen und als Fertigungshallen einzurichten. Diese Querstollen waren zwischen 160 bis 200 m lang. Die beiden Fahrstollen waren jeweils etwa 2.000 m lang, 10 m breit und hatten eine Scheitelhöhe von ebenfalls 10 m. Die Querstollen nahe dem Nordportal hatten bereits ein rechteckiges Profil von 9 m Breite und 7 m Höhe.

In diesen rechteckigen Querstollen lagerten abertausende Fässer mit Schmieröl, Benzin und anderen Stoffen, darunter auch Chemikalien, über die das Gerücht ging, daß sie zu einer eventuellen Giftgaserzeugung bestimmt seien, um gewappnet zu sein, falls der Gegner solches einsetzen würde. Sie lagerten dort in mehreren Schichten übereinander. Die anschließenden noch leeren Querstollen hatten kreisrunde Querschnitte von etwa 11 m Durchmesser, waren aber noch in dem Zustand wie sie aus

dem Fels herausgesprengt worden waren. Sie wurden gerade hergerichtet und sollten ein Benzinlager aufnehmen, das aus großen Tanks bestand. Der Fahrstollen B war bereits bis zur Südseite des Kohnstein durchgebrochen worden und befahrbar, während der Durchbruch des Fahrstollens A nach Süden noch nicht vollzogen war, weil dort erhebliche Schwierigkeiten durch Gerölleinschlüsse im ansonsten soliden Gestein vorhanden waren.

Der Kern des Kohnsteinberges, ebenso wie die umliegenden Höhenzüge bestanden aus Anhydrit, einem älteren Gipsgestein, das verhältnismäßig weich war und sich zur Anlage von Stollen vorzüglich eignete. Anhydrit wurde als Grundstof von Ammoniakdünger und zur Herstellung von Sprengstoffen genutzt. Die deutsche chemische Industrie hatte dieses Gestein seit Jahren im Kohnstein abgebaut und mußte dies erst nach und nach aufgeben, als die WIFO den Auftrag erhielt, ein Lager für kriegswichtige Stoffe wie Benzin und Schmieröl zu errichten.

Als ich mit Sawatzki tiefer in das Stollensystem vordrang, sah ich Arbeiter in gestreifter Sträflingskleidung. Sawatzki eröffnete mir, daß diese Arbeitskräfte direkt vom Reichsführer SS aufgrund einer Weisung Hitlers hier eingesetzt werden sollten, weil keine deutschen Arbeitskräfte zur Verfügung stünden. „Auch für Ihre Fertigung der V 2 werden Sie Häftlinge erhalten“, verkündete er zum Schluß. Lähmendes Entsetzen erfüllte mich. Ich saß in der Falle, aus der es kein Entrinnen gab. Hier kam ich nicht mehr hinaus. Wir fuhren zur Planungsbaracke zurück, wo mir Sawatzki eröffnete: „Sie werden in der Napola (Nationalpolitische Erziehungsanstalt) in Ilfeld Unterkunft finden. Ein Lastwagen, der gleich losfährt, wird Sie dorthin mitnehmen. Ihre anderen Mitarbeiter befinden sich bereits dort. Morgen werden Sie alle von diesem Lastwagen abgeholt und hierher gebracht.“

Während meiner Anwesenheit in Peenemünde war Sawatzki bereits seit einigen Wochen hier gewesen und hatte die Bekanntschaft mit meinem ebenfalls dorthin abkommandierten Stab gemacht. Ich sah zu meiner nicht geringen Überraschung hier einige Spezialisten wieder, die Sawatzki bereits für die Untertageproduktion ausgewählt hatte. Der Lastwagen kam und brachte mich nach Ilfeld. Im Napola-Gebäude fand ich einen Saal, dessen Fußboden mit Stroh eingedeckt und mit einigen zusammengelegten Schlafdecken in etwa Zweimeterabstand versehen war. Hier richtete ich mich – wie die anderen es bereits getan hatten – auf dem Stroh ein. Ich schlief kaum in der ersten Nacht, denn die Häftlinge, die ich gesehen hatte, verfolgten mich im Schlaf und ließen mich ständig aufschrecken. Was mich besonders bedrückte war, daß sie auch in meiner Fertigung beschäftigt werden sollten.

Am nächsten Morgen holte der Lastwagen uns pünktlich ab und fuhr zu Sawatzkis Planungsbaracke. Hier war Sawatzki bereits in voller Fahrt und gab hektisch-abgerissene, aber doch exakte Aufträge an meine früheren

Mitarbeiter. Diese hatten die Planungsunterlagen für die V 2-Fertigung aus Peenemünde-Süd mitgebracht, die auf die Herstellung von 300 A 4 im Monat ausgerichtet waren. Jeweils weitere 300 sollten ja bei den RAX- und den Zeppelinwerken gebaut werden.

Anstelle des geplanten Ausstoßes von 900 A 4 im Monat hatte der Arbeitsausschuß A 4 für das noch nicht einmal fertiggestellte Untertagewerk und die noch immer nicht serienreife A 4 einen Ausstoß von 1.800 Aggregaten vorgesehen. Dies bedeutete, daß alle auf 300 A 4 abgestellten Planungsunterlagen, die ich erstellt hatte, auf 1.800 A 4-Ausstoß umzustellen waren. Bei dieser Umstellung galt es vorrangig, den Zusammenbau der A 4-Geräte wie des Antriebsblocks, des Mittelteils, des Hecks und alle anderen Komponenten und deren Endzusammenbau auf nunmehr 1.800 Stück umzustellen.

Die Planungsgrundlagen

Sawatzki informierte uns alle darüber, daß wir den Kern einer Belegschaft bilden würden, die hier die neue Untertageproduktion der V 2 durchzuführen hätte. Auf meinen Einwand, daß wir überhaupt nicht genügend Arbeitskräfte hätten, um diese Anlage auszubauen, noch weniger, um alle notwendigen Taktstraßen einzurichten und die Maschinen aufzustellen und zu bedienen, sagte er: „Der Reichsführer SS hat dem Führer zugesagt 15.000 Arbeitskräfte aus seinen Häftlingslagern hierherzuschicken. SS-Brigadeführer Kammler wird die Führung über sie und die SS-Wachen übernehmen.“ Für einen Moment hatte ich erneut das schreckliche Gefühl, daß mir die Kehle zgedrückt würde. Dann wandelte sich dieses angsterfüllte Gefühl in die Erkenntnis, daß ich hier in den Krallen des SS-Systems gefangen worden war, und nicht mehr herauskommen würde. „Der Tunnelausbau“, so Sawatzki weiter, „steht unter dem Kommando der Abteilung der SS für die Gebäudekonstruktionen, die auch die Arbeiter dafür beschaffen und einsetzen wird. Die Arbeiter sind ausgesuchte Häftlinge aus den Konzentrationslagern und stehen unter der Kontrolle der SS.“

Sawatzki schien dieses Arrangement mit Zuversicht zu erfüllen. Obwohl er Untergebener des Ministeriums für Waffen und Munition unter Albert Speer, und von diesem zum Chef des Arbeitsausschusses Serie ernannt worden war, um die Massenproduktion der V 2 anzukurbeln und auf den größtmöglichen Ausstoß zu bringen. Als solcher, das erfuhr ich sehr rasch, hatte er außerordentliche Befugnisse. So war er der einzige, der aus dem sich bildenden KZ-Dora Häftlinge anfordern konnte und sie auch erhielt. Die WIFO, jene Gesellschaft, der dieses Stollensystem gehörte, sollte auch federführend mit einigen weiteren beteiligten Firmen,

darunter auch die Firma Grün und Bilfinger, das Stollensystem ausbauen, bis es zur Aufnahme der geplanten Werksanlage groß genug war.

Der Managementdirektor mit der höchsten Autorität war als Generaldirektor Dr. Kettler. Ihm unterstanden als Direktoren Herr Bersch und der SS-Standartenführer Förschner, der zugleich auch Lagerführer des KZ-Dora war. Dieses Camp war noch nicht fertig, im Gegenteil: Es war kaum angefangen, weil SS-Brigadeführer Kammler alle Kräfte für den Ausbau des gesamten Stollensystems benötigte, das vorhanden sein mußte, wenn wir die Taktstraßen einrichten und mit der Produktion beginnen wollten. Die gesundheitlichen Bedingungen im Tunnel waren außerordentlich schlecht, weil durch die dauernden Tag und Nacht durchgeführten Gesteinssprengungen das Tunnelsystem mit dem korditgemischten Anhydritstaub geschwängert war, der das Atemsystem angriff.

Da die Häftlinge in dieser Zeit der ersten vier Monate ausschließlich im Tunnel leben und schlafen mußten, waren sie diesen schlechten Bedingungen ständig unterworfen. Die Absaugvorrichtungen und Abluftschächte waren zwar projektiert, aber ihr Bau ebenfalls noch nicht in Angriff genommen worden.

Um diesen dicken Staub abfließen zu lassen, wurde das große Ausfalltor des Tunnels voll geöffnet. Nicht zuletzt um auch den infernalischen Gestank der provisorischen Abortfässer zu mildern. Bei Öffnung des Tores kondensierte die feuchtigkeitsgeschwängerte Luft an den Staubpartikeln und verursachte dichte Nebelschwaden.

Das geplante effektive Heiz- und Lüftungssystem war ebenfalls noch nicht in Betrieb. Erst als es voll arbeitete, wurde der Betrieb im Tunnel erträglich. Bis dahin aber waren jene im vollen Durchzug nahe den Eingängen arbeitenden Häftlinge und ebenso natürlich die Zivilarbeiter stark gefährdet. Viele von ihnen erkrankten an Erkältungen, Lungenentzündungen und schließlich Tuberkulose. Ich spreche hier von den Zivilisten, die ich kannte und von deren Tod ich informiert wurde.

Häftlinge, die dort arbeiteten, traf dasselbe Schicksal. Aber ich wußte nichts über sie, weil sie unter Kontrolle der SS standen, die keinen Grund sah, Todesfälle zu melden, sondern nur andere KZ-Häftlinge schickte. Zu meinem eigenen Glück hatte ich in dieser grausigen Zeit der Monate September bis Anfang Dezember 1943 mehr und mehr damit zu tun, nach Peenemünde zu reisen und dort jene Werkzeugmaschinen für das Mittelwerk auszusuchen, die ich bereits für das Versuchsserienwerk bestellt hatte und die inzwischen dort eingetroffen waren. Darüber hinaus mußte ich die Stücklisten vervollständigen. Dies alles war verbunden mit weiteren Reisen zu den Rax-Werken und den Zeppelinwerken, um von dort ebenfalls Maschinen und Einrichtungsgegenstände, die bereits dort hin geschafft worden waren, wieder zurückzuholen und entsprechend meiner Planung einzubauen.

Auch die Planungen, wie und wo die Taktstraße im Tunnelsystem einzurichten sei, war eine schwierige Aufgabe. Mein Stab im Versuchserienwerk hatte unter meiner Leitung auch die Produktionspläne auszu-legen. Diese mußten in einer Sisyphusarbeit den Bedingungen in den Tunnels angepaßt werden.

Der von Sawatzki eingesetzte Werkszeichner, Herr Brähne, der auch die gezeichnete Chronik des Mittelwerkes erstellte, hatte die vom Büro Sawatzki entworfenen Planungsgrundlagen, die das Programm, den Raum- und Energiebedarf und den Bedarf an Arbeitskräften berücksichtigen, gezeichnet. Sie wurden am 1. Oktober 1943 von dem damals alleinigen Geschäftsführer der Mittelwerk GmbH, Dr. Kettler, an das Oberkommando der Wehrmacht, Amt Wa Chef Ing. 4, geschickt, mit der Bitte, den Auftrag für die Erstellung von 1.800 A 4-Geräten im Monat zu erteilen. Die Planungsgrundlage sah wie folgt aus:

Projekt: Mittelwerk Hammersfeld

Hammersfeld den 1.10. 1943

PLANUNGSGRUNDLAGE:

A. Programm:

1. Endzusammenbau	1.800 Stück/Monat
2. Gruppenzusammenbau	1.800 Stück/Monat
3. Fertigung von Groß- und Engpaßteilen	900 Stück/Monat

B. Raumbedarf:

1. Hauptzusammenbau	4.150 qm
2. Gruppenzusammenbau	10.300 qm
3. Stehende Prüfung, Reparaturstände	1.800 qm
4. Trocknung	1.200 qm
5. Verpackung und Verladung	1.500 qm
6. Fertigung von Groß- und Engpaßteilen und	
7. Nebenbetriebe	35.250 qm
8. Wareneingang, einschließlich Büro	2.500 qm
9. Lagerung	18.300 qm
10. Betriebsbüro	1.500 qm
11. Schlafstellen für Häftlinge	5.000 qm
12. Transportraum (zweigleisig)	14.500 qm
13. Außerhalb-Fertiglager für 250 Geräte	10.000 qm

Gesamtraum	106.000 qm
------------	------------

Vorhandener Raum: Fahrhalle A und B	29.000 qm
Halle 1 - 25	37.350 qm
Halle 26 - 38	23.750 qm
Halle 39	1.800 qm
Halle 40 - 42	6.600 qm

Gesamtraum vorhanden:	97.400 qm
-----------------------	-----------

C. Energiebedarf:

Drehstrom 380 Volt	5.000 KW/h
Einphasiger Strom	5.800 KW/h
Wärmebedarf, einschließlich Klimaanlage	12.000.000 WE
Wasserverbrauch	300 cbm/h
Druckluft	600 cbm/h
Propangas	150 cbm/h
Belegschaft	18.000 Mann
Geplante Aufteilung:	16.000 Häftlinge
	2.000 Deutsche

Wir waren soeben erst in der Napola eingezogen, als in der zweiten Septemberhälfte Dr. Ing. Kurt Kettler in der Planungsbaracke Sawatzki erschien und sich als Geschäftsführer der neu gegründeten Gesellschaft Mittelwerk GmbH vorstellte. Obwohl makellos gekleidet, sah Dr. Kettler eigentlich nicht wie ein Wissenschaftler, sondern eher wie ein Schlachtergeselle aus, mit rotem Gesicht und Stiernacken. Daher erlaubte sich Sawatzki auch, als Kettler gegangen war, von ihm als Schlachtergesellen zu sprechen. Sawatzki erklärte kaltblütig, daß er bis Ende Dezember 50 A 4-Raketen fertiggestellt haben werde. Als ich ihm erwiderte: „Mit viel Glück werden Sie fünf schaffen“, bezeichnete er mich als Miesmacher und schloß mich von seinen Planungsarbeiten aus. Allerdings konnte er mich nicht gänzlich zur Seite schieben, sondern beauftragte mich damit, nach Peenemünde zu fahren, um dort Werkzeugmaschinen, die ich vor der Bombardierung bestellt hatte und die inzwischen geliefert worden waren, auszusuchen und deren Transport zum Mittelwerk zu veranlassen.

Sawatzki stellte mir einen kleinen DKW zur Verfügung, mit dem ich nach Peenemünde fuhr. Dort angekommen entdeckte ich, daß die Führung des Werkes Ost, das beim Luftangriff einen Teil seines Maschinenparks verloren hatte, sich an meinen Maschinen aus dem Werk Süd schadlos halten wollte. In schwierigen Verhandlungen gelang es mir den größten Teil der Werkzeugmaschinen zum Mittelwerk zu transferieren. Daß ich dem Entwicklungswerk Ost einen Teil der Maschinen überlassen mußte, ergab sich aus der Tatsache, daß dort noch viele ungelöste

Probleme der A 4 ausgemerzt werden mußten, wenn diese nicht zusätzlich auf uns im Mittelwerk zurückfallen sollten.

Als besonders verschärfend fand ich, daß keine Stückliste der Bauteile der A 4 vorhanden war. Die Entwicklungsleute im Werk Ost konnten die A 4 aufgrund ihrer immensen Erfahrung auch ohne Stückliste zusammenbauen. Für das Mittelwerk aber, mit Häftlingen als Arbeiter, wie sie Sawatzki in Aussicht gestellte hatte, war dies ein unmögliches Unterfangen. Noch in Peenemünde gelang es mir im Büro Stahlknecht einen Stücklistenbearbeiter zu finden. Er erhielt Weisung, eine vollständige Stückliste zu erstellen. Nachdem er dies in Peenemünde geschafft hatte, kam er zu uns ins Mittelwerk und füllte alle Lücken in unserer Stückliste.

Während wir im Mittelwerk versuchten, die Taktstraßen so rasch wie möglich zu erstellen, während immer noch die Stollen von den Sprengungen der WIFO widerhallten und uns der Anhydritstaub zusetzte, ging in Peenemünde die Entwicklung und damit die Teilelieferung weiter. Da die Werkstätten des Werkes Ost weitgehend zerbombt worden waren, wurden diese Arbeiten im Untergeschoß der Fertigungshalle F1 des Werkes Süd fortgesetzt.

Sawatzki setzte sich mit aller Brutalität dafür ein, sein Versprechen in die Tat umzusetzen und 50 A 4-Raketen bis Ende Dezember fertig zu haben. Er beauftragte den Techniker Günter Haukohl, der bereits für das Werk Süd in Peenemünde die Taktstraße für die Montage des Antriebsblocks geplant hatte, dies auch im Mittelwerk zu übernehmen. Haukohl führte diese Aufgabe exakt und vorbildlich durch.

Als es nur noch weniger Tage bedurfte, bevor sie in Betrieb genommen werden konnte, forderte Sawatzki mich auf, ihn auf einem Inspektionsrundgang zu begleiten. Als wir zu Haukohl kamen, beschimpfte er diesen in der übelsten Weise und befahl ihm, alle Arbeiten an der Taktstraße einzustellen und stattdessen so rasch wie möglich ein Provisorium zu erstellen, um die Antriebsblöcke sofort zusammenbauen zu können. Danach gingen wir durch die Haupt-Taktstraße für den Endzusammenbau der A 4. Hier befahl Sawatzki dem zivilen Aufsichtspersonal, die Bretterbuden, die diese für sich errichtet hatten, sofort abzureißen. Sie taten dies, denn auch sie hatten bereits Drohungen Sawatzkis gehört, sie bei Nichtbefolgung seiner Weisungen ins Konzentrationslager zu werfen. Dies alles trug nicht zu einer besonderen Arbeitsfreude bei.

Differenzen mit Sawatzki

Die Lage der Häftlinge war noch immer katastrophal. Wenn ich ins Mittelwerk kam, um mich vom Fortgang der Tunnel- und Planierungsarbeiten für das Aufstellen der Maschinen zu überzeugen, mußte ich

stets die gleiche niederschmetternde Erkenntnis mitnehmen, daß Ingenieur Sawatzki alle Bitten der Direktoren nach einer besseren Unterbringung und Verpflegung sowie einer Reduzierung der Arbeitszeit einfach ignorierte, um dank seiner von Brigadeführer Kammler gegebenen Sondervollmachten mit brutaler Gewalt ans Werk zu gehen, koste es was es wolle! Nicht nur an Geld, sondern auch an Menschenleben!

Deshalb war ich voller Hoffnung, als ich sah, daß neben dem Umbau des nördlichen Areals für die Produktion der V 2 endlich auch der Bau der Unterkunftsbaracken angefangen wurde und immer mehr der etwa 10.000 Häftlingsarbeiter, die unter Tage dahinvegetierten, bis zum Ende des Jahres 1943 in das Barackenlager einziehen konnten. Dennoch vegetierten noch etwa 4.500 der Bedauernswerten im Stollen.

Mit Sawatzki wurde ich zu keiner Zeit warm. In seinem blindwütigen Vorwärtsdrang hatte er der obersten Führung versprochen, bis Ende des Jahres 1943 50 A 4 zu liefern, obgleich die Serienfertigung noch nicht in Gang gekommen war. Noch immer arbeitete das Gros aller Arbeiter – auch der Zivilisten – am Ausbau der Stollen und ihrem Umbau zu Taktstraßen. Als ich Sawatzki bei Bekanntgabe seines utopischen Planes, 50 V 2 bis Dezember bauen zu wollen, widersprach, lief er blaurot an. Bevor er lospoltern und mich niederbrüllen konnte, sagte ich ihm: „Wir werden mit großem Glück bis zum Jahresende die ersten fünf Raketen liefern können. Und auch nur dann, wenn die Konstruktionsfehler endgültig ausgemerzt sind.“ Wütend wandte sich Sawatzki, mich schroff ignorierend, direkt an die Mitglieder meines Stabes und verlangte, daß sie in Zukunft ihm direkt Bericht zu erstatten hätten.

In seinem blindwütigen Bemühen, das von ihm vorgegebene utopische Ziel zu erreichen, verbreitete er Elend unter den Zivilisten und Häftlingen gleicherweise, indem er sie zu Höchstleistungen antrieb. Was er Ende Dezember 1943 liefern konnte, waren ganze vier Raketen, die in Peenemünde auf ihre Brauchbarkeit geprüft und als Pfusch bezeichnet wurden. Dieser Pfusch war teilweise auf die schlechten Bedingungen in den Tunnels zurückzuführen. Meistenteils aber wurde er durch den Mangel an Know How und Erfahrung beim zivilen Produktionsstab verursacht. Die zudem noch immer unfertige Entwicklung trug ein übriges zu diesem „Schrott“ bei.

Um diese Entwicklungs- und Konstruktionsfehler zu beseitigen, kamen Wernher von Braun und Sawatzki überein, eine Gruppe von Entwicklungsingenieuren im Mittelwerk zu stationieren. Dadurch konnten auftretende Probleme an Ort und Stelle gelöst werden. Andere sollten zu den Zulieferfirmen gehen, aus denen beanstandete Teile kamen, und dort ebenfalls an Ort und Stelle, diese Fehler beseitigen.

Mit dieser Gruppe erfahrener Ingenieure und Techniker arbeitete ich sehr gut zusammen. Besonders deren Leiter, Dipl. Ing. Lindenberg und Dipl. Ing. Friedrich, hatten mein volles Vertrauen und enttäuschten mich nie. Kurze Zeit später forderte Sawatzki mich auf, ihn zu einer Zulieferfirma zu begleiten, die Schubgerüste herstellte, mit denen die Schubkraft vom Antriebsblock auf das Mittelteil der Rakete übertragen wurde. Die Firma hatte ihre Lieferzusage nicht erfüllt. Offenbar wollte mir Sawatzki ebenso wie bei Haukohl und dem Aufsichtspersonal seine Macht demonstrieren. Als wir das Büro des Firmenleiters betraten, zog er zu meiner Bestürzung seine Pistole und forderte alle Anwesenden auf, den Ausstoß der Schubgerüste zu verdoppeln. Aus Furcht wurde ihm dies versprochen, ohne daß die erpreßte Stückzahl eingehalten werden konnte. „So muß eine Fertigung vorangetrieben werden“, erklärte er mir mit seinem süffisanten Grinsen, als wir zurückfuhren.

Daß auch ich diesem Kerl gegenüber nicht frei von Furcht war, ist erklärlich, denn böse Anspielungen gab es die Fülle und er sparte auch nicht mit offenen Drohungen.

Da ich Betriebsdirektor für die Fertigung der A 4 sein sollte, bestimmte Sawatzki, daß der Dipl. Ing. Seidenstücker, der mit dem Vorkommando nach Peenemünde gekommen war und dort in meinem Planungsstab gearbeitet hatte, mein Vertreter und gleichzeitig Hauptabteilungsleiter im Betrieb I sein sollte. In dieser Eigenschaft führte er die Aufsicht über die Montage der Baugruppen des A 4-Gerätes wie Antriebsblock, Mittelteil und andere, gleichzeitig auch die Endmontage der A 4. Meinem früheren Vertreter Broszat, einem erfahrenen Produktionsingenieur, übertrug er die Abteilung Arbeitseinsatz.

Seidenstücker, der noch keine Erfahrung mit der A 4 hatte, lernte sehr schnell. Als die ersten A 4 im Dezember 1943 auf der Haupttaktstraße ihrer Endmontage entgegenrollten, entdeckte er, daß ein bestimmtes Kleinbauteil fehlte. Er rannte zu Sawatzki und berichtete ihm dieses Mißgeschick. Sawatzki fuhr ihn an, er möge dieses Teil selber bauen, wenn er es von Peenemünde nicht bekommen könne. Das ging jedoch nicht, und so wurde die erste A 4 ohne dieses Teil zusammengebaut.

Neue Unterkunft – Sawatzki in Aktion

Inzwischen hatte ich mein Strohlager in der NAPOLA zu Ilfeld verlassen und im Sanatorium „Lebenswende“ (später von vielen von uns als „Lebensende“ apostrophiert) ein Zimmer erhalten. Die Insassen des Sanatoriums waren auf andere Sanatorien verteilt worden. Das Haus lag in Neustadt nahe Ilfeld. Ich kam in einem der Unterkunftshäuser für Schwestern unter. Dort blieb ich nur für kurze Zeit, da mich Sawatzki in Ellrich einquartierte, wo ich als Untermieter bei der Familie eines Arztes

einzog. Dort war mein Aufenthalt ebenfalls nur von kurzer Dauer. In Ilfeld an der Bahnhofsstraße bekam ich endlich ein Zimmer bei einer ruhigen Familie. Dies blieb bis zum Ende im Mittelwerk meine Behausung. Mein Büro hatte ich jetzt im Stollen I der WIFO-Untertageanlage. Bis Ende Dezember hatten wir – wie erwähnt – ganze vier A 4 zusammengebaut. Da die Geräte nicht vollständig waren und notwendige Prüfgeräte fehlten, wurde keine Endprüfung vorgenommen. Degenkolb und Sawatzki bestanden darauf diese vier unvollständigen und ungeprüften Geräte noch am 31. Dezember 1943 zu verladen und aus dem Werk hinauszufahren, damit sie dem Rüstungsministerium melden konnten: „Die ersten vier A 4-Raketen ausgestoßen!“

Am frühen Morgern des 31. Dezember wurde mit der Verladung der Raketen, nachdem die Frage der Gurtbandanlegung nach stundenlangen Versuchen durch Peenemünder Monteure gelöst war, begonnen. Nach 12-stündiger Arbeitszeit wollte ich an diesem 31. Dezember noch rasch zum Zahnarzt gehen. Die Sache klappte nicht gut. Dennoch freute ich mich auf das geplante Zusammentreffen mit fünf Kollegen zur Sylvesterfeier. Zum Sylvesterschmaus hatten wir unsere Fleischmarken zusammengelegt. Ich konnte nichts essen, denn die schlecht sitzende Zahnkrone verursachte bei jedem Bissen wahnsinnige Schmerzen. Zu allem Überfluß kam noch ein Anruf von Sawatzki, der mich sofort zur Verladestelle im Mittelwerk kommandierte. Es war gegen 22.00 Uhr, als ich beim Werk eintraf. Im Schneegestöber sah ich einige Gestalten beim Verladen. Sawatzki war nicht zu sehen. Dagegen waren Degenkolb und Dr. Ing. Kühle zur Stelle. Letzterer war von Degenkolb in den Sonderausschuß berufen worden, um Schwierigkeiten vor allem bei den elektrischen Zulieferteilen auszuräumen. Beide beobachteten das Verladen der ersten vier Raketen, wobei Degenkolb angetrunken zwischen den noch auf der Taktstraße befindlichen Raketen umhertaumelte. Sawatzkis Fehlen erklärte sich dadurch, daß er bereits im Hotel Netzkater, wo er sich luxuriös eingerichtet hatte, mit seinen Freundinnen Sylvester feierte und dazu eine Reihe seiner „Satelliten“, die ihn umschwärmten, eingeladen hatte.

Neue Gesichter – Die Ausstoßzahlen

Für die ersten Monate des Jahres 1944 gab Sawatzki Zusagen von Ausstoßzahlen, die nie erfüllt wurden. Degenkolb und andere Mitglieder des Sonderausschusses A 4 hatten ihre Büros im NAPOLA-Gebäude, fünf Kilometer von Ilfeld entfernt. Dort hatte auch Direktor Paul Figge sein Büro als Leiter des Arbeitsausschusses Verlagerungen und Zulieferungen. Er war der Entdecker der Untertageanlage der WIFO im

Kohnstein (wie später berichtet werden soll). Direktor Kettler richtet sich ebenfalls in der NAPOLA ein. Hinzu kamen dort die Gefolgschaftsabteilungen und Verwaltungsabteilungen.

Kettler war zunächst der alleinige Geschäftsführer der Mittelwerk GmbH und schickte in dieser Eigenschaft die von Sawatzkis Büro erstellten Planungsunterlagen mit Anlagen anderer Gruppen an das Oberkommando des Heeres. Wenig später kam Sturmbannführer Förschner von der SS als Leiter des Häftlingslagers Dora als Geschäftsführer hinzu, während Direktor Otto Bersch die kaufmännischen Belange der Firma übernahm.

Kettler war ein hervorragender Organisator und Geschäftsführer. Bei der Deutschen Reichsbahn war er einer der Experten gewesen und verfügte über einen reichen Erfahrungsschatz in der deutschen Industrie, da er auch Geschäftsführer in den Borsig-Lokomotivwerken GmbH gewesen war. Es war Kettler, der Sawatzki von einer ordentlichen Geschäftsleitung zu überzeugen versuchte. Immer wieder versuchte er ihn davon abzuhalten, unmögliche Forderungen einfach mit Brachialgewalt zu erzwingen. Er tat dies sogar mehrfach in meiner Gegenwart. Aber Sawatzki ignorierte auch Kettler und versuchte, seine eigenen Ideen – mochten sie noch so utopisch sein – durchzusetzen.

Diese Machtfülle war möglich, da er als Leiter des Arbeitsausschusses Serie in Degenkolbs Sonderausschuß A 4 ebenso wie dieser selbst kein Angehöriger des Mittelwerkes war, sondern zum Ministerium Speer gehörte.

Als Kettler feststellen mußte, daß er bei Sawatzki gegen Windmühlenflügel anrannte, versuchte er, ihn auf andere Weise unter Kontrolle zu bringen. Beispielweise stellte er den Dipl. Ing. Dempwolf als technischen Direktor der Mittelwerke ein. Auch dieser wurde von Sawatzki brutal an die Wand gedrückt. Nicht besser erging es dem Ingenieur von Bover, den Kettler ebenfalls als Gegengewicht zu Sawatzki eingestellt hatte. Auch er konnte gegen dessen rüde Form nichts ausrichten.

In Kettlers Organisationsplan war ich der Direktor der Betriebsdirektion 1 (BD). In dieser Eigenschaft unterstand mir im Wesentlichen die Montage der Hauptbaugruppen des A 4-Gerätes und die Endmontage dieser Baugruppen. Aus diesen beiden Tätigkeiten entstand die funktionstüchtige A 4. Zu meiner Entlastung schuf Kettler die BD 2, die im wesentlichen Hilfsfunktionen für BD 1 ausübte: So beispielsweise das Transportwesen, die Kraftfahrzeuge, Vorrichtungen und Werkzeuge, die Arbeitsvorbereitung, das Termin-, Lager- und Rechnungswesen.

Da ich übergenug mit den Fertigungsproblemen zu tun hatte, begrüßte ich diese Teilung sehr, denn gerade BD 2 hatte großen Anteil am Ausstoß der Raketen. Daß Sawatzki ganz anders darüber dachte, wurde mir von

Wernher von Braun mitgeteilt, der mir sagte: „Dieser Sawatzki hält es für großen Unsinn, daß soviel Aufhebens um das Termin- und Lagerwesen und ähnliche Dinge gemacht wird. Für ihn ist alles sehr einfach: ‘Auf der einen Seite kommen die Teile rein und auf der anderen gehen die Raketen raus!’“ Aus der Stimmlage von Dr. von Braun konnte ich nicht heraus hören, ob er Sawatzki dafür tadelte oder ihn gar bewunderte.

Sawatzki war bei allen Verantwortlichen der Rüstung offenbar der Geheimtip, nachdem er die ersten fünf Tigerpanzer mit brutalsten Mitteln zusammenbauen ließ und an die Front nach Leningrad schickte. (Dort aber gingen sie kurz hintereinander mehrfach zu Bruch und der von Henschel-Kassel dorthin geschickte Ingenieur Merker mußte die Tiger im Niemandsland unter starkem Beschuß reparieren oder gar sprengen lassen.)

Ingenieur von Bovert war ein guter Mann. Unser gegenseitiges Verhalten war harmonisch und respektvoll. Ihm und Direktor Kettler gegenüber konnte ich mich als einzigen im gesamten Mittelwerk freimütig äußern, ohne Gefahr zu laufen im KZ zu enden. Wir drei charakterisierten Sawatzki als einen Mann, der, um an sein Ziel zu gelangen, mit Händen und Füßen kratzend und scharrend, ganze Berge beiseiteräumen wollte.

Entgegen den hirnrissigen Zusagen Sawatzkis hatte eine Sondersitzung im Oktober 1943 zwischen Vertretern des Heereswaffenamtes und dem Sonderausschuß A 4 im Mittelwerk die zu fertigenden Stückzahlen der Rakete auf 900 im Monat reduziert.

Die Arbeit ging in den ersten vier Monaten des Jahres 1944 weiter und der Ausstoß näherte sich annehmbaren Zahlen, die allerdings nicht annähernd die Zahl 900 erreichten. Dieser Ausstoß wurde zu keiner Zeit erreicht.

HITLERS ENTSCHEIDUNG

Die Mittelwerk GmbH

Das Ministerium Speer befaßte sich bereits seit dem Frühjahr 1942 mit der Vorbereitung der Serienproduktion der A 4-Rakete, die später als V 2 und Fernkampfwaffe eingesetzt wurde. Bei der Heeresversuchsanstalt Peenemünde wurde zur Vorbereitung der Serienfertigung ein Versuchswerk errichtet, in welchem die technologischen Voraussetzungen dafür geschaffen werden sollten. Dies alles für eine noch nicht einmal in ihrem Versuchstyp brauchbare Rakete. Dieses Versuchswerk wurde vom Heereswaffenamt errichtet, wobei das OKH die gesamte Entwicklung der Rakete finanzierte. Damit hoffte man dort, maßgeblichen Einfluß auf die Serienproduktion ausüben zu können.

Auf einer Besprechung zwischen den Vertretern führender deutscher Rüstungsfirmen bei Hitler wurde die Einführung einer neuen Waffe besprochen, nachdem die Rakete ihren ersten erfolgreichen Start hinter sich gebracht hatte. Hierbei kam es dann zur Festlegung der Serienfertigung der A 4. Die Produktion dieser Waffe mit ihren etwa 20.000 Einzelteilen machte die Beteiligung fast aller Zweige der deutschen Rüstungsindustrie notwendig. Keine der deutschen Großfirmen sah sich in der Lage, dieses gigantische Projekt alleinverantwortlich zu übernehmen. Daraus erwuchs die Notwendigkeit, das Ministerium für Bewaffnung und Munition unter Albert Speer mit der Steuerung der V-Waffenproduktion zu betreuen. Am 8. Januar 1943 kam es im Raketenzentrum Peenemünde zu einer Besprechung, bei der alle Vertreter der wichtigsten Abteilungen eingeladen waren. Hier wurde allen der bisherige Leiter des Hauptausschusses Schienenfahrzeuge, Gerhard Degenkolb, vorgestellt. Er würde den zu gründenden Sonderausschuß A 4 im Auftrag von Reichsminister Speer leiten.

Vom 3. bis 6. Februar 1943 wurde Ingenieur Arthur Rudolph in seiner Eigenschaft als Leiter des Versuchswerkes zu einer Dienstreise nach Berlin entsandt. Dort fand beim soeben installierten Sonderausschuß A 4 in Berlin-Charlottenburg, Bismarckstraße 112, eine Besprechung über die Führungskräfte des Ausschusses statt. Der Leiter des Ausschusses, Direktor Degenkolb, warf zuerst die Frage nach dem Stand der Entwicklung auf und ob es heute bereits zu vertreten sei, mit einer Großserie zu beginnen. Erst wenn diese Frage zufriedenstellend beantwortet sei, könne er vom Reichsminister für Bewaffnung und Munition die Dringlichkeitsstufe verlangen. Da keine endgültige Klarheit zu erreichen war, wurde es notwendig, eine neue Besprechung mit den Entwicklungsingenieuren des HAP für Sonntag, dem 7.2. anzuberaumen, nach welcher dann erst Beschluß gefaßt werden sollte. Infolgedessen wurde diese Sitzung als

Gründungssitzung des Sonderausschusses A 4 betrachtet. Die einzelnen Arbeitsausschußleiter berichteten kurz über ihr Aufgabengebiet.

Der Sonderausschuß A 4 setzte sich wie folgt zusammen:

Leiter:

Direktor Degenkolb

Vertreter:

Direktor Kunze

Arbeitsausschüsse	Leiter (Vertreter)
1) Fertigungsplanung	Direktor Stahlknecht (Dipl.Ing. Dellmeier)
2) Kontingente	K. Beyer, Lokhaus (Dobler, WaPrüf 11)
3) Rohmaterial	Baurat Roth (Baurat Dr. Voy)
4) Bauten	Herr Scheiblauber
5) Maschinen und Geräte	Herr Reinhardt
6) Energie	Herr Oberreichsbahnrat Lehmann
7) Arbeitseinsatz	Herr Jäger, Lokhaus
8) Fahrzeuge, Fahrzeugzubehör	Herr Dr. Schwab (Herr Nebel)
9) Prüfstandseinrichtungen	Herr Dr. Simon
10) Treibstoff	Herr Dr. Ehmann
11) El-Geräte, el-mech-Geräte	Herr Dr. Storch (Herr Hauptmann)
12) Zelle	Herr Obering. Schlosser (Herr Dir. ...?)
13) Tursag	Herr Dir. Radtke (Herr Oberbaurat Wernicke)
14) Tube	Herr Vöckele (Herr Oberbaurat ...?)
15) Rationalisierung	Herr Dir. Rees (Herr Oberbaurat Pönicke und Herr Malauschek)
16) Verlagerung	Herr Kendler (Herr Dr. Müller)
17) Zulieferung	Herr Wiedemann (Herr Dir. Stahlknecht)
18) Zusammenbau	Herr Dir. Stahlknecht (Herr Direktor Rudolph)

19) Endabnahme	Herr Dr. von Braun
20) Transport	Herr Reichsbahndirektor Küspers (Herr RegRat von Schildt)
21) Statistik	Herr Norpöth

Auf dieser Sitzung wurden folgende Forderungen gestellt:

- 1) Der Leiter des Arbeitsausschusses „Arbeitseinsatz“ wünscht von Peenemünde einen Sachbearbeiter für Personal. Dir. Stahlknecht will versuchen, ihm einen zu beschaffen.
- 2) Herr Scheiblaue, Leiter des Arbeitsausschusses Bauten, erwähnte u.a., daß für Peenemünde noch 1.000 Tonnen Baueisen dringend nachgefordert werden müssen, da sonst untragbare Bauverzögerungen eintreten. Herr Beyer wird beauftragt sich für die Zuweisung des fehlenden Baueisens einzusetzen. In allen Baufragen ist der Arbeitsausschuß Bauten, Herr Scheiblaue, zuständig.
- 3) VW/T wies darauf hin, daß der Bauleitung Peenemünde Angehörige der dort beschäftigten Firmen eingezogen würden, ohne daß Ersatz gestellt wird. Direktor Kunze beauftragt Herrn Jäger, Abhilfe zu schaffen.
- 4) Herr Reinhardt, Leiter des Arbeitsausschusses Maschinen und Geräte, wird in Zusammenarbeit mit Wa Chef-Ing. IV (Oberbaurat Pönicke und Oberbaurat Malauschek) die Beschaffung und Anlieferung der Maschinen sichern und möglichst beschleunigen. Er benötigt dazu zwei Arbeitskräfte, welche Lt. Dir. Kunze Peenemünde stellen soll. Direktor Stahlknecht erklärte, daß in Peenemünde ebenfalls noch Arbeitskräfte fehlten. Dennoch soll Peenemünde welche abgeben, da der Sonderausschuß keine bereitstellen kann.
- 5) Der Leiter des Arbeitsausschusses Energie, Oberreichsbahnrat Lehmann, skizziert kurz seine Aufgaben. An ihn sollen alle Anforderungen bezüglich der Kohleversorgung, Elektrizitätsversorgung, alle Ausbauten von Elektrizitäts-Erzeugungsanlagen, der laufenden Energieversorgung, Gas (auch Schweißgasversorgung) gerichtet werden. Neubauten sollen ebenfalls im Arbeitsausschuß Energie behandelt werden, dies in Zusammenarbeit mit dem Arbeitsausschuß Bauten. Bezüglich des Ausbaues des Gaswerkes Wolgast will Herr Lehmann helfen; insbesondere bezüglich der Lieferung der Bamag. Entsprechende Anfragen sind an ihn zu richten. Erledigung TH.

6) Herr Reichsbahndirektor Kösters ist zuständig für alle Transportfragen bezüglich Bauten, Fertigung. Jeder solle aber sich möglichst selbst helfen. Nur bei unüberwindlichen Schwierigkeiten will Herr Kösters helfend eingreifen.

In verschiedenen Einzelbesprechungen wurde anschließend versucht den Arbeitsbedarf und den dazu notwendigen Bedarf an Facharbeitern zu klären. Laut Herrn Jäger gab es keine, die zur Verfügung standen.

Auch der Arbeitsausschuß Maschinen und Geräte hatte mit diversen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie Herr Reinhardt berichtete. Es ging überwiegend darum, die benötigten Maschinen auf dem schnellsten Wege herbeizuschaffen.

Zum Schluß wurde noch festgelegt, daß wegen der Geheimhaltung auf keinem Umschlag die Klartextanschrift stehen dürfe. Alle Schreiben an den Sonderausschuß A 4 seien an folgende Anschrift zu richten:

Herrn Direktor Degenkolb Berlin-Charlottenburg Bismarckstraße 112 (Lokhaus) (Siehe Aktennotiz Nr. T 2/43 von Dir. Arthur Rudolph vom 9. Februar 1943). Aus dieser Aktennotiz geht eindeutig hervor, daß Arthur Rudolph keiner der führenden Männer gewesen ist, sondern nur im Versuchswerk tätig war und, daß er im Auftrag von Peenemünde an dieser Sitzung in Berlin teilgenommen hat.

In dem A 4-Programm, das nunmehr mit allen Konsequenzen entwickelt wurde, war der Sonderausschuß A 4 für das gesamte System der Zulieferbetriebe und für die Endfertigung zuständig. Da keiner der deutschen Großkonzerne das Risiko des Aufbaues der Taktstraße tragen konnte und wollte, wurde ein staatseigener Fertigungsbetrieb ins Leben gerufen, der allerdings nach privatwirtschaftlichen Grundsätzen geführt werden sollte. Gleichzeitig damit sollte er der Lenkungsmechanismus werden, der die gesamte Produktion leitete.

An eine Beteiligung der SS an diesem Betrieb dachte zu dieser Zeit noch niemand. In der Jahresmitte 1943, als die gesamte Konzeption dieses Großunternehmens beschlossen wurde, war keine wie auch immer geartete Einflußnahme der SS erkennbar. Als dann im Sommer 1943 klar wurde, daß es nicht mehr möglich war, die geplante V-Waffenproduktion nur mit deutschen Arbeitern zu schaffen – wie dies bis zu diesem Zeitpunkt durch ein striktes Weisungsgebot Hitlers vorgeschrieben war –, kam die SS erstmals ins Spiel. Zwangsarbeiter – wie sie im Versuchswerk für die A 4 bei den Lagerarbeiten beschäftigt und im Lager Trassenheide untergebracht waren, die nichts von der eigentlichen Fertigung der A 4 erfuhren –, die ja zum Urlaub in ihre Heimat fahren konnten und auch in den deutschen Städten ihre Freizeit verbrachten –, kamen aus

Geheimhaltungsgründen nicht in Frage. Damit war eine Vorentscheidung gefallen, daß für die zu leistenden Bauarbeiten auf alle Fälle Häftlinge für die Fertigung der Rakete eingesetzt werden müßten.

Nach wie vor war vom Mittelwerk nicht die Rede. Zunächst war vorgesehen, die Endmontage der V 2 in folgenden Firmen durchzuführen:

1. Im Versuchswerk der HVA Peenemünde, Karlshagen.
2. In den Zeppelinwerken Friedrichshafen.
3. In den Rax-Werken Wiener-Neustadt.

In geringer Zahl waren in Karlshagen bereits Häftlinge eingesetzt, ohne bis dahin mehr als einen geringen Teil der Arbeitskräfte zu stellen. Im Juli 1943 waren die Vorbereitungsarbeiten für die A 4-Serienproduktion in ein entscheidendes Stadium getreten. Reichsminister Speer gab dem Leiter seines Technischen Amtes, Karl Saur, Weisung, den Ingenieur Albin Sawatzki vom Kasseler Henschelwerk (der dort auch an der Fertigung des Tigerpanzers gearbeitet hatte) zum Leiter des A 4-Sonderausschusses zu Direktor Degenkolb zu entsenden. Er sollte mit Degenkolb die Möglichkeiten der Serienfertigung besprechen. Anlässlich dieser Besprechung wurde von Sawatzki als Chef der Fertigung bestimmt, daß eine Gruppe von 1.500 bis 2000 Zivilarbeitern und UK-gestellten Wehrmatsangehörigen, die Facharbeiter waren, nach Peenemünde zu schicken seien, um das Versuchsserienwerk Karlshagen, das Arthur Rudolph leiten sollte, zum A 4-Betrieb auszubauen.

Die Besprechung beim A 4-Ausschuß Arbeitseinsatz.

Am 2. Juni 1943 fand im Lokomotivhaus zu Berlin-Charlottenburg eine Sitzung statt, in welcher es um den geplanten Häftlingseinsatz im Versuchswerk Peenemünde ging. Bereits vorher hatte Rudolph im Gespräch mit Kollegen seiner Überzeugung Ausdruck verliehen, daß Häftlinge in einem so komplizierten Arbeitsablauf wie er im Versuchswerk vor sich ging, nicht eingesetzt werden dürften. Dementsprechend handelte er auch, als er gebeten wurde, an der Besprechung des Arbeitsausschusses Arbeitseinsatz in Berlin teilzunehmen, wo er das Wort ergriff. Anwesend war die gesamte Führungsriege, die im Arbeitszimmer von Direktor Kunze in folgender Besetzung erschienen war:

1. Herr Direktor Kunze
2. Herr Jäger vom AA-Arbeitseinsatz
3. Herr Hauptmann Schulte vom Wa Prüf 11
4. Herr Oberleutnant Walura vom Wa Prüf 11
5. Herr Direktor Rudolph (VW = Versuchswerk)
6. Ein Vertreter der Baugruppe Schlempp (für Barackenbau)
7. Herr Krüger (TDS)

Die Sitzung begann um 10.00 Uhr und endete zwei Stunden später.

Es ging vor allem um den vorgeschlagenen Häftlingseinsatz im Versuchswerk Peenemünde, zu dem Herr Jäger von der Gruppe Arbeitseinsatz die auf 1.400 Häftlinge lautende Anforderung übergeben wurde. „Es wird festgelegt, daß sämtliche Verhandlungen mit dem SS-Verwaltungshauptamt, Obersturmführer Maurer, ab sofort vom A 4-Ausschuß Arbeitseinsatz geführt werden.“ Zunächst wird – nach Herrn Jäger – der Lagerkommandant mit einem Vorkommando zum A 4-Versuchswerk nach Karlshagen kommen, um die Unterbringung und Einzäunung vorzubereiten und durchzuführen. Nach Schaffung dieser Voraussetzungen sollen in direkter Zusammenarbeit mit Herrn Direktor Rudolph, dem Leiter des Versuchswerkes, Zug um Zug die Häftlinge nach Karlshagen abgerufen werden. Der maximale Häftlingseinsatz der nach Aussagen von Herrn Jäger sofort anläuft, soll 2.500 Mann betragen und nur im VW/F1 stattfinden. Die Erfüllung der Anforderung für zunächst 1.400 Häftlinge in den angeforderten Berufen soll möglichst rasch erfolgen.

Die Personalzuweisung

Der Heeresversuchsanstalt Peenemünde werden zugewiesen:

a) Im Rahmen einer Umsetzung aus anderen Fertigungen in den Monaten Juli bis August VW = 293, EW = 18, insgesamt 311 Fachkräfte. Dazu kommen für das A 4-Programm: b) 350 nach Karlshagen zu kommandierende Soldaten aus der Truppe und 150 UK zu stellende Fachkräfte. Diese wären entsprechend den gestellten Anforderungen folgendermaßen zu verteilen: EW (Entwicklungswerk) 50 kommandierte Soldaten, Mun.-Süd 50 kommandierte Soldaten, Rax (Wiener Neustadt) 100 kommandierte Soldaten, VW(Versuchswerk) 150 kommandierte Soldaten und 150 UK-gestellte Soldaten. Dies erfolgte auf die dringend von Herrn Dir. Rudolph vorgebrachte und eingehend begründete Bitte, auf weitere Zuweisung deutscher Arbeiter.

Damit ist erwiesen, daß die vom OSI später kolportierte Beschuldigung, Direktor Rudolph habe bereits zu seinem VW Häftlinge angefordert, aus der Luft gegriffen ist. Was nun die von dem OSI-Resümee vertretene Folgerung anlangt, Dr. Rudolph hätte zu dieser Zeit oder gar noch vorher Häftlinge anfordern können, so steht diesem eine generelle Führerentscheidung entgegen. Am 7. Juli 1943 waren Oberst Dornberger und Dr. von Braun zum Vortrag in die Reichskanzlei befohlen worden. Hitler wollte sich intensiv mit der Frage der V-Waffenfertigung befassen. Von Braun und Dornberger kommentierten zunächst jenen Film, den sie

vom ersten geglückten Raketenstart am 3. Oktober 1942 hatten anfertigen lassen. Hitler war davon derart tief beeindruckt, daß er den beiden Raketenforschern gegenüber erklärte: „Wenn wir diese Raketen bereits 1939 gehabt hätten, wäre es niemals zum Krieg gekommen.“ Anschließend erteilte Hitler der A 4-Raketenfertigung die höchste Prioritätsstufe; er ernannte Wernher von Braun zum Professor und Oberst Dornberger zum Generalmajor. In seinem Gedächtnisprotokoll notierte Dornberger: „Die Rakete ist nach den Worten des Führers kriegsentscheidend. Degenkolb, Chef des Sonderausschusses A 4, hat Rüstungsminister Speer alle vier Wochen über den Fortgang der Arbeiten zu unterrichten.“ ... „Der Führer befiehlt“, schrieb er in Großlettern, „in der Fertigung nur Deutsche einzusetzen.“ In den weiteren Gesprächen mit Hitler ordnete dieser an, „die fehlenden Arbeitskräfte, falls sie nicht anders beschafft werden könnten, aus dem allgemeinen Wehrmachtsgerätebau zu nehmen und, daß einer schnellen UK-Stellung der Facharbeiter mit größter Beschleunigung Folge geleistet werden müsse.“ Speer in seinen Unterlagen dazu: „Der Führer legt fest, daß in der Fertigung nur Deutsche genommen werden dürfen. Er meint, es wäre am besten, hierzu auch Hilfskräfte zu nehmen, die in den Bombengebieten totalausgebombt worden sind. Degenkolb soll untersuchen, wie weit diese Forderung erfüllt werden kann.“

Es stellte sich heraus, daß die deutsche Rüstungswirtschaft nicht mehr in der Lage war, diese Zahl von geforderten 15.000 Facharbeitern auch nur annähernd abzugeben. Zu diesem Komplex der fehlenden Arbeitskräfte erklärte Direktor Paul H. Figge: „Da Herr Sauckel sein Versprechen, 15.000 Arbeitskräfte bereitzustellen, nicht hielt, hat G. Degenkolb schließlich über das Heereswaffenamt und den Leiter des Rüstungsministeriums Karl O. Saur das Angebot von SS-Obergruppenführer Schmidt, von der SS-Hauptstelle in Berlin-Oranienburg, angenommen, am Südeingang des Kohnstein (der allerdings noch nicht im Gespräch war) ein Lager für 30.000 Arbeitskräfte zur Verfügung zu stellen. Damit war das Drama der Häftlinge im Mittelwerk, in Niedersachswerfen und Nordhausen vorprogrammiert.“

Bereits seit dem Sommer 1943 hatte sich der Reichsführer SS Heinrich Himmler – noch vor der Verwirklichung der Idee der Verlagerung der V-Waffenfertigung zur Serienproduktion in bombensichere Werke – sehr für diese neuen Waffen interessiert und bei seinen Besuchen in Peenemünde nicht nur den Fortschritt in der Raketenfertigung bewundert, sondern den führenden Männern, Generalmajor Dornberger und Prof. Dr. von Braun, ihren Übertritt in die SS angetragen. Dies war einer seiner ersten Versuche, die Priorität über die V-Waffenfertigung zu erlangen. Er beabsichtigte, einen seiner Vertrauten als seinen Generalbevollmächtigten

für Entwicklung und Produktion der V 2 einzusetzen. Dabei dachte er insbesondere an den Chef der Amtsgruppe C im SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt, SS-Brigadeführer Dr. Ing. Hans Kammler. Dieser war von Himmler von der Luftwaffe abgeworben worden.

Das Speer-Ministerium wies dieses Ansinnen entschieden zurück. Himmler konnte lediglich Kammlers Einsatz als Sonderbeauftragten der SS für Baufragen der A 4-Fertigung durchsetzen. Aber selbst diese Aufgabe führte SS-Brigadeführer Kammler im Auftrage von Reichsminister Speer aus.

Kammler installierte zunächst die Bauorganisation „Sonderauftrag Kammler“, um wenig später alle Fragen des Häftlingseinsatzes, zunächst nur für die Bauten und Minierarbeiten im Mittelwerk, später aber auch für die Endmontage der V 2 zu übernehmen. Damit wurde dann auch der Arbeitseinsatz im KZ Dora aus dem Verantwortungsbereich der Amtsgruppe D (Konzentrationslager) des SS-WVHA herausgelöst und Kammler übertragen.

Doch zurück zu den weiteren Ereignissen, die schnurgerade in den Einsatz von KZ-Häftlingen in der V-Waffenfabrikation mündeten.

Eine neue Situation

Am 19. August 1943 reiste Speer in die Wolfsschanze nach Rastenburg, um Hitler über die Zerstörungen des Vortages in Peenemünde durch den Großangriff der britischen Royal Air Force Meldung zu erstatten. Dieses entscheidende Gespräch wurde im Beisein von Himmler und Karl O. Saur geführt. Hier erklärte Speer, daß der akute Arbeitermangel die Herrichtung des inzwischen gefundenen unterirdischen Werkes bei Nordhausen und die Installierung der Fabrikationsmaschinen und Geräte, vor allem zum Ausbau des zweiten Parallelstollens und einiger Querstollen des Mittelwerkes unmöglich mache. Hier sprang sofort Himmler in die Bresche, der seine Ideen bereits vorher dem Führer zu Gehör gebracht hatte. Er erklärte, daß er bereit sei, sofort den Einsatz von Häftlingen zu befehlen, die den Tunnelausbau schnellstens durchführen würden.

Hitler, der nur wenige Tage vorher noch den Einsatz von Häftlingen entschieden verboten hatte, weil deutsche Arbeiter diese kriegsentscheidende Waffe bauen sollten, stimmte Himmlers Vorschlag zu. Dazu Albert Speer: „Der Führer ordnet an, daß alle Maßnahmen ergriffen werden, um gemeinsam mit dem Reichsführer SS, unter starker Einschaltung seiner Kräfte aus den Konzentrationslagern, den Bau der Fertigungsanlagen und der A 4-Raketen voranzutreiben.“

Damit steht ohne jeden Zweifel fest, daß es Hitler war, der den Befehl zum Einsatz von Konzentrationslagerhäftlingen gab. Diese Entscheidung

wurde nach vorangegangenen Gesprächen am 22. August 1943 gefällt. Hitler verfügte weiterhin, daß die Erprobung der Raketen umgehend von Peenemünde nach Polen auf einen heeres eigenen Schießplatz verlegt werden sollte.

Es sollten, so Speer, Zivilarbeiter und Häftlinge gleichermaßen eingesetzt werden. Nun hätte Direktor Arthur Rudolph nach Überzeugung des OSI sofort zum Führer eilen müssen, um ihm einmal den Marsch zu blasen und ihn, zum anderen, zur Rücknahme dieses Befehls zu zwingen, weil er – Rudolph – dagegen sei. Diese Sichtweise aus den USA läßt allerdings außer Betracht, daß Rudolph nicht zu Hitler vorgedrungen wäre und daß man mit ihm kurzen Prozeß gemacht hätte, wenn er offen gegen diese Entscheidung aufgemuckt hätte. Ganz abgesehen davon, daß er erst bei seinem ersten Eintreffen im Mittelwerk im September 1943 durch eigenen Augenschein erfuhr, daß in der Tat Häftlinge dort eingesetzt wurden. Rudolphs Einspruch hätte – und das ist so sicher wie das Amen nach einer Predigt in der Kirche – ihn geraden Weges selber in den Anzug eines „Zebras“ (wie man die gestreifte Häftlingskleidung nannte) gebracht, ohne daß sich an Hitlers Entscheidung nur das geringste geändert hätte.

Daß man auf den verschiedenen Prozessen gegen die deutsche Industrie und ihre Bosse immer die Berufung der Leitenden Herren auf einen Befehlsnotstand akzeptierte, sollte doch auch für Personen in untergeordneten Dienststellungen – wie es Rudolph in diesem Sinne war –, gelten. Dies umso mehr, als er während seiner Tätigkeit im Mittelwerk sich gegenüber den ihm unterstellten Häftlingen persönlich nichts hatte zu Schulden kommen lassen.

Die V-Waffenproduktion wurde durch die direkte Einschaltung Hitlers zum wichtigsten und aufwendigsten Versuch, KZ-Häftlinge gnadenlos für den Aufbau und die Durchführung einer supermodernen Produktion zu stellen, und dabei zigtausende Opfer einfach einzukalkulieren.

Der Kohnstein kommt ins Spiel

Aus einer Aktennotiz von Direktor a. D. Paul Hermann Figge ist bekannt geworden, daß die unterirdische Lagerstelle der WIFO unter dem Kohnstein nahe Niedersachswerfen von ihm gefunden wurde. Hier seine Aktennotiz vom 12. 12. 1984, die er aus besonderem Anlaß schrieb:

„In den letzten Monaten des zu Ende gehenden Jahres wurden in vielen deutschen Zeitungen schwere Beschuldigungen gegen Dr. Arthur Rudolph erhoben. Darin hieß es, er habe im Mittelwerk in Niedersachswerfen bei Nordhausen, wo die A 4-Rakete, aber auch Teile des Fi

103 (der V 1) gebaut wurden, Tausende Häftlinge geknechtet und sie verrecken lassen. Diese Beschuldigung ist erlogen. Ich kann und werde den Gegenbeweis antreten. Als Degenkolb von Hitler zur Förderung des Raketenbaus zum Leiter des Sonderausschusses A 4 ernannt wurde, ernannte man mich zum Leiter des Arbeitsausschusses Fertigung, Zulieferung und Verlagerung. Wir hatten sehr große Vollmachten. Auf Degenkolbs Verlangen hin gab Hitler dem Sonderausschuß die höchste Dringlichkeitsstufe. Ich erhielt mit der genannten Vollmacht von den drei genannten Sparten das Recht, selbst Peenemünde in die Planung und Bearbeitung hineinzureden und schlug Degenkolb vor, er möge nach Vereinbarung mit General Dornberger, General Zanssen, Werner von Braun und weiteren verantwortlichen Fachleuten wie Rees, Rudolph und anderen, in den drei zur Fertigung der V 2 vorgesehenen Werken ein Fertigungsprogramm erstellen. Es waren dies die Rax-Werke in Wiener Neustadt, die Zeppelinwerke in Friedrichshafen und das Versuchswerk der Heeresversuchsanstalt Peenemünde. Als die Royal Air Force in der Nacht zum 18. August 1943 Peenemünde schwer bombte, waren nach den Rax-Werken und den Zeppelinwerken alle drei vorgesehenen Fertigungsstätten mehr oder weniger unbrauchbar gemacht worden. Weitere Angriffe waren sicher. Fieberhaft wurde nun nach einer Möglichkeit gesucht, die V 2- Fertigung in einen gesicherten unterirdischen Raum zu verlegen und sie damit bombensicher zu machen. Ein solcher Komplex, der groß genug war, war nicht bekannt. Erst auf einer meiner Reisen von Brüssel mit der Bahn nach Berlin traf ich in Kassel, wohin ich einen Abstecher zu machen hatte, einen Bekannten. Im Gespräch machte dieser mich auf die Anhydrit-Stollen in Niedersachswerfen aufmerksam. Mit einem Taxi fuhr ich sofort dorthin, besichtigte die Tunnels und fuhr dann nach Berlin weiter, um Degenkolb und Saur zu verständigen. Wir waren alle drei von der sich uns hier bietenden Chance begeistert. Diese Stollen gehörten der Wirtschaftlichen Forschungsgesellschaft WIFO. Die WIFO erhielt sofort von ganz oben Weisung, die Stollen von den durch sie dort gelagerten Ölen, Benzin und Materialien zur Giftgasherstellung räumen. Im Gegenzug wurde ihnen der lukrative Auftrag erteilt, den weiteren Ausbruch der noch zu öffnenden Stollen und den Ausbau der bereits vorhandenen durchzuführen.“

Nachdem diese Arbeit angelaufen war, wurde mit Hilfe der Peenemünder binnen weniger Monate das Aufstellen, Justieren und Einrichten der Maschinen und der Taktstraßen durchgeführt. Dazu mußten die Montage- und Fertigungsingenieure, beispielsweise auch Arthur Rudolph, von Peenemünde aus zu den Rax-Werken und den Zeppelinwerken fahren, um dort den Ausbau der bereits installierten Maschinen und Geräte zu überwachen und den Transport nach Nordhausen in die Wege zu leiten. Dort wiederum war es ihre Aufgabe alles in die für die

Taktstraßen vorgesehenen Stollen zu schaffen und wieder aufzubauen und einzurichten. Dies war eine Sache von etwa drei Monaten Dauer. Währenddessen wurden auch die Stollenvortriebe mit brachialer Gewalt vorangebracht. Hierbei hatte die WIFO mit einigen Baufirmen, darunter auch die Firma Grün und Bilfinger, das Heft in der Hand und verließ sich in Bezug auf Überwachung und Sicherung auf die dafür vorgesehenen SS-Wachmannschaften. „Arbeitsminister Sauckel versprach Degenkolb und mir während etwa acht Verhandlungen, daß er dazu etwa 20.000 Arbeiter zur Verfügung stellen werde. Diese Zusage wurde nicht eingehalten. Vielmehr empfahl Sauckel mir, Degenkolb und dem hinzugezogenen SS-Brigadeführer Kammler, uns doch an den SS-Obergruppenführer Müller in Charlottenburg zu wenden. Dieser machte den bereits angeführten Vorschlag, für die Arbeiten im Mittelwerk Häftlinge zu verwenden. Er schickte Degenkolb und Kammler binnen weniger Monate mindestens 10.000 Konzentrationslagerhäftlinge ins Mittelwerk.“ (Auch diese Vorgeschichte zu Hitlers Entschluß der Einbeziehung von KZ-Häftlingen in der V-Waffenproduktion zeigt, daß Arthur Rudolph weder Häftlinge angefordert hatte, noch in die Frage der Gestellung auch nur am Rande verwickelt war.)

Um die Arbeit im Mittelwerk reibungslos durchführen zu können und gegen Störer und Saboteure gewappnet zu sein, erließ Direktor Degenkolb einen Befehl:

„Zur Überbrückung aller dem Anlauf des A 4-Programms entgegenstehenden Schwierigkeiten bei den Zulieferfirmen habe ich einen Führungsstab berufen. Die Leitung dieses Stabes habe ich Herrn Hauptmann Dr. Kühle übertragen. Er handelt in jedem Falle im Auftrag des Leiters des Sonderausschusses A 4 und hat Weisungsrecht an die beauftragten Firmen. Alle Einrichtungen des Sonderstabes stehen ihm zur Durchführung seines obigen Auftrages zur Verfügung. Heil Hitler! gez, Degenkolb.“

Dieser Führungsstab saß zunächst beim Heereswaffenamt in Berlin. Eine Führungsstab-Zentrale wurde im Mittelwerk eingerichtet. Über diese Einrichtung ist im nachfolgenden Abschnitt ausführlich zu berichten, um seinen wirklichen Zweck offenzulegen.

Die vom OKH ausgewählten Firmen erhielten von der Mittelwerk GmbH Leitfirmenaufträge über größere Geräteteile. Beispielsweise die Linke-Hoffmann-Werke AG in Breslau über Raketenhecks. Die Voss-Werke AG in Sarstedt übernahm die Herstellung der A 4-Gerätespitze. Die Steuerung der anstehenden Zwangsarbeitertransporte lag in den Händen von SS-Brigadeführer Dr. Kammler, der Amtsgruppe C des WVHA. Kammler „lieferte“ auf Befehl Himmlers und nach Absprache mit dem Sonderausschuß A 4 KZ-Häftlinge für den Arbeitseinsatz im

Mittelwerk und in die nach und nach entstehenden Nebenwerke und Nebenlager.

Alle Bau- und Sprengarbeiten sowie alle übrigen Vorbereitungsarbeiten für den Aufbau der Maschinen, Einrichten der Taktstraßen, Planier- und Ausschachtarbeiten wurden von der WIFO geleitet und von KZ-Häftlingen durchgeführt. Zu Ende des Jahres 1943 waren nach einer „Bestandsmeldung“ der WIFO 9.200 Häftlinge mit diesen Arbeiten befaßt. Die ersten 107 Häftlinge trafen zusammen mit Wachpersonal bereits am 28. August 1943 aus dem Lager Buchenwald in Niedersachswerfen ein. Sie kampierten einige Tage vor dem Südeingang des Kohnsteins in Zelten, ehe das provisorische Schlaflager im Stollen 39 eingerichtet war und sie in den Stollen einzogen. Ab Oktober kamen – bei sich rasch steigendem Häftlingsaufkommen – die Hallen 43, 44, 45 und 46 als Schlafstollen hinzu.

Dies alles war als Provisorium gedacht, denn in der Bauplanung war ein großes Arbeitslager für etwa 30.000 Häftlinge vorgesehen. Daneben ein weiteres Lager für die SS-Wachmannschaften. Von den ersten etwa 10.000 Häftlingen, die bis Ende Dezember 1943 aus Buchenwald nach Dora (dem soeben errichteten Nebenlager) geschickt wurden, waren Ende Dezember erst 5.500 in dem noch im Bau begriffenen Lager untergebracht. 4.500 mußten im Stollen unter grauenhaften hygienischen Bedingungen vegetieren. Erst zu Ende April 1944 waren auch die Letzten aus den Stollen ans Tageslicht gelangt und im Lager untergebracht.

Die primitiven Abortanlagen unter dem Kohnstein waren ein offener Seuchenherd, die feuchte, mit Sprengstaub geschwängerte Luft bahnte der TBC den Weg; die mangelhafte Verpflegung tat ein übriges, die in dieser Arbeit unter den unsäglichen Bedingungen schuftenden Häftlinge zu Wracks und zu Leichen zu machen. Als diese alarmierenden Zahlen dem Amt B I – Verpflegungswirtschaftsamt – und dem dortigen Chef SS-Sturmbannführer Erwin Tschentscher zu Ohren kamen, fuhr er persönlich mit SS-Brigadeführer Kammler Ende Oktober 1943 zu einer Inspektion nach Niedersachswerfen. Sein erster Weg führte zum Mittelwerk.

Die katastrophalen Zustände durften nicht bleiben, das war Dr. Tschentscher sofort klar. In einer Besprechung mit Direktor Degenkolb, Lagerführer Sturmbannführer Förschner und dem hinzugezogenen Lagerführer des Hauptlagers Buchenwald, Standartenführer Pfister, wurden die zu ergreifenden Maßnahmen abgesprochen, ohne deren Durchführung die gesamten Arbeiten im Kohnstein zum Erliegen kommen würden. Es galt, die schlimmsten Mängel an Bekleidung und Verpflegung und die Auswirkungen der verheerenden Unterbringung und mangelnden medizinischen Versorgung zu beheben.

Der Barackenbau, den SS-Brigadeführer Kammler zu Gunsten der Spreng- und Einrichtungsarbeiten zur Aufnahme der Maschinen hatte

einstellen lassen, wurden als Eilmaßnahme deklariert. Die schleppende Holzbeschaffung für die Baracken wurde sofort in Gang gebracht. Während einer erneuten Besprechung über Fachkräfte bei Hitler hatte Speer geschickt die Frage nach dem Einsatz von technischen Führungskräften zur Sprache gebracht, die in Gefängnissen oder Lagern saßen. Hitler befahl, auch sie in den Prozeß der V-Waffenfertigung einzubeziehen, und Speer notierte das Ergebnis: „Die Abgabe von technischen Führungskräften aus den Gefängnissen für die A 4-KZ-Lager und die Arbeit in der dortigen Fertigung hält der Führer für durchaus richtig. Dieser Weg soll weiterverfolgt werden.“

Die WIFO, unter deren Regie die Tunnelbauten und der Einsatz von Häftlingen stand, peitschte diese Aufgabe mit allen Mitteln durch. Keiner der deutschen Arbeiter, Techniker und Ingenieure, die damit befaßt waren, ihre zukünftigen Arbeitsplätze zu vermessen und einzurichten, hatten auch nur die geringste Weisungsbefugnis gegenüber den Häftlingen.

Daran sollte sich auch nichts ändern, als nach Vollendung des Tunnelausbaues im Dezember 1943 (Teilarbeiten erstreckten sich noch bis in den Sommer 1944 hinein) die Gesamtanlage des Mittelwerkes in die Hände der dafür vorgesehenen Direktion übergang und die SS für die Überwachung und den Einsatz der Häftlinge allein verantwortlich zeichnete. Bereits am 1. Oktober 1943 hatte Betriebsdirektor Kettler im Namen des Mittelwerksvorstandes den Antrag an das OKH gestellt, einen Einrichtungsauftrag für eine Fabrik mit einer Kapazität von 1.800 A 4-Raketen zu erteilen. Der Kostenvoranschlag dazu belief sich auf 1,5 Millionen Reichsmark. Erst im November 1943 wurde dann auch juristisch die Gründung der Mittelwerk GmbH vollzogen.

Die Stellenbesetzungsliste der Mittelwerk GmbH Ende 1943:

Betriebsdirektor	Dr. Kettler
Betriebsdirektor	Förschner
Technischer Direktor	Sawatzki
Kaufmännischer Direktor	Zänker
Gefolgschaftsdirektor	Büttig
Direktor für Organisation	Hubert
Leiter des Sonderausschusses A 4 und Vorsitzender des Beirates	Degenkolb
Leiter Betriebseinrichtungen und Organisation (später der A 4-Serie) (Zugleich der Technischen Abteilung des Mittelwerkes)	Rudolph
Leiter der kaufmännischen Abteilung	Dörner

Reichsminister Speer im Mittelwerk

Am 10. Dezember 1943 war Albert Speer im Mittelwerk, um sich über den Fortgang der Arbeiten zu orientieren und danach Hitler einen neuen Bericht zu erstatten. SS-Brigadeführer Dr. Kammler, Hauptdienstleiter Saur und Oberst Reisinger erstatteten Bericht. Danach wurde Speer von Degenkolb und Dr. Kammler umhergeführt und konnte auch die Untertagearbeitsstätten der Häftlinge begutachten. In seinen Erinnerungen hat er diese Zustände dort als „barbarisch“ geschildert, ohne aber selber etwas zur Verbesserung der Lage der Häftlinge zu tun, wozu er durchaus – nach eigenen Worten – in der Lage gewesen wäre. In sein Tagebuch notierte er: „Die Durchführung dieser gewaltigen Aufgabe verlangte von den Häftlingen die letzte Kraft. Auch die Zivilarbeiter waren stark gezeichnet. Einige von ihnen waren so weit, daß sie zur Auffrischung ihrer Nerven zwangsweise in den Urlaub geschickt werden mußten.“ Die einzige Maßnahme die er ergriff, war ein Schreiben an die Führung des Mittelwerkes, SS-Brigadeführer Dr. Kammler:

„Sehr geehrter Herr Kammler:

Der Leiter des Sonderausschusses A 4, Degenkolb, berichtet mir, daß Sie es fertiggebracht haben, die unterirdischen Anlagen in Niedersachswerfen aus dem Rohzustand in einer fast unmöglichen Zeit von nur zwei Monaten in eine Fabrik zu verwandeln, die ihresgleichen in Europa kein annäherndes Beispiel hat und darüber hinaus, selbst für amerikanische Verhältnisse unübertroffen dasteht. Ich nehme deshalb Veranlassung, Ihnen für diese wirklich einmalige Tat meine höchste Anerkennung auszusprechen, mit der Bitte, Herrn Degenkolb auch weiterhin in dieser schönen Form zu unterstützen. Ich werde auch dem Reichsführer SS gelegentlich diese Ihnen gezollte Anerkennung mitteilen. Heil Hitler! gez. Speer.“

Allerdings erklärte Albert Speer anlässlich seiner Zeugenvernehmung am 30. Oktober 1968 in Essen, daß er und sein Ministerium für Bewaffnung und Munition (seit September 1943 für Rüstung und Kriegsproduktion) eigentlich nichts mit dem Mittelwerk zu schaffen gehabt hätte und er gewissermaßen nur am Rande damit befaßt gewesen sei. Er erklärte, daß Himmler die gesamte Arbeit und damit auch die Verantwortung für die A 4 übernommen habe und er selber nur für die technische Seite zuständig gewesen sei. Ihm sei im März 1945(!) die gesamte A 4-Fertigung als Minister genommen und Kammler übertragen worden. Er war also – so seine Einlassung – in keiner Weise an den Zuständen im Mittelwerk schuld. Um dies zu erhärten bemerkte er weiter: „Hier war eine Fertigung, die arbeitskräftemäßig ausschließlich durch KZ-Häftlinge durchgeführt wurde. Die technische Spitze war von mei-

nem Ministerium abgestellt. Aber dadurch, daß es sich ausschließlich um Konzentrationslagerhäftlinge handelte, war die Regie darüber in den Händen der SS.“ Dies bedeutet im Klartext: Speers Ministerium stellte die technische Spitze, die SS die Konzentrationslagerhäftlinge. Womit alle Techniker und Ingenieure der HVA-Peenemünde aus dem Schneider waren. Die Frage aber, die der Gerichtsvorsitzende Prof. Dr. Kaul ihm stellte: „Haben Sie die Gesamtverantwortung für die Fertigstellung der A 4 gehabt ?“, wurde von Speer bejaht.

Noch im Dezember 1943 war Albert Speer gemeldet worden, daß die Sache der Häftlingsunterbringung noch immer alles zu wünschen übrig ließe. Er fuhr dorthin und erfuhr von den Verantwortlichen: „Für die Errichtung des Lagers fehlen die Kontingente für Holz, Stahl, Elektrogeräte, Leitungen, Rohre und andere Teile. Deshalb können die Häftlinge nicht über Tage untergebracht werden, sondern müssen zu einem Teil im Stollen bleiben, was sich gesundheitsschädlich auswirkt.“ „Ich habe diese“, so Speer wörtlich, „Kontingente zusätzlich zur Verfügung gestellt, damit die Barackenlager errichtet werden konnten.“ Als Speer bei seiner Zeugenbefragung nach Wernher von Braun befragt wurde, und ob er ihn kenne, erklärte er: „Nein, aber ich nehme an, Herr von Braun war ein Ingenieur und Entwickler und hatte mit der Durchführung und Leitung des Mittelwerkes gar nichts zu tun. Lediglich in Fragen der Fehlerbeseitigung ließ er von seinen Leuten die Fehler erkunden. Uns mußte er nachher eventuelle Änderungen in der Fertigungstechnik vertreten. Das waren die einzigen Berührungspunkte von Brauns zu uns. Er war allein für die technische Entwicklung zuständig.“

Daß Speer nur zu bereit war, die SS in entscheidendem Maße an der Vergeltungswaffen-Produktion zu beteiligen und ihnen einmal den Ausbau des unterirdischen Rüstungswerkes, zum anderen auch die „Beschickung“ mit Arbeitskräften zu überlassen, lag auf der Hand. Seiner Organisation fehlten die Voraussetzungen zur Unterbringung und Versorgung einer großen Zahl von Bauarbeitern. Deutsche Zivilarbeiter und vor allem Facharbeiter waren knapp. Da war ihm das Angebot an Arbeitskräften durch Himmler nur recht gekommen. Die Geräte, ihre Preise und der Heeresartilleriepark 1, Initiator der Werksgründung Mittelwerk GmbH, war auch der für die Finanzen zuständige verantwortliche Kopf im Rüstungsministerium Speers, Staatssekretär Karl-Maria Hettlage. Gründer waren die Vorstände des Sonderausschusses A 4. Die Leitung des Mittelwerkes hatte Gerhard Degenkolb übernommen. Damit hatte das neue Mittelwerk nach Paul H. Figge, „nichts mehr mit der WIFO, oder den Hermann-Göring-Werken zu tun. Sie war eine selbständige Firma, die vom Rüstungsministerium und vom HWA finanziert und von diesen Dienststellen voll unterstützt wurde.“

Staatssekretär Hettlage hatte bereits zu Beginn des Jahres 1943 auch die Privatisierung des Versuchsserienwerkes der A 4 in Karlshagen bei Peenemünde versucht. Damit wollte er es von der Verknüpfung mit dem HWA lösen. Die dort führenden Offiziere sollten durch Zivilisten ersetzt werden. Dies war der erste Anstoß zu jener Entwicklung, die dann im Herbst 1943 vollzogen wurde. Sie ließ das HWA gegenüber dem Rüstungsministerium ins Hintertreffen geraten. Daß die Vertreter des OKH und des HWA mit einer solchen Entwicklung nicht einverstanden waren, liegt auf der Hand. Sie konnten sie aber nicht verhindern. Um die Fertigung der Vergeltungswaffen – wie die A 4 genannt wurde – ungeachtet der Differenzen voranzutreiben, wurde auch nach Gründung der Mittelwerke GmbH die WIFO weiterhin als Finanzierungsorgan genutzt. Juristisch war die WIFO noch bis zum Herbst 1944 Träger sämtlicher Kapitalien.

Am 20. November 1943 wurden vom Mittelwerk dem Führungsstab des Sonderausschusses A 4 die gestaffelten Richtpreise für die A 4-Geräte vorgestellt. Die ersten 1.000 Raketen sollten jeweils 100.000 RM kosten. Die darauf folgenden vier weiteren Gruppen von jeweils 1.000 Raketen würden mit einem Abschlag von RM 10.000 hergestellt werden und ab der 5.001. Raketen sollten ein Festpreis von 50.000 RM je Stück gezahlt werden.

Dies schloß weder den elektrischen Teil, wie die Funkeinrichtung und die Kreiselgeräte, noch die Nutzlastspitze und die Verpackung ein. An den Arbeiten für die Elektroteile der A 4 war der Siemens-Konzern mit seiner eigens dazu gegründeten Tochterfirma, der Siemens Apparate- und Maschinenbau GmbH – SAM –, führend beteiligt. Da diese und andere Firmen durch Luftangriffe gefährdet waren, fand – um die Sicherung der Zulieferung zu gewährleisten – am 6. Mai 1944 eine Besprechung im Büro von Generaldirektor Rickhey im Mittelwerk statt. Dort wurde durch Wernher von Braun vorgeschlagen, die Fertigungsaufsicht durch Fachleute aus Peenemünde zu tätigen und diese ebenfalls ins Mittelwerk zu verlegen.

Die Planungsgrundlagen: Industrie-Beteiligung

Die Häftlinge

Die am 1. Oktober 1943 eingereichten Planungsgrundlagen sahen den Gruppen- und Endzusammenbau von monatlich 1.800 A 4-Raketen vor. Für die Hälfte dieser Raketen mußten auch die Groß- und Engpaßteile im Mittelwerk gefertigt werden. Dieses Programm sollte – so die erste

Planung – von 2.000 deutschen Zivilarbeitern und maximal 16.000 KZ-Häftlingen bewältigt werden. Zu einem solchen Anteil an KZ-Häftlingen ist es jedoch nie gekommen, und seit dem Jahr 1945 war der Anteil der Zivilarbeiter im Mittelwerk höher, als jener der Häftlinge. Bis Ende Dezember 1943 war auch beschlossen worden, welche Fertigungssektoren des A 4-Programms im Mittelwerk eingerichtet werden sollten. Es handelte sich ausschließlich um Werkstücke und Raketenteile mit einem äußerst komplizierten Fertigungsprozeß, der alle qualifizierte Arbeiter erforderte.

Aus diesem entscheidenden Grund (so auch Pachaly, Pelny und andere Autoren) konnten im Mittelwerk keine Häftlinge „zu Tode gearbeitet werden, weil sich die Werksführung und die SS damit selber den Lebensnerv durchschnitten hätten, denn jeder Arbeiter, der hier ausfiel, war nicht mehr zu ersetzen.“ Damit wäre es nur eine Frage weniger Monate gewesen, bis das Mittelwerk aus Mangel an gelernten Arbeitern seine Produktion hätte einstellen müssen. Dies wiederum hätte für SS-Wachmannschaften, Betriebsführung und die Ingenieure und Werkmeister schwerwiegende Folgen gehabt. In den Abteilungen Montage, Elektrische Geräte, Zellenbau, Presserei, Oberflächenschutz und Maschinenfertigung wurden unmittelbar an der Rakete sämtliche Arbeiten von Häftlingen ausgeführt. Auch in der Werkserhaltung, im Lagerwesen und im Transport arbeiteten bis auf wenige Vorarbeiter und Meister ausschließlich Häftlinge.

Aufgrund der Planungsgrundlagen wurde nun befohlen, die Baracken des Häftlingslagers Dora so schnell wie möglich fertigzustellen. Da auch die Holz- und anderen Zuteilungen zur Verfügung gestellt wurden, ging es auch hier schneller vorwärts. Dies war umso wichtiger, als die Stollen 43 bis 46, die noch immer mit Häftlingen überfüllt waren, für den Produktionsprozeß benötigt wurden. Von den bis Ende Dezember 1943 nach Dora geschafften Häftlingen waren Ende Dezember 4.500 der insgesamt 10.000 in dem im Aufbau begriffenen Lager untergebracht. Bis Ende April 1944 waren die letzten Häftlinge aus dem Stollensystem ausgezogen und im Barackenlager untergebracht.

Wenn in dem Werk von Eisler, („Mondsüchtig“) der Eindruck erweckt wird, daß die Häftlinge von Beginn der Arbeit unter dem Kohnstein bis zu deren Ende in den Stollen dahinvegetiert seien, so ist dies eine Unrichtigkeit, wenn nicht gar eine Zwecklüge. Bis Ende April 1944 war die Verlustbilanz vor allem durch den forcierten Stollenbau auf insgesamt etwa 6.000 angestiegen. 2.937 Häftlinge waren verstorben, überwiegend an den Folgen ihrer verheerenden Unterbringung. Außerdem wurden am 15. Januar 1944 1.000 Arbeitsunfähige in das KZ Lublin verlegt. Ihnen folgten am 6. Februar 1944 1.000 weitere, die ebenfalls nach Lublin kamen, während der letzte Transport – wiederum 1.000 Häftlinge – am

8. April 1944 nach Bergen-Belsen ging. Sie wurden in den einschlägigen Schriften als in „Liquidierungsmärschen zu Tode gekommene Häftlinge“ bezeichnet und dem Verlustkonto von Dora zugeordnet.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte das Mittelwerk und die V2-Fertigung selber noch keine Todesopfer zu beklagen und es müssen keine Wahnsinnszahlen jener aufgetischt werden, um die angeblich tödliche Bedrohung der Häftlingsarbeiter im Mittelwerk unter der Führung von Arthur Rudolph herauszustellen. Dort jedenfalls sind sie nicht ums Leben gekommen. Dies ist jedoch nur in der Sache der Ehrenrettung von Dr. Arthur Rudolph von Belang. Es ist keinen Deut weniger schlimm und bedrückend, wenn diese hohe Zahl an Toten – und es sind nach Pachaly und Pelny 16.000 zu verzeichnen – an anderer Stelle in dem riesigen Komplex Mittelbau durch Schikanen, Schinderei und direkte Tötungsdelikte diesem mörderischen System zum Opfer fielen.

Daß es außer den insgesamt exakt und dokumentarisch eruierten 13.293 Toten des Mittelbaues mit seinen 60 Nebenlagern und Baustellen 1.439 Zivilarbeiter waren, die hier ums Leben kamen, sei der Vollständigkeit halber erwähnt, von den 1.734 Opfern des alliierten Bombenterrors des 3. und 4. April 1944 nicht erst zu reden. Womit die alliierte Luftwaffe binnen einer halben Stunde ein Zehntel der gesamten Häftlingstoten verursacht hatte und daneben in der Stadt Nordhausen insgesamt 8.800 Menschen zerstückelte, verbrannte und erstickte.

Und hier sei gleich dazugesetzt, daß die Verantwortlichen, so weit dies möglich war, in diversen Prozessen vor Gericht gestellt und verurteilt worden sind. Sie hatten die Häftlinge beim Aus- und Umbau der Tunnelanlage unter dem Kohnstein und später auch unter dem Himmelsberg, von Ellrich aus, und bei anderen Arbeiten ähnlicher Art, in der Tat zu Tode arbeiten lassen. Sie starben in der feuchtigkeits- und staub- sowie korditgeschwängerten Luft der Tunnelbauten und in den seit Beginn 1945 völlig überfüllten Lagern an Nahrungsmangel, Krankheiten und Drangsalierungen. Diese Tatsache bleibt eine Schande für alle jene, die dafür verantwortlich waren. 60 verschiedene Häftlingsarbeitskommandos haben an vielen Stellen des Mittelraumes – wie der streng zernierte Raum des südlichen Harz genannt wurde – gearbeitet und gelitten. Sie waren zu Siechtum oder Tod verurteilt. Daß dennoch von den insgesamt zum Schluß des Krieges 60.000 Menschen noch 44.000 dieser Hölle entrannen, ist nicht nur ein Glücksfall, sondern zeigt auch, daß es in diesem System an Überwachung, Bespitzelung und Denunziation, an Antreiberei und Drangsalierungen immer noch Menschen gab, die halfen, wo immer sie konnten. Das ging vom einfachen Zivilarbeiter im Mittelwerk bis zu dessen Direktor aus, und es wurde von Hunderten Häftlingen, die diese Hölle überlebten, zum Zeugnis, auch für Arthur Rudolph.

Einer jener SS-Ärzte, der SS-Standortarzt von Buchenwald, Dr. D.G. Schiedlauski, äußerte in einem Verhör: „Bezüglich der Außenkommandantur des KL Buchenwald ist zu sagen, daß jene Arbeiten, die reine Baumaßnahmen waren, daß heißt solche Kommandos, die unter Tage erst die Fertigungsstätten für die Industrie bauen sollten – zum Beispiel Dora – ganz besonders schwere und anstrengende Arbeits- und Lebensbedingungen hatten. Von der Amtsgruppe C wurden sehr kurzfristige Termine verlangt. Alle Einwände der Lagerleitung und vor allem der Lagerärzte fanden bei SS-General Kammler kein Gehör.“

Direktor Albin Sawatzki

Die Direktion des Mittelwerkes, Dr. Kettler und Herr Bersch, erließen am 22. Oktober 1943 ihre Betriebsanweisung Nr. 1:

„Um den vorgesehenen schnellen Anlauf und die weitestgehende Rationalisierung der Fertigung in Bezug auf Menschen-, Maschinen- und Materialeinsatz sicherzustellen, wird dem Leiter des Arbeitsausschusses Serie A 4, Herrn Direktor Albin Sawatzki, die ausschließliche Anordnungsbefugnis in Bezug auf die Steuerung der Fertigung und der Fertigungsvoraussetzungen in folgenden Abteilungen erteilt: Bo, B I, B II, Bn, Ko und Avo. Den Anordnungen des Herrn Direktor Sawatzki auf diesen Sachgebieten ist unverzüglich Folge zu leisten.

Die Direktion, gez. Dr. Kettler, gez. Bersch.“

Damit war auch die Abteilung Zusammenbau der V 2 des Betriebsdirektors Rudolph voll unter die Befehlsbefugnis von Direktor Sawatzki gestellt. Direktor Sawatzki waren damit alle Abteilungen des Mittelwerkes übertragen worden, in denen Häftlinge und Zivilarbeiter ihre Arbeit leisteten. Bis zur Befreiung des Mittelbaues und damit auch des Mittelwerkes durch US-Truppen war er in entscheidendem Maße für alles verantwortlich, was im Mittelwerk geschah. Paul H. Figge beschrieb seine Arbeit folgendermaßen: „Die Sorgen der Betriebsführung, insbesondere von Herrn Sawatzki, wurden mir durch tägliche Rapporte und gegenseitige Besuche immer wieder dargelegt. Auch wurde über den großen Verlust an Arbeitskräften allgemein gesprochen.“

„Sawatzki hatte als Leiter des Arbeitsausschusses Serie die Einrichtung und Fertigung der V 2 (später auch der V 1) unter sich und trieb diese Arbeit voran. Er hatte vom Rüstungsministerium Speer dazu alle Vollmachten erhalten, die dann aber von SS-Gruppenführer Kammler noch besonders verschärft wurden. Ingenieur Rudolph, ebenso wie sein Stellvertreter, Dipl.Ing. Rudolf Wackernagel, erhielten ihre Aufträge von ihm. Sawatzki klagte insbesondere mir gegenüber über die fehlende, bzw.

mangelnde Bekleidung der Häftlingsarbeiter, vor allem das im Winter fehlende Schuhwerk und wahrscheinlich auch die ungenügende Ernährung.

Unter der Leitung von Sawatzki wuchsen Werk und KZ-Dora zu einer organischen Einheit zusammen. Er war darum bemüht, den Terror zu verringern und damit auch ein günstigeres Produktionsergebnis zu erzielen. Im Verein mit den diversen Verhütungsmaßnahmen in Bezug auf mögliche Sabotage arbeitete er mit den Überwachungskräften zusammen. Er war bemüht, zu vermeiden, daß durch Schikanen und brutale Methoden der Wachmannschaften Arbeiter für den Produktionsprozeß ausfielen. Er ließ auch eine spezielle Abteilung des Sicherheitsdienstes der SS – den SD – zur Sabotageabwehr ins Werk integrieren. Einer der Einpeitscher war aber ohne Zweifel Sawatzkis Vorgesetzter und Freund, SS-Obergruppenführer Kammler.“

SS-Obergruppenführer Kammler

Der bei Kriegsende verschollene SS-Obergruppenführer Dr. Hans Kammler war ohne jeden Zweifel einer der Hauptverantwortlichen für den grauenhaften SS-Terror. Darüber hinaus aber wurde er schließlich von den Privatfirmen, welche in den Stollensystemen Häftlinge malträtiiert hatten, vorgeschoben und zum Alleinverantwortlichen gemacht, während die Industriechefs sich auf ihren „Befehlsnotstand“ beriefen. Dazu Direktor Rickhey: „Kammler hat allen anderen führenden Männer der V-Waffenfertigung mit der Verhaftung gedroht, so daß sie ständig unter Zwang standen.“ (Siehe IML - ZPA, Adj. -I-Teil 3, Bd.1). Ergänzend wußte Direktor Figge zu berichten: „Das KZ-Dora unterstand in keinem Falle dem Mittelwerk und seiner Verantwortung, sondern einzig und allein der Lagerverwaltung, deren Leiter vom ersten Tage an der SS-Obersturmbannführer Förschner war.“

Das Mittelwerk war von Anfang an (siehe Hitlers Weisungen an Speer und Himmler) durch die Eingliederung von Häftlingen in den Arbeitsablauf konzipiert worden. Die Häftlinge sollten im Mittelwerk nach ihrer anfänglichen Schufterei im Stollenausbau in großer Zahl auch zu qualifizierten Arbeiten herangezogen werden. Die moderne und komplizierte Arbeit in der V-Waffen-Montage erforderte ausgebildete und dafür voll geeignete Personen. Diese wurden nach den Worten Figges „in Vereinbarung mit der KZ-Leitung von dieser herausgezogen. Es waren dies Betriebsleiter, Ingenieure, Techniker und andere.“

SS-Obergruppenführer Kammler wurde schließlich noch Kommandierender General des Korps z.b.V. und damit Befehlshührender über die V 1- und V 2-Verbände. Er sollte bei Eindringen des Feindes in den Harzraum diesen hier stoppen, um die Raketenfertigung so lange wie

möglich aufrechterhalten zu können. Diese wurde aber bereits drei Wochen vor dem Eindringen der US-Truppen in den Harz aus Materialmangel eingestellt.

Die Industriebeteiligung im Mittelbau-Bereich

Am 6. Mai 1944 trafen die Spitzen des Mittelwerkes sich bei Generaldirektor Rickhey, um Maßnahmen technischer Art zu besprechen. Anwesend war diesmal auch Prof. Dr. Wernher von Braun, der noch einmal darauf hinwies, daß die Fertigungsaufsicht auch hier im Mittelwerk durch Fachleute aus Peenemünde erfolgen müsse. Dazu seien die betreffenden Prüfer ins Mittelwerk zu verlegen. Er betonte, daß der elektrische Sektor bereits unter einer besonderen Fertigungsaufsicht stehe. Für seinen feinmechanischen Teilbereich hatte von Braun gemeinsam mit dem Heeres-Artilleriepark 11 (das ist Peenemünde) den Ingenieur Lindenberg eingesetzt. Für den elektrischen Teil war Dr. Friedrich verantwortlich. Direktor Storch, Verantwortlicher für den elektrischen Teil im Sonderausschuß A 4, wies darauf hin, daß im KZ Buchenwald seit längerer Zeit Teile der elektrischen Ausstattung der A 4-Raketen durch Häftlinge gebaut würden. Er schlug vor, die bisher in Saarbrücken, Paris und Litzmannstadt verstreut liegenden Fertigungsstätten für Rudermaschinen – ein Engpaß der V 2-Fertigung – auch ins Mittelwerk zu verlagern.

Daraufhin meldete Dr. Sawatzki seine Forderung an, diese Fertigung dann auch vom Mittelwerk zentral zu steuern. Diesem Vorschlag wollte Direktor Storch nicht zustimmen und wies dabei auf die besonderen Geheimhaltungsbestimmungen hin, denen das Lager Dora unterworfen war. Die Rudermaschinenfertigung jedoch müsse ins Mittelwerk verlegt werden. In den folgenden Monaten entwickelte sich ein brutaler Konkurrenzkampf einmal um die Verfügungsgewalt über den Sektor Rudermaschinen, aber auch über andere Teilfertigungen der V 2. Es waren vor allem die ASKANIA-Werke, die im Stollensystem – aber unabhängig vom Mittelwerk – produzierten und den Einbau der Rudermaschinen mit Häftlingshilfe in die Raketen vornahmen. Am 3.8.1944 wurde verfügt, daß die Kontrollberichte der ASKANIA-Werke direkt an die HVA-Peenemünde gingen und nicht mit den Unterlagen des Mittelwerkes zusammen verschickt werden durften. Elf Tage später wurde von Seiten des Mittelwerkes Leutnant Christiansen als Verbindungsoffizier zum Leiter der ASKANIA-Werke im Stollensystem unter dem Kohnstein bestimmt. Auch Arvedsen war an jenem 6. Mai bei der Besprechung mit Direktor Rickhey anwesend. Einen Tag später erließ Direktor Sawatzki eine neue Aufteilung der Verantwortungsbereiche. Damit sollte eine Integrierung der ASKANIA-Werke in das Mittelwerk

vorbereitet werden. Mit dem Mittelwerk eng verflochten war im Sommer 1944 auch das Werk Balkensee der Demag. Die ASKANIA-Gesellschaft als eine in sich geschlossene Monopolgruppe war nicht bereit auch nur einen Teil ihres Monopols aufzugeben. Bei der Demag wiederum lagen die Dinge anders, weil der ehemalige Vorsitzende des A 4-Ausschusses, Direktor Degenkolb, auch dort bereits Direktor gewesen war. Erst am 19. August 1944 wurde dem Mittelwerk die Steuerung der Rudermaschinenfertigung, wie von Direktor Sawatzki gefordert, von der ASKANIA übertragen. Eine Sonderrolle in der V 2-Fertigung fiel auch den Elektromonopolen zu. Diese ergab sich daraus, daß sie im Konkurrenzkampf um das A 4-Programm in der Lage waren, sich eine unabhängige und starke Position zu schaffen. Vor allem der Siemens-Konzern war über seine Siemens-Apparatebau und Maschinenbau GmbH – SAM – führend am A 4-Projekt beteiligt.

Der Gesamtkomplex Mittelbau I, II und III hatte am Ende seiner Ausbauperiode mit allen Nebenlagern eine Häftlingsstärke von 34.000 Mann. Im Hauptlager Dora befanden sich etwa 15.000 Mann.

Im Gegensatz zur ersten Aufbauphase der Stollenbauten und Minierarbeiten und des allgemeinen Ausbaues der Stollen zu Arbeitsstätten kam es in der zweiten Produktionsphase, in die auch Ingenieur Arthur Rudolph eingebunden war, zu verbesserten Lebensbedingungen. Dies vor allem auch, nachdem das Barackenlager fertiggestellt war, an dessen schnellster Errichtung der Hauptverantwortliche vor Ort, SS-Brigadeführer Dr. Kammler, keinen Gedanken verschwendet hatte. Die SS hatte in der ersten Phase praktisch nichts dazu getan, die Lage der Häftlinge zu verbessern, und nur Dr. Tschentscher hatte versucht, die Hungersnot zu bekämpfen wie ausdrücklich festgestellt wurde. Erst im Mai 1944 war er als Lagerarzt von Dora zum Standortarzt für den Gesamtbereich Mittelbau ernannt worden. Damit unterstanden ihm neben dem Lager Dora auch die Häftlingskommandos für die Baumaßnahmen B 3 im Himmelsberg bei Woffleben, B 11 im Kohnstein sowie das Lager Harzungen und B 12. Damit hatte er auch die während der unterirdischen Baumaßnahmen für die Flugzeugindustrie erkrankten Häftlinge zu betreuen. Auch diese neuen Gesundheitsrisiken und Todesfälle konnten nicht mit dem Mittelwerk in Verbindung gebracht werden. Als schließlich noch 13 große Außenkommandos in die Verwaltung von Dora aufgenommen wurden und Dora am 28. Oktober 1944 den Status eines selbständigen KZ-Lagers erhielt und den Namen Mittelbau I annahm, wurde die Lage völlig unübersichtlich und undurchdringlich. Zahlen über den Häftlingseinsatz im Kohnstein und die dort aufgetretenen Verluste an Kranken und die Todesopfer standen nicht mehr gesondert zur Verfügung. Daß alle Toten dieser gewaltigen Zahl von Werken, Lagern und

Kommandos einfach und zielsicher Arthur Rudolph zugeschoben wurden, zeigt auf, wes Geistes Kinder die Nachbeter dieser Phantomzahlen waren und immer noch sind.

Hauptplatz des Leidens und Sterbens der Häftlinge wurde das Lager Ellrich mit „7.000 bis 8.000 Toten.“ Über die Gesamtzahlen der Verluste durch Sterbefälle sind folgende Einzelheiten bekannt: Im Gesamtlager Mittelbau starben im Dezember von den 34.000 Häftlingen 571. Das Hauptlager Dora hatte mit einer Belegschaft von rund 15.000 Häftlingen 64 (!) Todesfälle zu beklagen. Das Jahr 1945 sah folgende Belegzahlen und Todesfälle im Gesamtlager Mittelbau und im Stammlager Dora:

Von 31.273 Häftlingen im Januar im Gesamtlager starben im Januar, Februar und März 1945 in Reihenfolge der genannten Monate: 718, 2.341 und 2.542 was einer Gesamtsterbezahl von 5.601 Toten entspricht. Im Stammlager, das im Januar 1945 mit 14.683 Häftlingen belegt war, starben im gleichen Zeitraum 678 Menschen, davon wurden 162 gehenkt.

Die Höchstbelegung im Gesamtlager Mittelbau betrug im März 1945 42.311 Häftlinge, jene im Stammlager Dora 18.107 Häftlinge. Am Emporschnellen der Todesraten sind die Evakuierungstransporte aus anderen Lagern in den Mittelbaukomplex schuld. Es war im Mittelbau Dora nicht möglich, die sprunghaft emporschnellenden Häftlingszahlen unterzubringen und zu betreuen, viel weniger noch, sie zu verpflegen. Von Auschwitz kamen im Januar und Februar 1945 16.280 Häftlinge nach Mittelbau-Dora. Außerdem wurden in acht Transporten aus Auschwitz, Groß-Rosen und unbekanntem Lagern 12.210 Häftlinge vom 1. Februar bis zum März 1945 in den Mittelbau geschleust. Dies bedeutete nicht mehr, aber auch nicht weniger, als daß von Januar bis März 1945 weitere 28.490 Häftlinge in das bereits überfüllte Lagersystem Mittelbau überführt wurden.

Beim Eintreffen der vielen Tausenden von Häftlingen spielten sich wahre Schreckensszenen ab, deren finsterer Schlußpunkt die zweifache Bombardierung von Nordhausen durch die alliierten Bomberverbände war, die binnen zweimal 20 Minuten 8.800 Bewohner der Stadt Nordhausen töteten. Dies waren über 5.000 Menschen mehr, als die monatelange Beschießung der westlichen Alliierten durch die V 2-Raketen verursacht hatte. Wer da von Terror spricht, möge die seit 1942 laufend durchgeführten alliierten Terrorangriffe nicht aus dem Gesichtsfeld verlieren, zu denen die britischen Oberkommandierenden sagten: „Die Ziele unserer Bomberverbände haben die deutschen Städte und die deutschen Zivilisten zu sein.“ Daß in den vielen tabellarischen Darstellungen über die Verluste der Häftlinge im Mittelbau kein einziges Mal die 1.734 Toten der alliierten Bomberangriffe erscheinen, weist darauf hin, daß diese von

Seiten der Sieger auch als „Befreiungsangriffe“ gewertet wurden. Befreit wurden jedoch die kurz vor ihrer wirklichen Befreiung stehenden Häftlinge vom Leben. Als die US-Truppen in Nordbausen einrückten, mußte der Regimentskommandeur des einmarschierenden Truppenteiles zuerst seine Soldaten dazu abstellen, die Tausende Toten dieses Bombenangriffs zusammenzutragen und dann zu bestatten.

Die im Bereich der Boelcke-Kaserne gefundenen Toten des Luftangriffs, jene 1.734 Häftlinge, die nur eine Woche vor ihrer Befreiung im Bombenhagel verreckten, wurden ebenfalls zusammengetragen und erschienen in US-Blättern als die „bedauernswerten Opfer der Nazi-Tyrannie“. Allerdings haben die Sachwalter des KZ Mittelbau-Dora, Erhard Pachaly und Kurt Pely diese Bilder als das klassifiziert, was sie waren: „Die durch den alliierten zweifachen Bombenangriff auf Nordhausen im Raume der Boelcke-Kaserne umgekommenen KZ-Häftlinge.“

Die Leidenszeit der überlebenden Häftlinge im Mittelbau-KZ war zu Ende. Zu Ende ihre Sklavenarbeit und die ständige Todesgefahr. Dies gilt ebenso für die Zivilarbeiter, die Werkmeister und Ingenieure. Direktor Arthur Rudolph jedoch konnte nicht nach Hause gehen. Er war nach Garmisch transportiert worden. Hier wartete er mit den anderen Technikern und Ingenieuren auf die Entscheidung der Amerikaner, wer von ihnen als erster in die USA gebracht werden sollte, um dort am Bau von Raketen weiterzuarbeiten. Während der Wartezeit befaßte sich auch Arthur Rudolph mit der englischen Sprache und brachte sich unter abenteuerlichen Begleitumständen die ersten englischen Sätze bei, die er allerdings nicht erst in den USA benutzen konnte, sondern vorher gegenüber seinen neuen englischen Bewachern, die sich einige der deutschen Spitzenkänner von den Amerikanern ausgeliehen hatten, um in ihrem Experiment „Unternehmen Backfire“ vier V 2 startklar zu machen und zum Abschluß zu bringen.

Die A 4-Versuchsbatterie

„Generalmajor Dornberger hatte im Sommer 1944 eine Versuchsbatterie aufgestellt. Sie diente der Schulung der Soldaten für den Fronteinsatz der A 4-Rakete. Diese Versuchsbatterie verschoß die in Peenemünde hergestellten Raketen ebenso wie die im Mittelwerk montierten Raketen in größerer Zahl. Der Schießplatz für dieses Probeschießen befand sich bei Blizna in Südpolen. Dabei waren die Geschöcköpfe nicht mit Sprengstoff, sondern mit Sand gefüllt. Bei diesen Schüssen von serienmontierten Raketen traten die gleichen Probleme auf, wie schon vorher bei den Entwicklungsraketen. Offenbar war vom Mittelwerk Pfus

geliefert worden. Sicherlich kämpften wir immer noch mit Anlaufschwierigkeiten der Fertigung und nach meiner Überzeugung waren die Entwicklungsprobleme trotz aller unserer Anstrengungen immer noch nicht gelöst. Die Versager waren darauf zurückzuführen. Ich erhielt die Aufforderung zum 'Heidelager', wie der Schießplatz aus Tarnungsgründen hieß, zu fahren um die Mißerfolge zu begutachten und wenn möglich, zu beheben.

Wir flogen nach Blizna und wurden vom Flugplatz mit dem Auto abgeholt. Zu meinem großen Erstaunen sah ich in der Stadt einen offenen Markt, auf dem wahre Berge an Butter, Eiern und Speck feilgeboten wurden, die Jedermann ohne Lebensmittelkarten einkaufen konnte. Wir fuhren zum Schießplatz Heidelager weiter. Für den nächsten Tag war ein Zwillingschuß geplant. Beide Raketen standen auf den Startischen bereit und wurden soeben betankt. Als die Verschlüsse auf die Einfüllstutzen der Brennstofftanks geschraubt werden sollten, funktionierte dies bei einer der beiden Raketen nicht. Ich wurde aufgefordert, diesen Fehler zu beheben und kletterte die 10 Meter hohe Leiter zum oberen Ende des Brennstofftanks hoch. Das Schraubengewinde des Stutzens war beschädigt. Ich besorgte mir eine Feile und versuchte, das Gewinde gangbar zu machen, was trotz meiner Versuche mit verschiedenen Feilen nicht gelang.

Inzwischen war die andere Rakete bereits schußbereit. Der Schießleiter eröffnete mir, daß er in den nächsten Minuten den Feuerbefehl geben werde. Ich bat einen Soldaten einen in der Nähe stehenden jungen Baum abzusägen, mir eine Scheibe aus dem Stamm auszusägen und auf den Durchmesser des Stutzens zurechtzuschneiden. Während der Soldat mir diese Scheibe hochbrachte und sofort wieder nach unten verschwand, rief mir der Schießleiter zu, daß er nun schießen müsse. 'Kommen Sie dort herunter!', brüllte er. Ich antwortete, er möge ruhig schießen, ich werde bleiben. Ich war bei den Feilversuchen mindestens viermal die Leiter empor- und wieder heruntergeklettert und vollkommen fertig. Alles verzog sich in die Schutzbunker. Ich klebte draußen an der zweiten Rakete, als die erste gezündet wurde. Sie flog majestätisch etwa 20 Meter an mir vorbei gen Himmel. Danach hämmerte ich die Holzscheibe in den Einfüllstutzen und erklärte die Rakete für schußbereit. Nur wenige Minuten nach der ersten flog die zweite Rakete. Beide Schüsse waren erfolgreich. Wäre die erste auf dem Startisch explodiert, hätte ich eine rasante Himmelfahrt erlebt.

Der nächste Schuß war ein Einzelversuch. Auch diesmal stieg die Rakete majestätisch in den grauverhangenen Himmel. Dann aber hörten wir, daß sie wieder zurückkam und rannten in den nächsten Splittergraben. Sekunden später schlug sie etwa 50 Meter neben uns ein.

Die Bodenanlagen waren von Klaus Riedel (Riedel II) konzipiert und

gebaut worden und einwandfrei. Die Truppe, das merkte ich sofort, war eifrig bei der Sache. Das Problem waren die Raketen. Sie waren immer noch ein fliegendes Laboratorium voller versteckter, ungelöster Probleme. Dornberger, der ebenfalls auf dem Schießplatz war, lud mich abends in sein Abteil des dort stehenden Schlafwagenzuges ein. Wir sprachen über unsere Schwierigkeiten und Dornberger bemerkte: 'Ich hätte Sie damals nicht einfach aus meinem Büro hinausschieben dürfen, sondern Ihnen zuhören müssen. Dann säßen wir jetzt nicht in der Tinte.'

Außer Dornberger traf ich in Blizna noch einen alten Bekannten, der von Peenemünde zur Schießabteilung abgestellt worden war. Wir fachsimpelten kaum miteinander, sondern erzählten uns komische Dinge die passiert waren und auch Witze. Aus weiter Ferne hörten wir das Artilleriefeuer von der Front. Bald darauf, ich war wieder im Mittelwerk, mußte der Schießplatz geräumt werden. Das Versuchsschießen wurde nach Ostpreußen verlegt.

Im Mittelwerk warteten die üblichen Probleme. Dort waren bereits im April 1944 die Querstollen Nr. 1 bis 20 mit dem daneben liegenden Teil des Fahrstollens geräumt worden. Die Flugzeugfirma Junkers zog dort ein, um vor Luftangriffen sicher, Flugzeugmotoren bauen zu können. Wir mußten deshalb die dort installierten Fertigungseinrichtungen abmontieren und im verbliebenen Rest der Stollen einbauen. Die Stollen 1 bis 20 erhielten die Bezeichnung Nordwerk. Dieses war vom Mittelwerk unabhängig.

Das Entwicklungswerk Peenemünde, das aus Tarnungsgründen Heeresversuchsanstalt Peenemünde oder auch Heimatartilleriepark, HAP, genannt wurde, wurde in eine Privatgesellschaft umgewandelt, die sich Elektromechanische Werke GmbH nannte. Ihr neuer Generaldirektor war Dipl. Ing. Storch von der Firma Siemens & Halske. Von Braun und seine Mitarbeiter arbeiteten jedoch genau so weiter wie bisher.

Bei den folgenden Versuchsschüssen über die Ostsee waren die Einschlagstellen durch einen grünen Fleck aus einem mitgeführten Farbbeutel gekennzeichnet.

Während bei den Versuchsschüssen im Heidelager nur etwa 20 % der Raketen irgendwo einschlugen, die Mehrzahl aber beim Wiedereintauchen in die Atmosphäre zerbrachen, waren es bei den neuen Versuchen etwa 50 Prozent. Ganz überraschend ließ Dornberger die Montage im Mittelwerk stoppen. Er ordnete an, zwischen 50 und 200 Versuchsraketen zu bauen und nach Ursachen für die Eintauchzerleger zu suchen. Damit wurden wir von Produzenten wieder zu Entwicklern. Zahlreiche Druck- und Temperatur-Meßstellen wurden eingerichtet, um bei der Pannensuche zu helfen. Es gab Hunderte von Bauänderungen, die Lindenberg, Friedrich und mir vorgelegt wurden. Wir wählten die erfolg-

versprechenden Änderungen, die wir im Mittelwerk ausführen konnten, um sie in die Gruppen von jeweils 10 bis 20 Raketen einzubauen. Die Änderungen waren nicht erfolgreich. Bis endlich General Dornberger den entscheidenden Hinweis lieferte, daß er im Heidelager Blizna beim Start der A 4-Raketen durch das Fernglas geschaut und beobachtet habe, daß sich der Geschoßkopf mit dem daran montierten Geräteraum explosionsartig vom vorderen Ende des Mittelteil gelöst habe. Er verlangte, die Rakete mit einer Manschette aus Stahl zu verstärken. Dort also, wo offenbar der Bruch eintrat. Wir formten die Manschette aus demselben Blech wie es für das Mittelteil der Rakete verwandt wurde, und diese wurde auf das vordere Ende aufgenietet. Mit einem Schlage waren die Eintauchzerleger verschwunden und wir registrierten 100 % Einschläge.

Da Degenkolb den SS-General Kammler mit der Durchführung der Bauarbeiten für das A 4-Programm beauftragt hatte und dieser die Arbeitskräfte dafür von der SS zugewiesen erhielt, gewann die SS und insbesondere Brigadeführer Kammler einen immer größer werdenden Einfluß. Nach Degenkolbs Ausscheiden wurde Kammler Sonderbevollmächtigter für das gesamte A 4-Programm und handelte von nun an in direktem Auftrag Himmlers. Selbst dabei blieb es nicht, denn im weiteren Verlauf wurden seine Vollmachten auch auf die Fi 103 (Kirschkerne) – die V 1 – und andere wichtige Programme erweitert.“

Letzte Versuche

„Als die Stückzahlen an A 4-Raketen enorm gestiegen waren und diese vor allem beinahe hundertprozentig funktionierten, wurde ich zu Direktor Kunze gerufen, der als Vertreter Speers im Mittelwerk war und in Rübeland saß. Dr. Kunze gratulierte mir, daß unter meiner Leitung die versprochene Stückzahl an Raketen im August 1944 mit einer übertroffen worden war.

Wir erreichten dies, indem wir wie ein Team zusammenarbeiteten, internen Streit vermieden, und das Leben und Arbeiten für die Häftlinge so leicht wie möglich zu machen versuchten. Um die Situation der Häftlinge zu verbessern, richtete ich zusammen mit dem Leiter des Häftlings-Einsatzbüros im KZ Mittelbau, dem SS-Oberscharführer Simon, ein Bonussystem für die Häftlinge ein, die an der A 4 arbeiteten. Darüber hinaus war er für meine Bitte zugänglich, daß die Häftlinge, die ohnehin 12 Stunden im Mittelwerk hart arbeiten mußten, nicht noch zusätzliche Arbeiten verrichten mußten. Bei den Bedingungen für den An- und Abmarsch der Bedauernswerten konnte ich Erleichterungen schaffen, indem keine unnötigen Wartezeiten entstanden, die ja auf Kosten der Ruhezeiten der Häftlinge gingen.

Neben den üblichen Zuteilungen von Kaffee oder Tee gelang es mir, ihnen Extrarationen zu verschaffen. Darüber hinaus sahen meine Ingenieure und ich darauf, daß die Häftlinge Schuhe und Kleidung erhielten. Kranke wurden sofort aus dem Produktionsprozeß herausgenommen und zum Arzt geschickt. So sah ich beispielsweise einmal rein zufällig, daß einer der Häftlinge offene Blasen an seinen Fersen hatte. Ich rief Simon an und verlangte von ihm, daß er den Häftling sofort zur ärztlichen Behandlung schicke und passendes Schuhwerk besorgen müsse. Simon sagte dies zu. Als ich eine halbe Stunde darauf nach dem Häftling Ausschau hielt, sah ich wie er, in einer Schubkarre sitzend, zur ärztlichen Behandlung gebracht wurde.

Bei einem meiner Rundgänge durch die Montagehallen wurde ich eines Tages gewahr, daß die Häftlinge besonders müde aussahen. Nach einigem Hin- und Herfragen fand ich heraus, daß sie seit Wochen kein Tageslicht mehr gesehen hatten, weil sie immer die gleiche Schicht fuhren. Ich ordnete einen Halt der Montage an, ließ einen Schichtwechsel vornehmen, so daß die Häftlinge das Tageslicht sehen konnten. Sawatzkis Spione meldeten ihm diesen Vorfall und sofort bestellte er mich in sein Büro. Unter wütendem Gebelfer drohte er mir an, mich ins Konzentrationslager zu stecken wenn ich es noch einmal wagen würde, ohne seine Genehmigung einen Arbeitsstop anzuordnen. Dies zeigte, daß er nach wie vor der mächtigste Mann im Stollen war.“

Die letzten Monate

„Im Februar 1945 hatten wir immer noch einen Ausstoß von 617 A 4-Raketen. Erst im März fiel dieser ab der zweiten Monatshälfte völlig aus. Wir hatten keinen Mangel an Großbauteilen, wie Öfen und Hecks. Unsere Lagerräume waren mit Großteilen überfüllt, so daß wir sie im Freien zur Lagerung aufstellen mußten. Langsam sah ich sie in dem Lehmboden versinken. Um die Mitte März aber stand schließlich die Montage aller Baugruppen und die Endmontage der Raketen still. Was uns fehlte waren Schrauben und Nieten, die wir aus Kleineisenfirmen des Bergischen Landes bezogen hatten, das nun vom Feind gerade besetzt wurde. Außerdem fehlten Hochdruckrohre von 8 mm Durchmesser und selbst Azetylgas zum Schweißen.

Auch mit der Verpflegung der im Mittelwerk arbeitenden Häftlinge ging es steil bergab. Als sie einmal keine Nahrung erhielten forschte ich den Gründen nach. Sie lagen darin, daß alliierte Tiefflieger die Transportfahrzeuge mit den Lebensmitteln in Brand schossen. Andere Lebensmittel, wurde mir von dem Küchenpersonal im Lager Dora berichtet, lagerten in etwa 40 km Entfernung, aber es stand nicht ein Lastwagen

zur Verfügung um sie abzuholen.

Die Versorgung der Zivilisten war nicht besser als jene der Häftlinge. In der Kantine vor dem südlichen Werkseingang konnte man noch eine Kohl-Kartoffelsuppe bekommen. Sie war ohne Fleisch und Fett gemacht. Als ich einmal hier saß und die Suppe löffelte, erschienen plötzlich Tiefflieger, die in Augenhöhe über das angrenzende Tal hinwegflogen und einen im Tal fahrenden Zug mit Raketenbomben und Bordwaffen angriffen und die Lok zusammenschossen. Der Zug blieb liegen.

Zwar wurden die Häftlinge nach wie vor von den SS-Wachmannschaften ins Mittelwerk geführt, aber bei uns saßen sie herum oder schliefen. In den ersten Apriltagen wurde Nordhausen schwer bombardiert. 8.800 Menschen starben im Bombenhagel. Mehrere Tausend Häuser von Nordhausen gingen in Flammen auf. In der Boelke-Kaserne, die als Lazarett eingerichtet worden war, starben etwa 1.700 Häftlinge im Phosphor- und Feuerhagel der Bomber. Viele Menschen, vor allem Frauen und Kinder flüchteten in unsere Tunnels am Süden, wo sie Schutz fanden. Dort gab es Toiletten und Waschräume.

Nach dem Bombenangriff auf Nordhausen fuhren Sawatzki und ich nach Bad Sachsa, um mit General Dornberger zu sprechen und zu erfahren, was uns die Zukunft bringen werde. Er wußte nicht mehr als wir. Aber er konnte uns wenigstens sagen, daß er Befehl erhalten hatte, sich mit der gesamten Peenemünder Besatzung nach Bayern durchzuschlagen. Dieser Befehl galt auch für Rickhey, Kettler, Neu (von der WIFO) Sawatzki und mich. Rickhey gelang es einen Aufschub der Abreise bis zum nächsten Tag zu erreichen. Kettler sagte mir, er werde sich nicht nach Bayern absetzen. Neu war unauffindbar, und als ich mich am nächsten Morgen bei Sawatzki meldete, lag dieser angeblich krank im Bett und eröffnete mir, er würde im Mittelbau bleiben. Ich war darüber erleichtert und froh.“

DIE INTERNIERUNG

Der Weg nach Bayern – Irrfahrten

„In einem Opel fuhren mein Fahrer und ich am 6. oder 7. April 1945 los. Der Wagen war mir von Rickhey zur Verfügung gestellt worden. Zwar hatte ich Dornbergers Einverständnis, in seinem Konvoi der Peenemünder mitzufahren, doch ich hatte mich für die Einzelreise entschieden. Da die US-Truppen bereits nahe an Nordhausen herangerückt waren, fuhren wir zunächst in östlicher Richtung, um die nach Süden führende Autobahn von Berlin zu erreichen. Mehrfach wurden wir durch Tiefflieger in volle Deckung gezwungen. Ein Auto, das uns in etwa 300 Meter folgte, ging in Flammen auf.

In der Nähe von Leipzig wollten wir die Autobahn erreichen. Ich war eingenickt und als ich aufwachte stellte ich fest, daß wir nicht auf der Autobahn, sondern in einer Stadt waren. Auf meine Frage sagte der Fahrer, daß dies Plauen sei. 'Sofort raus hier!', rief ich entsetzt, denn Plauen im Vogtland war Zentrum der Werkzeugmaschinenfertigung. Als wir im Karacho die Autobahn erreichten, begann ein schwerer Bombenangriff auf Plauen. Wir waren um Haaresbreite entkommen, setzten die Fahrt nach Süden fort und suchten unterwegs Schutz in kleinen Dörfern, die nicht beschossen wurden.

Im nördlichen Bayern war ich des Nachts eingeschlafen. Beim Aufwachen sah ich im ersten Sonnenlicht des Tages in der Ferne eine gewaltige Gebirgswand. Es war das Zugspitzmassiv. Kurz danach trafen wir in Oberammergau ein, wo ich schnell wieder auf Dornberger stieß, der mir sagte, ich müsse mich hier bei dem kommandoführenden SS-Gruppenführer Schröder melden. Als ich dort ankam, sagte mir dieser, daß ich von Professor Messerschmitt weitere Weisungen erhalten werde. Ich ließ mir den Weg zu Prof. Messerschmitt zeigen und wurde dort vorgelassen. Prof. Messerschmitt stimmte meiner Argumentation zu, daß ich keinen Zweck in irgend einer weiteren Arbeit sehen könne. Er gab mir den erbetenen abschlägigen Bescheid schriftlich. Unmittelbar darauf geriet ich dann in eine Gruppe von SS-Offizieren aus dem KZ-Dora, die mir alle möglichen seltsamen Fragen stellten. Mit ihnen wollte ich auf keinen Fall von den Amerikanern gefangen genommen werden und suchte fieberhaft nach Freunden und Mitarbeitern. Schließlich fand ich meine Kollegen Lindenberg und Dr. Friedrich vom Mittelwerk. Zu dritt setzten wir uns von der SS ab und fuhren in die umliegenden Dörfer, wo wir weitere Peenemünder trafen. Eines Tages erhielten wir von Dornberger Weisung, uns alle im Ort Hohenpeissenberg einzuquartieren. Inzwischen war es Mai geworden. Die Amerikaner beschossen den Hohenpeissenberg, auf dem Licht brannte, stundenlang mit ihrer Artillerie. Am anderen Morgen rückten sie in die Ortschaft ein. Sie ließen uns unbelästigt. Erst

einige Tage später kamen GI's mit Lastwagen. Sie trieben uns darauf und fuhren uns nach Peiting im Schongau. Dort mußten wir in einer Kaserne unsere Papiere vorlegen, die geprüft wurden. Ich konnte meinen Wehrpaß mit der Entlassungseintragung aus dem Wehrdienst vorzeigen.

An einem Tisch saß ein US-Sergeant. Dieser schrieb etwas auf einen karierten Schreibblock, riß das Blatt ab und gab es mir. Es hatte folgende Aufschrift: 'This man is OK.' Die Unterschrift lautete 'Sergeant Currie, A & P Platoon 143-2.' Danach wurden wir nach Hohenpeissenberg zurückgebracht.

Einige Tage darauf kamen erneut US-Lastwagen. Die GI's befahlen, unsere bisherigen Quartiere zu räumen, weil wir in ein Befragungscamp nach Garmisch-Partenkirchen sollten. Dort angekommen wurden wir in einer Kaserne untergebracht, in der sich bereits viele Peenemünder befanden. Hier erlebten wir am 8. Mai 1945 das Kriegsende. Je zwei Mann mußten sich hier ein Zimmer teilen. Die Hungerzeit war zu Ende. In der Kaserne waren Dornberger und von Braun unsere Sprecher. Von ihnen erfuhren wir, daß sich die Amerikaner mit dem Gedanken trugen, einige Hundert von uns in die USA zu bringen, um dort unsere Forschungsarbeit auf dem Gebiet der Raketentechnik fortzusetzen.

Als wir über den Rundfunk hörten, daß die Amerikaner das von ihnen eroberte Thüringen an die Russen abgeben würden, waren wir sehr besorgt. Fast alle hatten dort Verwandte. Meine Frau und Tochter saßen ebenfalls dort, wenn sie das Kriegsende überlebt hatten, was ich inständig hoffte, da ich nicht das Geringste über ihren Verbleib wußte. Wir waren uns über eines im Klaren: Wenn die Amerikaner unsere Familien nicht aus der russischen Zone herausholten, würden wir auf keinen Fall in die USA gehen. Colonel Holger Toftoy, der Vater jenes Gedankens, uns in die USA zu bringen, griff unsere Bitte, alle Angehörigen dort herauszuholen sofort auf. Er ließ eine Reihe Lastwagen kommen und beorderte sie in einer Hilfsaktion in den thüringischen Raum, der zur sowjetischen Besatzungszone gehören sollte. Bei meinem nächsten Zahnarztbesuch erfuhr ich von einem alten Bekannten, der auf der Straße stand, daß meine Familie in Witzenhausen an der Werra, im amerikanischen Sektor, in Sicherheit sei. Was hatte sich dort abgespielt? Die Antwort darauf konnte nur meine Frau geben.“

Die Frau an meiner Seite: Martha Rudolph, getreue Helferin ihres Mannes

In der bisherigen Schilderung gehen nur einige Zeilen auf Arthur Rudolphs Frau und ihre gemeinsame Tochter Marianne ein. Nunmehr soll jene bedrückende Zeit aus der Sicht von Martha Rudolph nachvollzogen

werden. Gehen wir zu einem allgemeinen Überblick in die erste Zeit ihrer Bekanntschaft zurück und versuchen wir, den verschlungenen Pfaden ihres gemeinsamen, viel zu oft getrennten Lebensweges nachzufolgen.

Als ich meinen Mann im Jahre 1930 kennenlernte, gingen wir jeden Samstag und auch Sonntagnachmittags in ein Tanzcafe. Arthur war sehr bald arbeitslos und blieb dies auch etwa zweieinhalb Jahre. Dennoch wußte ich mit Sicherheit, daß er jene Pläne, die wir gemeinsam schmiedeten, auch in die Tat umsetzen würde.

Als Max Valiers Raketenwagen nach dem Tode dieses großen Forschers auf dem Tempelhofer Feld von Alfons Pietsch gefahren wurde, stand ich draußen am Zaun unter den vielen Zuschauern, die den Eintrittspreis nicht bezahlen konnten. Mein Verlobter erzählte mir nach dem geglückten Start, daß er den Raketenmotor mit einer brennenden Zigarette gezündet hatte. Er berichtete mir mehrfach von seiner Arbeit an einem Raketenmotor, mit dem er während seiner Arbeitslosenzeit stark beschäftigt war. Da ich zu dieser Zeit im Büro der Firma Trumpf-Schokoladen in Berlin arbeitete, war es mir möglich, Arthur so gut es ging auch finanziell zu unterstützen, als einmal das für die Entwicklung seines Raketenaggregates vorhandene Geld aufgebraucht war.

Bereits damals fiel mir an Arthur auf, daß er ganz genau, immer sehr pünktlich und besonders zuverlässig war: Allerdings bezog sich seine Pünktlichkeit vor allem auf seine Arbeit und die damit verbundenen Lieferzusagen. Bei der Vielzahl seiner Vereinbarungen blieb es nicht aus, daß seine privaten Dinge oft mit der Arbeit kollidierten und deshalb etwas zu kurz kamen. Allerdings war dies nicht von besonderem Belang, da er ja arbeitslos war und wir sehr viel voneinander hatten.

Einen wesentlichen Teil seiner Zeit verwendete er zur Stellungssuche. Endlich wurde sein Aggregat fertig. Es war so klein und leicht, daß er es zu den verschiedenen Vorführungen tragen konnte, von denen er mir mit feinem Humor, oftmals aber auch drastisch berichtete. Daß er am liebsten Freiberufler, unabhängiger Entwickler und Forscher geworden wäre, war mir sofort klar, als er zunächst versuchte, privat an seiner Entwicklung weiterzuarbeiten. Als er schließlich zu dem damaligen Hauptmann Dornberger gehen mußte, um ihm zu beichten, daß jene 500 Mark, die dieser ihm und seinem Partner für seine Entwicklung gegeben hatte, aufgebraucht seien und er einen weiteren Betrag benötigte, um zum Erfolg zu kommen, meinte Dornberger: „Den kann ich leider nicht geben, aber Sie können sofort bei uns im Heereswaffenamt anfangen.“ Auf diese Weise kam Arthur schließlich als Zivilangestellter zur Reichswehr. Mein Mann hatte damals noch in Sperenberg gewohnt. In Kummersdorf lag seine Arbeitsstätte zu der er täglich hinfahren mußte. Erst als wir am 3. Oktober 1935 heirateten, zogen wir nach Kummersdorf, wo uns eine

sehr schöne Offizierswohnung in einer völlig neuen Siedlung zugewiesen wurde. Wir wohnten in der ersten Etage. Unter uns lebte eine Försterfamilie. In Kummersdorf waren noch viele zivile Familien unsere Nachbarn. Dies zeigte an, daß alle hier erprobten Waffen überwiegend von Zivilingenieuren konstruiert, gebaut und erprobt wurden.

Neben uns in der Siedlung wohnten aber auch Offiziere und Soldaten, die sich uns gegenüber stets mustergültig verhielten. Sie waren immer zur Stelle, wenn es um ihre Hilfe bei einem Problem ging. Arthur und Wernher von Braun haben meistens bis spätabends, oft bis weit in die Nacht hinein, gefachsimpelt. Am Morgen mußte ich dann zusehen, wie ich meinen noch schlaftrunkenen Mann aus dem Bett und an den Frühstückstisch brachte, damit er rechtzeitig auf seinem Arbeitsplatz war. Das Büro war nur etwa fünf Gehminuten von unserem Hause entfernt, so daß Arthur stets zu Fuß zur Arbeit ging. Mir gegenüber sagte er mehr als einmal: „Diese Nähe bringt mir täglich mindestens eine Stunde Gewinn, die wir für uns haben. Außerdem brauche ich nicht bei jedem Wetter durch die Gegend fahren.“ Wir fühlten uns in Kummersdorf wohl. Als wir im September 1937 nach Peenemünde umzogen, schied ich dennoch ohne besonderen Schmerz. Dort zählten wir zu den ersten Bewohnern. Die Siedlung war bei weitem noch nicht fertig, aber das Brandenburger Tor, der schöne Eingang zum Wohngelände, stand, ebenso wie ein neuer Einkaufsladen. Allerdings, wenn größere Einkäufe anstanden, fuhren wir mit der Bahn für Mitarbeiter nach Wolgast. Da wir in einer offenen Wohnsiedlung wohnten, benötigte ich auch keinen Ausweis. Eine Sperre gab es auch nicht.

Ende November 1937 wurde in Swinemünde unsere Tochter Marianne geboren, da es in Peenemünde noch kein Krankenhaus gab. Als Fünfjährige brachte ich unsere Tochter in den Kindergarten nach Karlshagen. Das war von Peenemünde aus noch ein gutes Stück zu laufen. Weil es ihr dort zu laut war, ist sie, ohne sich bei der Lehrerin abzumelden, am Strand entlang allein nach Hause gelaufen. Von diesem Tage an ist sie nie wieder in den Kindergarten gegangen.

Mit der Zeit entwickelten sich in Peenemünde Bekanntschaften. Die Frauen der Ingenieure besuchten sich zu Kaffeekränzchen und Kindergeburtsstagen. Unsere Männer waren nie dabei. Sie hatten zu arbeiten, dies nicht etwa in einer geregelten Achtstundenschicht, sondern so lange, wie die auftretenden Probleme dies erforderten.

Die Verlegung der Versuche mit dem A 4-Aggregat von der Greifswalder Oie aufs Festland und selbst der gelungene Raketenstart am 3. Oktober 1942 – unserem Hochzeitstag –, der so vieles in unserem Leben ändern sollte, spielte für uns Frauen keine besondere Rolle.

Der entscheidende Einschnitt in unserem bis dahin trotz des Krieges friedlich verlaufenden Leben war der Bombenangriff der Engländer in der Nacht zum 18. August 1943. Da alle bisherigen Angriffe gegen Stettin oder Berlin geflogen worden waren, hatten wir viele Alarme, aber keinen einzigen Bombenwurf erlebt. Wir waren ziemlich sorglos, was unsere Sicherheit betrafte. Erst in dieser grauenhaften Nacht lehrte uns die Royal Air Force das Fürchten. Viele unserer Bekannten kamen mit ihren ganzen Familien im Bombenhagel ums Leben. So gesehen hatten wir noch großes Glück gehabt.

Als alle Frauen und Kinder noch am Tage nach dem Bombardement die Wohnsiedlung verlassen mußten, um nicht bei einem weiteren Angriff erneut gefährdet zu werden, fuhr ich mit unserer Nachbarin zu meiner Mutter. Unsere Tochter wollte bei ihrem Papa bleiben, aber wir konnten es ihr ausreden. Meine Mutter wohnte in der Nähe von Eberswalde in der Uckermark in einer Kleinstadt. Bis Weihnachten 1943 lebten wir dort. Anschließend fuhr ich mit meiner Tochter nach Stepfershausen in Thüringen, wo wir in dem schönen alten Bauernhaus der Mutter meines Mannes wohnen konnten. Dort hatte ich den Eindruck, daß alle Bewohner der Ortschaft miteinander verwandt waren. Alle hielten eisern zusammen. So etwas Schönes hatte ich noch nie in meinem Leben erlebt.

Bereits als wir uns kennenlernten hatte Arthur begeistert von seiner Heimat und dem Dorf erzählt, wobei ich annahm, daß die Jugenderinnerungen manches Bild ins Licht verklärt hätten. Aber dem war nicht so! Trotz der schweren Arbeit, die vor allem in den Erntemonaten anfiel, hatte er ein schönes Zuhause, das auch unserer Marianne gefiel. Arthurs Vater war im Ersten Weltkrieg gefallen. Sein jüngerer Bruder Walter, der den Hof erben sollte, hatte nur noch seine Mutter, eine ganz prächtige Frau, die sich um den Hof kümmerte. Mein Arthur fehlte mir sehr. Seit September 1943 erhielt ich Briefe von ihm, die als Absender eine Feldpostnummer angaben, so daß ich nicht wußte, wo er sich im Moment aufhielt. Nur daß er in Deutschland war, schien klar.

Nach Kriegsende

Als der Krieg im Mai 1945 zu Ende ging und es im Dorf hieß, daß die Russen am nächsten Tage einmarschieren würden, verbrannte ich die wichtigsten Papiere. Dazu gehörte auch das Raketenaggregat-Patent meines Mannes.

Es bliebe noch nahzutragen, daß mein Mann Ende des Jahres 1944 nach Stepfershausen in den Urlaub kam. Jetzt konnte er mir unter dem Siegel höchster Verschwiegenheit über seine Arbeit an der Serienfertigung des

Aggregates A 4 berichten und, daß er nur einige wenige Kilometer von mir entfernt in einem unterirdischen Stollensystem arbeitete und damit in Sicherheit sei. Marianne und ich freuten uns sehr den Vater und Mann für die beabsichtigten 14 Tage bei uns zu haben. Nach fünfstündiger Anwesenheit erhielt er einen Anruf von einem Herrn Sawatzki. Dieser Anruf beorderte ihn sofort ins Mittelwerk zurück. Dort war eine schlimme Panne aufgetreten, die Sawatzki und die übrigen Männer offenbar nicht meistern konnten. Arthur fuhr unverzüglich los. Das war unser einziger gemeinsamer Urlaub während der Zeit vom 18. August 1943 bis Kriegsende. Unsere Tochter weinte sehr. In dieser Zeit konnte ich Arthur an seine Feldpostnummer schreiben, und wußte nun auch glücklicherweise, wo er sich befand. Das waren die Lebenszeichen, die wir einander geben konnten.

Nach Kriegsende kam eines Tages ein offener Lastwagen nach Stepfershausen. Ein Deutscher und ein Amerikaner klingelten an unserer Tür. Der Deutsche blickte auf eine Liste und sagte zu mir: „Morgen kommen die Russen! Sie und ihre Tochter werden in einer halben Stunde abgeholt und wir erwarten sie nur mit dem allergeringsten Gepäck.“ Auf meine Frage, wo denn mein Mann sei, antwortete der Amerikaner „Er ist in Garmisch Partenkirchen in Sicherheit. Sie werden ihn bald wiedersehen. Er wird übrigens nach den Vereinigten Staaten gehen und dort seine Arbeit fortsetzen.“ Sie kamen wirklich nach einer halben Stunde zurück, dann fuhren wir los, um noch einige weitere Abzuholende aufzuladen. Ich hatte noch zwei Familien in unser großes Haus aufgenommen. Eine Mutter mit ihrer Tochter und Frau Patt aus Peenemünde mit ihren beiden Söhnen. Diese waren bereits von Lager zu Lager gezogen, ehe sie mich hier in Stepfershausen fanden. Auch sie standen auf der Liste und fuhren mit. Soweit ich mich erinnere war noch die Sekretärin meines Mannes, Fräulein Deul, dabei.

Die Amerikaner, die uns abholten, waren sehr nett und haben ihr bißchen Essen, was sie bei sich hatten, mit uns geteilt. Der vollgepackte Lastwagen mußte mehrfach russischen Kolonnen ausweichen. Gegen Mitternacht kamen wir in Witzenhausen an. Auf Strohmattmatzen in einem Hotel bezogen wir Quartier. Ich erfuhr hier, daß sich das gesamte von Braun-Team in Garmisch Partenkirchen befände. In Witzenhausen hatte ich das Glück, Arthur für einige Stunden zu sehen. Er kam mit noch mehr Personen auf einem Lastwagen von Garmisch und befand sich auf dem Wege nach Cuxhaven, wo er mit einem ausgewählten Team am Unternehmen Backfire – Startversuche von V 2-Raketen – für die Briten mitarbeiten sollte. Wir waren vor Freude außer uns, denn nun war sicher, daß alles gut gehen werde.

Nach knapp sechs Wochen verließen wir Witzenhausen in Richtung

Süden. Die Straßen waren teilweise zerbombt und es ging nur sehr langsam vorwärts. Wir wurden von den amerikanischen Begleitsoldaten mit allem was wir benötigten versorgt. Auf dem Wege nach Bayern sollten wir an einer Stelle bei Gießen, wo eigens für uns Häuser geräumt worden waren, unterkommen. Diese Weisung wurde jedoch umgestoßen und wir fuhren Richtung Landshut weiter.

In Landshut angekommen erhielten wir Unterkünfte in ehemaligen Offiziershäusern zugewiesen, die von den Amerikanern besetzt worden waren. Als mein Mann von Cuxhaven zurückkam, sah ich ihn Ende Oktober in Landshut wieder. Das Unternehmen Backfire war beendet.

Während die erste Gruppe der Raketenwissenschaftler mit von Braun an der Spitze bereits im September 1945 in die USA ging, machte sich Arthur in der zweiten Gruppe im November 1945 dorthin auf den Weg. Als wir uns voneinander verabschiedeten versprach er mir, daß wir in den USA, wohin wir nachkommen sollten, nie wieder getrennt werden würden.

Von Landshut aus bin ich noch einmal heimlich über die Grenze nach Stepfershausen gegangen, um von dort Winterkleidung zu holen. Wir hatten ja nur Sommerbekleidung an, als wir abgeholt wurden. Dies war eine recht gewagte, zudem noch verbotenen Unternehmung. Aber die Amerikaner, die später dahinter kamen, haben mich in Ruhe gelassen.

In Landshut haben wir die erste Zeit auf Strohsäcken geschlafen. Als wir richtiges Bettzeug bekamen, habe ich den Bezug des Strohsackes abgezogen und mir daraus ein Kleid geschneidert. Im Landshuter Quartier wohnte in unserem Hause auf demselben Flur noch Irmgard Debus mit ihren beiden Kindern, Erika Sieber mit ihren beiden Söhnen und Hilde Weidner mit ihrer Mutter.

Endlich, es waren bereits viele Briefe aus den USA zu uns gelangt, erhielten wir Anfang 1947 Nachricht, daß unsere Überfahrt nach den USA kurz bevorstehe und, daß sich alle darauf vorbereiten sollten. Im März wurden wir dann nach Bremerhaven gefahren und dort eingeschifft. Zu unserer Gruppe gehörten ausschließlich Frauen und Kinder, die Männer waren ja alle bereits drüben. Die Überfahrt war schrecklich. Das Schiff, ein umgewandelter amerikanischer Truppentransporter, lief durch grobe See und schaukelte ununterbrochen.

In den USA – Erste Domizile

Nachdem wir in New York ausgeschifft wurden, traten wir die dreitägige Zugfahrt nach Texas an. Unser Zielort war Fort Bliss, in der Nähe von El Paso, wo wir in Behelfskasernen untergebracht wurden. Dieses Lager war geschlossen. Wenn wir es verlassen wollten, mußten wir durch eine

Pforte gehen und konnten nur durch sie wieder ins Lager zurück. Das Versuchsschießen war in White Sands, New Mexico. Dort waren die Ingenieure ebenfalls gesondert untergebracht. Arthur gehörte auch zu dieser Gruppe. Von Fort Bliss aus wurde Arthur als Verbindungsingenieur nach San Diego versetzt. Als dies zum zweitenmal geschah, sind ich und die Tochter mitgefahren. Noch einigemal ging es von San Diego nach Fort Bliss und wieder zurück. Es war das reinste Zigeunerleben.

Unsere nächste Station war Huntsville, Alabama, wo wir zunächst ein Jahr zur Miete wohnten. Bereits während dieser Zeit suchten wir nach einem Haus, das wir schließlich in Gestalt eines Sommerhauses auf dem Berg Monte Sano fanden. Der Weg zu unserem Haus war beschwerlich, erst später wurde eine Asphaltstraße angelegt, als dieser Raum mehr und mehr vor allem von ehemaligen Peenemündern bewohnt wurde. Die Straße nannte sich Panorama Drive und verdiente diesen Namen vollauf. Dieses kleine Haus hatte ein großes Grundstück. Weil sich daran die Weide eines Nachbarn anschloß, konnte unsere Tochter dort ein Pferd halten, das sie selber versorgte. Daß wir in Huntsville auch gesellschaftlich integriert wurden, war nicht zuletzt den Veranstaltungen unseres Tanzclubs zu verdanken, der eine engere gesellschaftliche Verbindung von einem zum anderen schuf. Daß auch eine größere Zahl amerikanischer Familien dabei waren, erhöhte den Reiz. Darüber hinaus gab es hier noch eine Astronomische Gesellschaft und eine gute Konzertgruppe.

Nach unserem Einzug wurde Huntsville völlig umgekrempelt und nahm einen steilen Aufschwung. Bis zum Jahre 1974 wohnten wir dort in unserem Haus.

In Verbindung mit seinen Arbeiten war mein Mann auch in den USA mehr unterwegs als zuhause. Vor allen Dingen hatte er mehr und mehr in Kalifornien zu tun, später auch in Cape Canaveral, jetzt Cape Kennedy. Ich bin bei den Dienstreisen nicht mitgeflogen. Erst als die Saturn V unbemannt gestartet wurde, war ich in Cape Canaveral dabei und empfand wie die Ingenieure, Helfer und das Publikum die unerhörte Spannung, ob dieses Riesending denn überhaupt fliegen könne. Sie flog! Alles klappte hervorragend. Das geschah an Arthurs Geburtstag, am 9. November 1967. Alle jubelten meinem Manne zu, der dieses einmalige Ereignis möglich gemacht hatte. Ich war sehr stolz auf ihn. Es wurde nachher noch ein rauschendes Fest gefeiert und von vielen Persönlichkeiten, nicht zuletzt vom US-Präsidenten, wurde Arthur besonders belobigt und mit Ehrungen und Auszeichnungen überschüttet.

Leider konnten wir nicht bei dem Start der Apollo 11 am 20. Juli 1969 dabei sein, der die erste Landung eines Menschen auf dem Mond mit sich brachte, denn Anfang 1969 war Arthur bereits in den Ruhestand getreten.

VON BACKFIRE ZUR SATURN V

Englisch lernen – Operation Backfire

Als wir nach Amerika gehen sollten, hieß es für mich und viele andere Raketenspezialisten, die englische Sprache zu erlernen. Die wenigen Worte, die ich in den frühen Dreißigerjahren von einem amerikanischen Freund in Berlin aufgeschnappt hatte, waren ein erster Einstieg. Zufällig fand ich in der Kaserne des Befragungslagers ein Taschenbuch mit dem Titel „The Green Archer“ – Der grüne Bogenschütze – des bekannten Krimiautors Edgar Wallace, das von einem Amerikaner zurückgelassen worden war. Ich begann zu lesen, aber mindestens jedes dritte Wort konnte ich nicht. Aus Abfallpapier schnitt ich mir ein Wörterbuch zurecht, in das ich mir alle unbekanntenen englischen Vokabeln eintrug, die ich mittels eines Wörterbuches ins Deutsche übersetzen mußte. Der Haken daran war, daß es in der ganzen Kaserne nur ein Wörterbuch gab. Wegen der starken Nachfrage wurde es nur für jeweils eine halbe Stunde pro Tag ausgeliehen, um dann zum nächsten „Studenten“ weitergegeben zu werden. Das Los entschied, daß ich es von 06.00 Uhr bis 6.30 Uhr hatte. Ich setzte mir das Ziel, jeden Tag 100 neue englische Wörter zu lernen. Das war damals meine Hauptbeschäftigung und machte viel Spaß. Die übrige Zeit spielte ich mit meinen Kollegen Schach. Die Schachfiguren schnitten wir aus Papier aus. Auf diese Weise lernte ich Abertausende englische Wörter, wobei ich die Schreibweise, also die Wortbilder kennen lernte, was mir später sehr von Nutzen war. Von der Aussprache hatte ich, bis auf einige Grundregeln, keine Ahnung. Insgesamt mögen es etwa 18.000 Wörter gewesen sein, die ich sammelte.

Eines Tages, es war gegen Ende Juli 1945, wurden wir alle in den Versammlungsraum der Kaserne befohlen. Auf der Bühne erschienen zwei britische Offiziere und gaben bekannt, daß sie einige Namen verlesen würden. Die Träger dieser Namen hätten sich am nächsten Morgen vor der Kaserne bereitzustellen. Wir seien einem britischen Unternehmen zugeteilt. Der Abtransport erfolge um 7.00 Uhr. Unter den Aufgerufenen war auch mein Name. Wohin es ging und zu welchem Zweck wurde uns trotz einiger Fragen nicht gesagt. Ob wir bei den Engländern bleiben, oder anschließend in die USA verbracht würden, war ebenso unklar, wie die Frage, wie lange wir denn bei den Engländern bleiben mußten, die nicht als die besten Gefangenenhalter bekannt waren. Unter den Aufgerufenen waren auch meine Freunde Lindenberg und Friedrich.

Am nächsten Morgen wurden wir – etwa 80 Mann – kurz vor 7.00 Uhr verladen. Ich landete zusammen mit Kurt Debus, Hans Palaoro und weiteren auf einem Lastwagen. Der englische Begleitoffizier hieß Lehmann und sprach fließend deutsch. Zum Mittagessen hielten wir auf einer Lichtung. Unsere englischen Bewacher kauften von den Bauern Gemüse

und Kartoffeln. Daraus wurde Eintopf gekocht. Dazu gab es Tee mit einem Schuß Milch und Kekse. Nach dem irgendwo unterwegs eingenommenen Abendessen schliefen wir im Freien. Glücklicherweise regnete es während unserer mehrtägigen Fahrt nicht.

Einer meiner englisch sprechenden Kollegen hatte herausgefunden, daß wir an Witzenhausen vorbeifahren würden. Es gelang uns mit vereinten Kräften unseren Begleitoffizier zu einem Halt in der Stadt zu überreden, damit einige von uns ihre Familien wiedersehen konnten. Dafür wurden fünf Minuten genehmigt. Nach mehr als einem halben Jahr sah ich endlich meine Frau und unsere kleine Tochter wieder, die sich riesig freuten. Dann ging es weiter. Auf einem nächsten Stop stand plötzlich ein Unbekannter vor mir und stellte sich vor: „Karl-Ludwig Heimburg“. Ich hatte ihn auf den ersten Blick gern und das beruhte, wie sich später zeigte, auf Gegenseitigkeit. So wurde dieses Treffen zum Beginn einer langen Freundschaft.

Am Nachmittag des letzten Reisetages wurden wir in zwei Gruppen geteilt. Zur 1. Gruppe gehörten Lindenberg, Friedrich, Heimburg, Palaoro und ich. Kurt Debus war in der 2. Gruppe. Jede Gruppe war etwa 40 Mann stark. Am Ziel angekommen wurde die 1. Gruppe in ein Barackenlager gebracht, das von einem hohen Stacheldrahtzaun umgeben und mit deutschen Kriegsgefangenen belegt war. Die 2. Gruppe kam in ein separates Lager in der Nähe. Es handelte sich um das Kriegsgefangenenlager Altenwalde südlich Cuxhafen. In der Nähe befand sich der Krupp-Artillerie-Schießplatz für Marinegeschütze. Von hier aus sollten die den Briten zur Verfügung gestellten A 4-Raketen über der Nordsee abgeschossen werden. Der britische Name der Aktion lautete „Operation Backfire“. Uns schien es hinterher, als würde die zweite Bedeutung dieses Wortes – Fehlzündungen – besser dem Ergebnis des Schießens gerecht.

Die Briten hatten Oberstleutnant Wolfgang Weber, der von der Wa I Rü (Mun 5) kam, und zuletzt Kommandeur der Raketen schießenden Truppen war, sowie viele seiner Soldaten gefangengenommen. Oberst Weber etablierte das Versuchskommando Altenwalde, welches das Unternehmen „Backfire“ unterstützen sollte.

Als unser Begleitoffizier erschien und uns erklärte, daß wir die V 2-Raketen reparieren und dann schießen sollten, erklärten wir uns durch unseren Wortführer Heimburg dazu bereit, wenn wir nach Ende des Projektes eine Bescheinigung erhielten, die uns bestätigte, daß wir für die britische Militärbehörde gearbeitet hätten, daß wir politisch verfolgt, aber für die Wiedereinstellung bei den alliierten Behörden empfohlen würden. Diese Bedingungen wurden glatt abgelehnt. Stattdessen wurden uns das Bettzeug und ein Abendessen entzogen.

Am nächsten Tag erhielten wir Schlafdecken und Verpflegung. Danach wurden wir zu einer Ansprache des Generals Lockhart befohlen.

Heimburg gab uns hinterher eine kurze Zusammenfassung der englischen Ansprache. Der General hatte zugesichert, daß wir eine Erklärung des Inhaltes erhalten würden, daß wir aufgrund des Ergebnisses unserer politischen Untersuchung zur Wiedereinstellung bei alliierten Behörden empfohlen würden. Wenn wir wollten, könnten wir bei den britischen Behörden bleiben. Wir erklärten uns nun mit der Arbeit am Unternehmen Backfire einverstanden.

Wir hatten nach und nach eintreffende 16 V 2-Raketen zu reparieren und sie dann zu schießen. Zunächst errichteten wir Arbeitsplattformen für die Reparatur und Prüfstände für die Werkstattprüfung. Als wir die erste Rakete repariert und erfolgreich abgeschossen hatten, sagten uns die Engländer, wir hätten das erwartete Ergebnis bereits erfüllt. Reparatur und Verschuß weiterer Raketen sei nicht mehr notwendig. Offenbar wollten sie die übrigen Raketen ohne unsere Hilfe abschießen.

Am Tage unserer Entlassung hatten wir gerade den Bus bestiegen, um zum Flughafen gefahren zu werden, als wir sahen, daß die Engländer die nächste Rakete auf dem Meilerwagen aufrichteten. Aus Mangel an Erfahrung fuhren die Engländer die schwere Rakete über die senkrechte Stellung hinaus. Die Rakete stürzte um und riß den Meilerwagen mit. Daß dies bei uns gewisse Schadenfreude auslöste, war nicht zu vermeiden, zumal die Engländer offenbar alles besser wußten als die Raketeningenieure. Eines allerdings hatten sie besser verstanden als wir im Mittelwerk. Bei Beginn der Arbeiten an „Backfire“ stellte ich fest, daß sie über die neuesten Zeichnungen der A 4 verfügten, in denen bereits der letzte Revisionsstand eingetragen war. Wir hatten diese Revisionszeichnung im Mittelwerk noch nicht zu Gesicht bekommen.

An einem aber fehlte es ihnen: Das schnelle Agieren und Reagieren auf auftretende Mängel und Pannen. Sie mußten sich beispielsweise zur Beschaffung von Material für die Reparaturen an London wenden und von dort die Genehmigung einholen. Das war uns zu kleinkariert, und fast alle Peenemünder lehnten den Vorschlag ab, für die Engländer zu arbeiten. Auch ich wollte zu meinen Leuten zurückgebracht werden, denn ich stand auf der Liste der nach Amerika zu verbringenden Ingenieure. Wir fuhren also zurück in unser altes Domizil.

Hintergrundinformation zu Backfire

Ergänzend sei zur Operation Backfire gesagt, daß sie ein unrühmliches Ende nahm und wahrscheinlich den Briten die Lust daran vergällte, ebenfalls die Raketentechnik voranzutreiben und im Rahmen der Großen Sieger Raketen zu entwickeln und zu bauen.

Es begann bereits damit, daß die Briten an einer Mitwirkung von Brauns an Backfire nicht interessiert waren. Von Braun war mit General

Dornberger nach London gebracht worden. Nach einer mehrtägigen Befragung wurde er zurückgeschickt. Dornberger wurde festgehalten. Immerhin hatten sie ja den Oberstleutnant Wolfgang Weber, seinen Adjutanten, Oberstleutnant von Gottberg, und einen Teil seiner Sondertruppen gefangengenommen. Es handelte sich um die taktische Gruppe Süd des V 2-Verbandes, der sich aus dem Artillerie-Sonderkommando und der Artilleriebatterie 444 zusammensetzte. In Peenemünde hatte Oberstleutnant Weber unter Anleitung durch Dornberger und von Braun bereits im Sommer 1944 die V 2-Versuchsbatterie aufgestellt und wenig später den Einsatz bis zum 16. März 1945, dem Abschluß der letzten V 2, geleitet. Mit seiner Hilfe plante man 30 V 2 zu finden, sie schußbereit zu machen und etwa 10 davon zu schießen.

Um Webers Gruppe zu vervollständigen wurden, wie Arthur Rudolph berichtete, insgesamt 85 Ingenieure aus von Brauns Team abgeholt und bei Cuxhafen eingesetzt. Sie wurden in den beiden Camps Altenwalde und Brocksvalde untergebracht. Dieter Huzel wurde hier befohlen, eine detaillierte Skizze des meistbenutzten Prüfstandes von Peenemünde zu machen. Oberstleutnant Wilhelm Zippelius, Dornbergers Vertreter für die Logistik aller V 2-Treibstoffe, wurde beauftragt, alles niederzuschreiben, wie er Transport und Lagerung flüssiger Treibstoffe wie Oxygen, Ethylalkohol und andere angepackt hatte.

Dornberger wurde nach seiner Befragung in London von seinen Männern ferngehalten und in verschiedenen Unterkünften verwahrt. Danach wurde er von Major R.T.H. Redpath nach London gebracht, im berüchtigten London Cage festgehalten und von Major Andrew P. Scotland befragt. Hier erfuhr er, daß die Briten den SS-Gruppenführer Kammler noch nicht hatten. Sie forderten ihn auf, sein Versteck zu nennen, das er nicht wußte. Danach wurde er als verstockter Deutscher für zwei Jahre in ein Gefängnis nach Wales eingeliefert.

Am 11. August 1945 wurde vom Kriegsministerium in London die Weisung gegeben, die A 4 zum Start fertigzumachen. Bis Mitte des Monats wurden die vorgesehenen Raketen komplettiert und am 21. ein Dutzend weitere in Hannover und Aachen gefunden, von denen einige völlig unbrauchbar waren. Die erste Rakete wurde – wie dargestellt – von den deutschen Raketenfachleuten gestartet. Zu Ende des Monats wünschten die Amerikaner, daß ihnen 26 Männer, die sie namentlich benannten, sofort nach Garmisch Partenkirchen zurückgeschickt würden. Die Begründung für diesen Schritt lautete: „Sie werden in unserem Kampf gegen Japan benötigt.“ Die britische Antwort stand dieser Begründung in Sachen Unsinn in nichts nach. Sie lautete: „Ihr Verlust wird das Unternehmen Backfire gefährden.“ Dennoch schickten die Briten 14 Männer. Arthur Rudolph blieb mit seinem Freund Heimburg in Cuxhaven zurück. Als Oberstleutnant Weber erfuhr, daß Rudolph Betriebsdirektor

der V 2-Raketen im Mittelwerk gewesen war, wies er ihm ein Einzelzimmer in einem besseren Unterkunftsgebäude zu. Heimbürg spielte seinem Freund dabei einen Streich, indem er mit einigen Helfern das Mobiliar seines neuen Zimmers auf dem Fußboden und an den Wänden festnagelte. Aber Rudolph konnte, wenn auch unter erheblicher Mühe, alles lösen und an den rechten Platz stellen.

Offenbar hatten die britischen Experten recht, denn der Startversuch am 1. Oktober 1945 verlief erfolglos. Der erste Start mißglückte. Der Startschub war ausgefallen. Der zweite Start am selben Tage war ein voller Blindgänger. Der pyrotechnische Zünder versagte. Der 2. Oktober sah um 14.43 Uhr den Start der nächsten V 2. Sie rührte vom Startgerüst und nach 4 Minuten und 50 Sekunden ging sie eine halbe Meile linkerhand des Startgerüsts nieder. Der Start am 4. Oktober erfolgte von einer Original-Startplattform. „Die Rakete demonstrierte perfekt die ihr innewohnende Widernatürlichkeit, der Komplexität der elektromechanischen Ausrüstung.“ Der letzte Start, die Operation Clitterhouse, erfolgte am 14. Oktober 1945. Von einer großen Gruppe Beobachter der alliierten Nationen besucht, sahen und hörten die versammelten Beobachter den Start der Rakete mit rumpelndem Donner, Flammen und Rauch und waren sehr beeindruckt. Sekunden später hörten sie das dröhnenden Geräusch der Rakete.

Vom ballistischen Standpunkt war auch dieser Start kein Erfolg. Die Rakete flog nur 11,2 Meilen und schlug drei Meilen rechts von dem ausgesuchten Ziel ein. Die Anwesenden, allesamt keine echten Experten (bis auf einen), waren begeistert. So auch Theodor Karman, Dr. William H. Pickering und Dr. Howard Seifert aus den USA. Der US-Marineoffizier Leutnant Commander Grayson Merill stand Ellenbogen an Ellenbogen mit dem russischen Oberst Juri A. Pobedonostjew, Oberst Valentin P. Glushko und General Sokolow. Der bestorientierte Beobachter der Russen aber war Sergei P. Koroljew, der in russischer Offiziersuniform steckte. Er hatte das größte Interesse an dieser Vorführung. In den UdSSR hatte er die von den Russen eingefangenen Raketenwissenschaftler zum Raketenteam zusammengefaßt und wollte in Kapustin Jar die Versuche mit der A 4 beginnen. Da er keine Einladung erhalten hatte, mußte er hinter der Absperrung stehenbleiben. Bei dem wolkenverhangenen Himmel sah er nichts. Ihm kam es darauf an, Informationen über die Vorbereitungen zum Raketenstart zu ergattern, was ihm verwehrt blieb. Doch dies hinderte die Sowjets nicht daran, zwei Jahre später ihre erste aus der V 2 entwickelte Rakete in Kapustin Jar zu starten.

Nach dieser wenig ergiebigen Testreihe kam für die britische Raketenforschung das Aus. England strich die finanziellen Mittel. Etwa 20 Experten aus Peenemünde blieben dennoch in England, um Raketen zu bauen, die allerdings wenig oder gar nicht erfolgreich waren.

Zurück zu Arthur Rudolph und seinem Tagebuch mit den wichtigsten Aufzeichnungen jener Zeit in den USA, da sich Erfolg an Erfolg reihte. Davor lag jedoch für ihn noch die Seereise in die USA.

Von München in die USA

Am 20. Oktober 1945 flogen wir von Cuxhaven nach München. Von dort ging es mit einem Lastwagen nach Landshut weiter. Unsere Betreuer hatten unsere Familien inzwischen im Hausing Projekt untergebracht. Nach fast einem Jahr der Trennung war ich wieder bei Frau und Kind. Dies aber auch nur für kurze Zeit, denn am 22. November unterschrieb ich einen Arbeitsvertrag mit der US-Regierung, der mich und weitere Peenemünder nach Amerika brachte. Am selben Tag wurden wir alle, die mit diesem zweiten Schub in die USA reisen sollten, von Landshut nach München gebracht. Dort angekommen erhielten wir vom Roten Kreuz der Amerikaner echten Kaffee und Doughnuts, eine Art Pfannekuchen. Am nächsten Morgen fuhren wir per Bahn nach Straßburg. Dort wurden wir zum Mittagessen mit Truthahn, Staudensellerie und anderen Leckereien bewirtet. Es war der letzte Donnerstag im November, der Tag an dem in den USA der Thanksgiving Day (Erntedankfest) gefeiert wurde. Über Paris, wo unser Begleitoffizier uns eine Stadtrundfahrt im Autobus bewilligte, kamen wir nach weiterer Bahnfahrt in Le Havre an und wurden in vorzügliche Unterkünfte eingewiesen und prächtig gepflegt. Einige schöne Tage vergingen, bevor eingeschifft wurde. Das US-Schiff „Lejeune“ – der frühere deutsche Dampfer „Windhuk“ – nahm uns nach einer langwierigen Einschreibeprozedur auf.

Nach dem Ablegen begann der Kasten zu schaukeln. An Bord gab es in unseren Unterkünften kein einziges Fenster. Die Belüftung funktionierte nicht und ich spürte, daß ich seekrank werden würde. Von unserem Begleitoffizier erhielt ich Tabletten dagegen, essen konnte ich nichts. Das Schiff war mit Tausenden Soldaten vollgestopft, die nach ihrem Einsatz in Frankreich nach Hause fuhren. Als ich das erstmal zum Speiseraum ging, um zu frühstücken, sah ich, daß die US-Soldaten Eierkuchen aufeinandertürmten, sie mit Ahornsyrup überschütteten und dann noch ein Spiegelei mit Speckstreifen darüber plazierten. Damit war mein Appetit jählings verflogen und ich begnügte mich mit Orangensaft.

Während der gesamten Überfahrt durften wir nicht an Deck. Erst als wir nach endloser Reise in den Hafen von New York einliefen, konnten wir nach oben, um die Skyline der Stadt mit der Freiheitsstatue zu bewundern. Leider lag dicker Nebel über allem, selbst die Freiheitsstatue hatte ihr Haupt verhüllt. Es war der 6. Dezember 1945. Wir mußten zunächst auf dem Schiff bleiben, bis alle Passagiere von Bord gegangen waren. Dann wurden wir von einem Begleitoffizier in einem Bus zum Zug

gebracht, mit dem wir nach Boston in Massachusetts führen.

In Boston angekommen, wurden wir mit Lastwagen abgeholt und zu einer Fähre gebracht, von wo aus es auf eine Insel ging, die den Namen Fort Strong trug. Deutsche Kriegsgefangene halfen beim Abladen unseres Gepäcks dergestalt mit, daß mein Koffer beim Hinunterwerfen vom Wagen auseinanderplatzte. Unsere Betreuer in den neuen Unterkünften waren emigrierte deutsche Juden, die uns jeden Tag neue Fragebogen vorlegten. Eine Kopie derselben erhielten wir nie. Außerdem hielten sie Kurse ab, in denen wir über unsere Kenntnisse über die USA befragt wurden.

Unsere Mahlzeiten wurden von deutschen Kriegsgefangenen zubereitet. Sie waren sehr schmackhaft. Wir schlugen kräftig zu und brachten immer höhere Gewichte auf die Waage. Dies veranlaßte unseren Betreuer zu der Bemerkung, daß die vorher durchgeschleuste Gruppe richtig gefressen hätte. Dieser zarte Wink fruchtete nichts. Viel zu lange Jahre hatten wir ein solches Essen entbehrt. Einmal je Woche wurde uns ein US-Film vorgeführt. Verstehen konnte ich nicht viel, führte aber mein selbstgemachtes Wörterbuch weiter. Als unser Betreuer einige Wörterbücher aus Boston besorgte, ging es gut voran. In unserem Unterkunftsgebiet in Fort Strong gab es einen kleinen Laden in dem man Seife, Zahnpasta, Waschmittel und ähnliches kaufen konnte. Mit dem ersten Monatsscheck konnten wir uns hier alle Wünsche erfüllen.

Die Zeit des dolce far niente in Fort Strong war Anfang Januar 1946 vorbei. Per Bahnfahrt brachen wir nach El Paso im Staate Texas auf. Hohe Temperaturen, Sandstürme, Kakteen und Klapperschlangen, wurde uns erzählt, seien dort an der Tagesordnung. Das waren zwar schlechte Aussichten, aber wir stellten bei unserer Ankunft fest, daß wir in hübschen Bungalows wohnen würden, die inmitten gepflegter Grünflächen lagen. Wir würden dort wie Junior-Offiziere untergebracht werden, verhielt der Vertrag. Außerdem sollten wir sechs Dollar pro Tag als Entgelt erhalten. Das übliche Reisegeld, wenn die Familien voneinander getrennt leben mußten. Unsere Familien selber erhielten einen Betrag in Reichsmark, der unserem letzten deutschen Gehalt entsprach.

Die Reise war endlos lang. Sie führte durch Kansas City, wo wir ein Harvey-Restaurant am Bahnhof besuchen durften. Es war Winter, das Wetter war kalt, aber je weiter wir nach Süden kamen, desto winterlicher wurde es zu unserer Überraschung. Wir fuhren durch Landschaften die meterhoch mit Schnee bedeckt waren.

Erst bei unserer Ankunft in El Paso lag kein Schnee mehr. Von hier wurden wir zum nahegelegenen Fort Bliss gefahren. Dort hatte sich die bereits vor uns angekommene Gruppe zu unserer Begrüßung eingefunden. Fort Bliss war ein riesiger Armee-Übungsplatz. Der dort befehlsführende Offizier brachte uns in den Junior-Offiziersquartieren unter.

Doch diese Quartiere entsprachen nicht im geringsten unseren Erwartungen. Dort wuchs kein Grashalm, kein grüner Busch. Es gab nur braungrauen Wüstensand und darauf einige zweistöckige Baracken, die innen das rohe Holzgebälk zeigten. In jedem der Räume standen bis zu zehn Holzpritschen. Einige Glühbirnen hingen an Drähten von der Decke. Sie waren mit Bindfaden ein- und auszuschalten.

In Fort Bliss wurde uns verkündet, daß einige von uns nach White Sands im angrenzenden Staat New Mexico gehen würden. Dort war eine Erprobungsstelle für jene V 2-Raketen errichtet worden, die wir reparieren und starten sollten. Auf dem Wege nach White Sands am anderen Morgen kamen wir durch kleine weit auseinanderliegende Dörfer. Durch Las Cruces fahrend, auf dem dort beginnenden Highway nach Osten abbiegend, durchfuhren wir das Orgelgebirge. Wir sahen die gewaltige schneebedeckte Wand des Sacramentogebirges und wenig später erreichten wir den Rand eines riesigen Tales, die Tularosa Depression.

Ich fragte den GI, der uns begleitete, wo denn das hier angeblich liegende White Sands sei. Er antwortete: „Siehst du nicht den kleinen weißen Punkt dort unten? Das ist der verdammte Platz!“ Nach einer halben Stunde Fahrt erreichten wir diesen weißen Fleck. Er bestand aus einer Reihe hölzerner Unterkunftsbaracken mit Toiletten und Waschräumen. Daneben gab es eine Baracke für die Verwaltung, eine für die Küche und eine weitere für das Campkino. Das Hauptgebäude aber war das sogenannte Mill Building (Mühl-Gebäude), das allerdings kein Mühlenbetrieb war, sondern jenes Gebäude, in dem unsere V 2 repariert werden sollten: Eine riesige Wellblechbaracke, in deren Seitenflügel wir später auch unsere Unterkünfte erhielten. Zunächst wurden wir in die freien Räume der Baracken eingewiesen und gingen anschließend zum Abendessen in die Kantine. Hier erfuhren wir, daß wir für Unterkunft sowie Verpflegung je Tag 2,40 Dollar zu zahlen hatten, die uns von den sechs Dollar abgezogen wurden. Im Mill Building lagen bereits eine Reihe Bauteile für die ersten zu montierenden V 2. Der Rest lag irgendwo in der Wüste herum, jedem Wetter und Sandsturm preisgegeben.

Die Arbeit an der V 2 beginnt

Als erstes richteten wir eine Arbeitsplattform für die Montage der Triebwerke her. Viele Bauteile mußten mit 150 atm Hochdruck geprüft werden. Dazu war ein Kompressor im Mill-Gebäude vorhanden. Die dickwandigen Rohre wurden von den deutschen Spezialisten zusammengelötet und mit Wasserdruck geprüft.

Wir erfuhren, daß der Auftrag zur Reparatur der V 2 vom US-Heereswaffenamt an eine Industriefirma vergeben worden war. Deshalb sah man uns als Berater an. Unser direkter Vorgesetzter war ein US-Oberstleutnant, der mit einigen GI und gut ausgerüsteten Werkstattwagen die Zivilfirma unterstützte.

Ich bat den Sprecher der Industriefirma, mir eine Wasserpumpe zum Abdrücken der verlegten Hochdruckleitungen zu besorgen. Er brachte zunächst einen völlig defekten hydraulischen Wagenheber, ehe er auf meine Bitte hin in einem Eisenwarenlager in Las Cruces eine Wasserdruckpumpe für fünf Dollar kaufte. Dieser Preis erschien ihm zu teuer. Er hatte Null Ahnung, was ein Druck von 150 atm überhaupt bedeutete und wie gefährlich er war. Vom Funktionieren einer Rakete und meinen Forderungen für die Sicherheit aller hatte er ebenfalls keinen Schimmer. Er renommierte damit, daß er im russischen Wasserkraftwerk Dnjepropetrowsk die Turboaggregate zur Stromerzeugung mit nur einer Schubkarre und einer Brechstange montiert habe. Armes Dnjepropetrowsk!

Um den Starttermin einzuhalten, gingen meine deutschen Kollegen Bruno Helm und Fritz Vandersee nach Dienstschluß mit mir in das Mill-Gebäude und brachten den Druck in den geschweißten Rohren Schrittweise auf 250 Atmosphären. Wir fanden keine einzige Leckstelle. Wir drei hatten uns damit in eine lebensgefährliche Situation begeben, aber wir wagten es, um die Betriebssicherheit zu gewährleisten.

Als ich bereits nicht mehr in White Sands arbeitete, wurde dort ein amerikanischer Wachmann vom freien Ende einer Hochdruckleitung erschlagen. Als der Druck angestellt wurde, holte die Leitung wie eine Peitsche aus und streckte ihn nieder.

Auch das tödlich verlaufene Astronautenunglück der US-Raumfähre Challenger hat seine Wurzeln in der einspurigen Geisteshaltung vieler Amerikaner. Wir ließen mehr und mehr V 2-Bauteile aus der Wüste holen. Der Zusammenbau der Treibstoffbehälter geschah, indem wir eine Halbschale mit der Öffnung nach oben aufdockingten und den Treibstoffbehälter hineinlegten. Danach wurden die Leitungen und die Verkabelung installiert und zum Schluß die zweite Halbschale darüber gedeckt. Dann wurden beide Teile entlang der Längsflansche zusammengeschraubt. Jede Flanschlänge benötigte dazu etwa 100 Schrauben mit Muttern.

Die Amerikaner hatten Einzelteile für etwa 100 Raketen erbeutet, einschließlich der dazugehörigen Schrauben und Muttern und riesige Kisten mit Glaswolle. Zum Zusammenschrauben der Halbschalen wurden mir vier Mechaniker beigegeben. Sie verfügten allerdings nur über einen Schraubenschlüssel. Das bedeutete: ein Mann schraubte, drei sahen zu. Ich wandte mich an den Sprecher der Industriefirma und bat um weitere drei Schraubenschlüssel, damit wir so schnell wie möglich fertig wurden. Die Schraubenschlüssel die ich in Las Cruces gesehen hatte, kosteten 75 Cents das Stück. „Dies ist zu teuer“, sagte der Industriemann zu meiner Verblüffung. Ich ging nun zu dem militärischen Vorgesetzten. Der ließ von den gebräuchlichen metrischen Schlüsseln drei kaufen und auf das Zollmaß in den USA umfeilen. Nun wurden wir mit dem Verschrauben in einem Viertel der Zeit fertig. Als ich danach den Turbosatz für die Treibstoffe untersuchte, der in der Kiste verpackt war, mußte dieser völlig auseinander genommen werden. Der Sand war durch die Ritzen der Lattenkisten eingedrungen. Unser Ingenieurexperte und ich bauten den Turbosatz auseinander, reinigten ihn und bauten ihn wieder zusammen. Allerdings war dabei eine Dichtung von 30 cm Durchmesser beschädigt worden, die ersetzt werden mußte.

Daß der neuerliche Weg zum Zivilisten vergebens sein würde, wußte ich, aber ich hatte Weisung, ihn nicht zu übergehen. Der Mann sagte mir, daß es so etwas hier in der Nähe nicht gebe und ließ mich einfach stehen. Da der militärische Vorgesetzte ebenfalls keinen Ausweg wußte, haben der Ingenieur und ich die Dichtung Stück für Stück zusammengeklebt. Dazu mußten wir uns von der Industriefirma Klebstoff erbitten, der nach geraumer Zeit geliefert wurde.

Dies alles war ein einziges Trauerspiel. Daß wir dennoch rechtzeitig die erste und zweite Rakete fertig bekamen und sie erfolgreich abschossen, war ein reiner Glücksfall. Eine der Raketen landete nicht im vorgesehenen Zielgebiet. Sie flog in entgegengesetzter Richtung über die Grenze nach Mexiko und schlug in der Nähe der Stadt Juarez in der Wüste ein. Dieser „Treffer“ wurde intern zwischen den USA und Mexiko beigelegt. Die andere Rakete funktionierte einwandfrei. Als ich eines Tages an einer weiteren in Montage befindlichen Rakete stand, kam ein Amerikaner in Zivil auf mich zu. Ich hatte ihn noch nie gesehen. Er stellte mir viele Fragen unter anderem, ob wir eine Schleppantenne am Heck der Rakete anbringen könnten. Ich bejahte dies. Dann wollte er wissen, ob wir Fruchtfiegen in der Rakete mitführen könnten. Auch das konnte ich mit ja beantworten.

Nachdem mich der Wissenschaftler verlassen hatte, rief mich der militärische Vorgesetzte zu sich und sagte mir, daß ich von nun an einen anderen Auftrag erhalten würde. Als ich diesen ausgeführt hatte und zur V 2 zurückkehrte, stand der Wissenschaftler wieder an meinem Arbeitsplatz. Wir setzten unser Zwiegespräch fort, das auch für mich sti-

mulierend war. Sehr weit kamen wir jedoch nicht, denn zum zweitenmal wurde ich zu dem Vorgesetzten gerufen, der mir einen weiteren Auftrag gab.

Diesen erledigte ich in kürzester Zeit und ging zu meinem Gesprächspartner zurück. Eine Minute später wurde ich ein drittesmal zu dem Vorgesetzten gerufen. Diesmal ließ er die Katze aus dem Sack: „Rudolph“, sagte er, „Sie arbeiten hier für die US-Army. Der Kerl da draußen, mit dem sie sprechen, ist von der Navy und mit dem sollten Sie nicht mehr als guten Tag und auf Wiedersehen wechseln.“ Ich ging nicht mehr zurück, sondern beschäftigte mich anderweitig. Später traf ich ihn, habe ihm aber nie von der Lektion erzählt, die mir erteilt worden war. Dennoch mußte er Wind davon bekommen haben und arrangierte es, daß wir uns abends, wenn die Sonne untergegangen war, zusammensetzten und unsere technische Unterhaltung fortsetzten. Sein Name war Thomas Moore. Er wurde mein lieber vertrauter Freund.

Durch Thomas lernte ich mehrere andere Wissenschaftler kennen. So auch den berühmten Astronomen Clyde Tombaugh, der seit 1955 Astronom an der New Mexico State University war und 1965 dort Professor wurde. Er entdeckte bereits 1930 den transneptunischen Planeten Pluto und war ein sehr einfacher, kluger und gütiger Mensch. Gelegentlich wurde ich mit einigen Kollegen von Tom Moore zu einer Spritztour nach Lás Cruces eingeladen. Dort tranken wir einen Eiskaffee oder aßen Speiseeis, das es beides in einem Laden gab, der zu unserer Begeisterung klimatisiert war. Dies waren stets angenehme Überraschungen im Alltagseinerlei.

Hier passierte es, daß einer meiner Kollegen einmal einfach „Eis“ verlangte. Der Kellner brachte ihm einen Eisblock von 30 Kubikzentimeter und legte ihn vor dem Besteller auf den Tisch. Dieser, ganz verlegen, schnappte sich den mächtigen Block, wuchtete ihn ins Freie und ließ ihn dort fallen. Dann kam er zurück und fragte mich, was er denn falsch gesagt hätte, er wollte doch nur ein Speiseeis, Icecream, bestellen. Beide, Kellner und Gast, lachten mit uns.

Eines Tages mietete Tom Moore einen Jeep und fuhr mit viere von uns in die Organ Mountains. Dort sahen wir in dem reineren Bergklima eine Vielzahl Kolibris. Dann sichteten wir auf einem holprigen Pfad eine große Klapperschlange. Tom stieg auf einen Felsbrocken und zielte mit seiner Schleuder auf die angriffsbereite Schlange. Er traf sie genau in den Rachen und erntete unsere uneingeschränkte Bewunderung für diesen Tellschuß. Danach besuchten wir einen Minenbesitzer, der nach wertvollem Gestein grub und damit seinen Lebensunterhalt verdiente. Als die ersten Regenschauer auch hier einsetzten, erlebten wir mit einem Schläge das volle Blütenmeer, in das sich das Tularosabecken verwandelte. Ein paar Tage darauf war diese Pracht wieder verschwunden. Nur die Yuccapalmen hielten sich längere Zeit.

Um uns das Leben erträglicher zu machen, wurde im Seitenflügel des Mill Building eine Reihe Kabinen mit einem Bett, einem offenen Holzschrank und einem kleinen Schreibtisch hergerichtet. Das waren unsere neuen Wohnungen. Kühl waren sie nicht, denn die sengende Sonne prallte stetig auf das Wellblechdach und so herrschten im Sommer darunter um die 45 Grad Celsius. Wir waren ständig in Schweiß gebadet. Im Winter aber wurde es so lausig kalt, daß Heizkörper in den Kabinen aufgestellt werden mußten.

Neben Tom Moore lag auch unserem militärischen Vorgesetzten an unserem Wohlbefinden. Ohne seinen Einfluß auf die Industriefirma hätten wir wahrscheinlich keine einzige V 2 zum Fliegen gebracht.

Eine wirkliche Erholung war der abendliche Gang ins Kino, das mit einem Kühlaggregat versehen war. Hier lernte ich die Aussprache des amerikanischen Englisch. Den Hauptfilm sah ich mir mehrmals an, und jedesmal verstand ich mehr von den Dialogen.

Am Wochenende durften wir uns an der mexikanischen Grenze gelegene El Paso fahren. Dabei mußten wir aber einen GI als „Beschützer“ mitnehmen, der dafür einen Dollar bekam. El Paso hatte zu dieser Zeit 100.000 Einwohner. Die meisten von ihnen waren Mexikaner. Hier gab es verschiedene gute Geschäfte und zwei angenehme Hotels. Daneben eine Reihe guter Läden, in denen man Eisspezialitäten und verschiedene Kleinigkeiten bekommen konnte. In einem der Geschäfte kaufte ich mir für meine noch aus Deutschland stammende verschlissene Jacke eine Windjacke, eine dazu passende khakifarbene Hose und die passenden Hemden. Dies für alle Tage. Zum Wochenende suchte ich mir einen schönen grauen Anzug des Fabrikats Palm Beach aus, der sehr leicht war und zu diesem heißen Klima paßte. Für meine Frau, die ja noch in Deutschland war, kaufte ich ein Kleid, das ich ihr schickte. Für Marianne kamen immer Süßigkeiten ins Paket. Regelmäßig schickte ich Lebensmittelsendungen nach Landshut, denn in Deutschland waren alle Lebensmittel ebenso wie Kleidung immer noch rationiert.

Einmal konnten wir mit unserem Beschützer in El Paso in einem guten Hotel übernachten und uns am Sonntagvormittag nach einem gemeinsamen Frühstück zu einem Bummel durch die Stadt aufmachen. Nachmittags mußten wir allerdings nach Fort Bliss, und von dort im Bus nach White Sands zurückfahren. Montagmittag erhielten wir die Quittung dafür. Ich erhielt einen Anruf von Dr. von Braun aus Fort Bliss in dem er mich abkanzelte, weil wir in El Paso übernachtet hatten. Dem Anruf folgte noch ein entsprechend harscher Brief. Was war da schiefgelaufen? Zwei unserer Kollegen aus White Sands hatten sich über die Grenze zur mexikanischen Stadt Juarez hinausbewegt, um dort billige Lederkoffer einzukaufen. Als sie über die internationale Brücke nach El Paso zurück-

wollten, wurden sie von den US-Zollbeamten zurückgehalten. Da sie keine Papiere hatten und gebrochenes Englisch sprachen, riefen die Beamten den Kommandanten von Fort Bliss an. Dieser erwirkte die Rückführung in die USA, rief aber Dr. von Braun an und machte ihm Vorhaltungen über die Disziplinlosigkeit seiner Männer. Nach diesem Anpöfeln geschah offenbar nichts mehr. Bis ich kurze Zeit darauf erfuhr, daß einer der beiden Grenzgänger nach Deutschland zurückgeschickt worden war.

Im weiteren Verlauf unserer Arbeit in White Sands stellte die Industriefirma einige Leute ein, die wirkliches Interesse an der Raketentechnik hatten, und schließlich in der Lage waren, eine weitere Raketstufe auf die V 2 aufzusetzen und zu schießen. Diese zweite Raketstufe war eine von der Jet Propulsion Laboratory in Pasadena, Kalifornien, entwickelte Rakete. Die Firma hatte diesen Auftrag vom US-Heereswaffenamt erhalten. Da wir nun in die Schießphase eintraten, wurde der Schießplatz White Sands weiter ausgebaut. Noch während der Zeit meines Aufenthalts wurden auch die Ideen über den Bau einer Schießbahn für ballistische Raketen von großer Reichweite geboren. Diskutiert wurden Anlagen an der pazifischen Küste in Kalifornien und an der atlantischen Küste bei Florida. Die neugegründete US-Air Force erstellte mit viel Einsatz die atlantische Schießbahn und danach auch die pazifische.

Von White Sands nach San Diego

Als mich der Vertreter Wernher von Brauns anfangs Januar 1947 fragte, ob ich an einem Einsatz als Verbindungsingenieur nach San Diego in Kalifornien interessiert sei, sagte ich sofort zu. Einmal war White Sands etwas zu heiß, zum anderen bot sich mir damit die Chance, mehr als nur die Wüste von Amerika zu sehen.

So machte ich noch im Januar 1947 meine erste Dienstreise. Das US Ordnance Department wollte für seine Aufgaben der Truppenversorgung ein Ramjet-Flugzeug – Flugzeug mit Staustahl-Triebwerk – entwickeln und hatte sein Unterbüro in Fort Bliss mit der Aufsicht darüber beauftragt. Dieses Unterbüro (Raketen) waren wir ehemaligen Peenemünder, Dr. von Braun als Teamleiter, und einem US-Major als amerikanischem Vorgesetzten. Diesem stand ein kleiner Stab zu unserer Betreuung zur Verfügung. Ich hatte mein kleines Büro in Fort Bliss. Hier waren die meisten Peenemünder stationiert. Mein Freund Tom Moore ließ sich von der US-Navy ebenfalls hierher versetzen. Ich berichtete Tom über meine Raketenarbeit in Deutschland und er bedrängte mich, darüber ein Buch zu

schreiben. Er war sehr ideenreich und erzählte mir eines Tages von seiner „Jet-Vest“-Strahlweste, bei der ein Rückstoßaggregat wie eine Weste angezogen, bzw. wie ein Tornister auf den Rücken geschnallt wurde. Der Träger der Weste konnte sich nach Schaltung der Antriebe vom Boden in die Luft erheben. Dies war eine exzellente Idee und ich bat Tom ein Muster bauen zu lassen. Als Treibmittel sollte er nach meiner Meinung keine heißen Verbrennungsgase benutzen, sondern Kohlendioxyd.

Tom brachte es leider nicht übers Herz, das Geld für die Entwicklung seiner Jet-Vest auszugeben. Andere nahmen später seine Idee auf, und als der erste Mann mit dieser Raketenweste in die Luft ging, wurde der Name Toms nicht einmal am Rande erwähnt. Unsere Freunde, die nicht nach White Sands gegangen, sondern in Fort Bliss geblieben waren, hatten in der Zwischenzeit aus einer zur Verfügung gestellten Baracke ein Klubhaus gestaltet, das in der Freizeit eifrig besucht wurde. Es gab dort Bier und man sang neu erlernte amerikanische Volkslieder. In einiger Entfernung vom Klubhaus befand sich ein Swimming Pool für die US-Soldaten, den wir zu bestimmten Zeiten benutzen durften.

Hier waren Wernher von Braun und sein „Department of the Army Special Employees – DASE“ oftmals zu finden. Auch sie waren an der Ramjet-Entwicklung beteiligt. Zwar waren wir herübergekommen, um größere Raketen zu bauen, aber offenbar war die US-Army noch nicht bereit. Dieser Ramjet war eine Weiterentwicklung der V 1. Die neue Entwicklung sollte den Kompressor, der beim deutschen Strahljäger notwendig war um den Sauerstoff zu komprimieren und so eine optimale Verbrennung des Brennstoffes zu erzielen, überflüssig machen. Bei ihm sollte der Sauerstoff bei Überschallgeschwindigkeit in das Triebwerk eingerammt werden. Das war eine interessante Entwicklungsaufgabe. Den Bau des Flugkörpers übernahm ein Auftragnehmer in San Diego, die Solar Aircraft, zu der ich nach dem Willen von Brauns als sein Verbindungsingenieur gehen sollte.

Mit einem Konstrukteur des von Braun-Teams flog ich also nach San Diego, um die neue Aufgabe zu besprechen. Wir waren bei der Firma angemeldet worden. Der Assistent des Chefindgenieurs Robert Magness empfing uns am Flughafen und fuhr uns in das beste Hotel am Platze. Da dies zu teuer war und wir alles selber bezahlen mußten, nahm ich bei meinem nächsten Aufenthalt in San Diego ein anderes Hotel. Daß Robert Magness uns zum Abendessen einlud, wurde wegen unserer angespannten Spesenlage von sechs Dollar je Tag, die gerade die Übernachtungskosten deckten, dankbar angenommen. Wir hatten einen Satz Zeichnungen mitgebracht und der Chefindgenieur sollte uns daran die von Solar Aircraft geplanten Arbeiten erklären. Er monierte sofort, daß wir alle Daten nach dem metrischen System angegeben hätten, wie das für uns normal war. Er meinte, daß er dieses alles erst auf das US-Zollmaß ändern lassen würde,

da es sonst im Betrieb nicht verstanden würde. Zwei Wochen nach diesem ersten Besuch machte ich meine zweite Dienstreise zu Solar Aircraft, um zum einen die Zeichnungsänderung zu prüfen und zum anderen Konstruktionsänderungen zu überbringen und diese zu erläutern.

Inzwischen war das Ramjet-Programm der General Electric als Erstkontraktor übergeben worden, wo es unter der neuen Bezeichnung „Hermes“ lief. Die Solar Aircraft erhielt einen Unterkontrakt von General Electric. Unter der Leitung von Dave Sergeant richtete die General Electric in Fort Bliss ein Büro ein. Damit mußte ich nicht nur meine Kollegen und von Braun, sondern auch Dave Sergeant über den Fortschritt bei der Solar Aircraft unterrichten. Er verlangte darüber hinaus daß das vom deutschen Normensystem in das Zollsystem umgewandelte gesamte System noch einmal – und zwar in das spezielle System der General Electric System – umgewandelt werden müsse. Damit hatte ich es mit drei verschiedenen Zeichnungssystemen zutun. Ich war nicht nur verblüfft darüber, daß man in den USA diese verschiedenen Systeme nebeneinander benutzte und dementsprechend miteinander im Wettstreit lag, sehr zu Ungunsten der zu fertigenden Geräte, welcher Art auch immer.

In Deutschland war das Material für die Herstellung eines Gerätes durch Hinweis auf das entsprechende DIN-Blatt festgelegt. In den USA mußten wir alle – wie vorher auch die US-Rüstungsindustrie – den passenden Werkstoff mühsam aus Dutzenden von Katalogen heraussuchen, ohne sicher zu sein, daß man auch den bestmöglichen gefunden hatte.

So lernte ich notgedrungen schnell die verschiedenen Systeme und deren Vor- und Nachteile kennen. Diese Umrechnungen, bei denen ein Millimeter beispielsweise 0,040 Zoll war, führte zu einer Reihe von schweren Fehlern. Als einmal zwei Teile absolut nicht zusammenpaßten, konnte ich nur durch verschiedene Rechnungen und deren Vergleiche erkennen, daß man mit falschen Umrechnungszahlen gearbeitet hatte. Die Ingenieure und alle übrigen Leute der Solar Aircraft aber waren intelligent und ideenreich und darüber hinaus sehr pflichtbewußt. Der Betriebsleiter der dortigen Versuchswerkstatt empfing mich mit offenen Armen. Mit ihm und seinem Team zu arbeiten machte Freude. Die Umgebung von San Diego war gemessen an White Sands das wahre Paradies. Bob Magness war so liebenswürdig, mich im Auto herumzufahren, damit ich alle Schönheiten San Diegos und der Umgebung erleben konnte. San Diego war eine schöne Stadt, mit ausgedehnten gepflegten Rasenflächen, hohen schlanken Königspalmen und subtropischen Pflanzen, direkt am Pazifik gelegen. Später konnte ich im Bus überall hinfahren. Gelegentlich nahm Bob mich auf seinem Boot zu Segelfahrten in der weiten Bucht von San Diego mit.

Inzwischen waren unsere befristeten Arbeitsverträge mit der US-Army in neue Verträge im Zivildienst umgewandelt worden und wir erhielten ein entsprechendes Gehalt in Dollar. Nun durften auch unsere Familien, die noch immer in Landshut von der US-Army betreut wurden, in die USA einreisen. Wir alle sahen dem Wiedersehen mit unseren Lieben mit großer Freude entgegen. Zur Unterkunft wurde von der US-Army der separat liegende Teil eines Militärkrankenhauses zur Verfügung gestellt und in Wohnhäuser umgewandelt.

Für Mitte April wurde die Ankunft meiner Frau und Tochter angekündigt. Am 14. dieses Monats war es endlich so weit und ich fuhr mit anderen Kollegen, deren Familien am selben Tag erwartet wurden, zum Bahnhof nach El Paso. Als der Zug einlief, erkannte ich Martha und Marianne bereits durch das Zugfenster. Ich war so glücklich über unsere Vereinigung, daß ich mir verstohlen ein paar Tränen abwischen mußte. Meine beiden Lieben sahen schlecht aus. Sie erzählten mir, daß sie während der dreiwöchigen Schiffsreise von der Seekrankheit geplagt worden seien. Marianne hatte die ganze Zeit im Schiffslazarett zubringen müssen. Nach der Schiffsreise ging es in dreitägiger Bahnfahrt von New York nach El Paso. Auch diese Fahrt war für alle Frauen und Kinder eine weitere Strapaze. In El Paso angekommen, fuhren wir mit einem Taxi nach Fort Bliss. Da die geplanten Umbauten des Krankenhauses noch nicht beendet waren, mußten wir uns dort mit einem Behelf begnügen. Dennoch waren wir alle drei überglücklich, daß wir endlich wieder gemeinsam leben durften. Wir hatten an den kleinen Widernissen nichts auszusetzen, denn die Wiedervereinigung nach so langer Zeit übertraf alles. Es war sehr heiß in den nicht isolierten Baracken. Meine Frau wurde stark von der Hitze belastet, aber unserer achtjährigen Marianne machte sie nichts aus. Sie verlor nie ein Wort darüber. Der zeitweise auch für uns zu benutzende Swimming Pool war für alle ein Labsal. Sehr bald hatte sich der Lebensmittelmarkt in El Paso auch auf deutsche Bedürfnisse eingestellt. Für unsere Kinder wurde eine Sprachschule eingerichtet, in der sie die Anfänge der englischen Sprache erlernten, um sodann in die US-Grundschule in El Paso überzuwechseln. Da mein Arbeitsschwerpunkt als Verbindungsingenieur bei der Solar Aircraft Company lag, erlaubte mir unser militärischer Vorgesetzter Major Hamill, meine Familie nach San Diego mitzunehmen.

Der Bau des Flugkörpers für den Ramjet machte gute Fortschritte. Ludwig Roth, unser Chefkonstrukteur, legte mir die möglichst genaue Herstellung der Flügelstutzen am Flugkörper ans Herz, an welche die eigentlichen Ramjets angebaut werden sollten. Mit Betriebsingenieur Jack Trasher besprach ich die bestmögliche Anbringung derselben. Wir bauten eine Drehscheibe, auf welche der Flugkörper aufgesetzt wurde,

um dann mit einem Kinotheodoliten die Flügelstützen genau zu vermessen. Major Hamill in Fort Bliss wunderte sich, warum wir ein so teures Instrument benötigten. Er genehmigte es, nachdem wir ihm sagten, daß wir dadurch den Bau von Meßvorrichtungen unnötig machten und auch noch Geld einsparen konnten.

Als ich einmal zur Berichterstattung in Fort Bliss war, gab mir der Vertreter von Brauns, Eberhard Rees, den Auftrag, die Lagerhaltung dort zu untersuchen. Ich ging in eine der riesigen Lagerhallen und war maßlos über die dort herrschende Unordnung überrascht. An den meisten Lagerfächern hingen keine Karten, die den Ein- und Ausgang registrierten. Wo welche hingen, stimmte die darauf angegebene Stückzahl nicht mit der im Fach überein. Die Soldaten meinten dazu: „Wir haben die Welt hilflos zu Füßen liegen, ein Heerlager wie hier in Fort Bliss ist höchst überflüssig.“ Ich berichtete Herrn Rees und sagte, daß sich an dem Zustand dieses Materiallagers nichts ändern werde, solange nicht ein Appell direkt vom US-Präsidenten erfolge.

Mit der Familie in Kalifornien

Mitte Juni 1947 fuhren wir mit dem Zug nach Kalifornien ab. Am anderen Morgen aufwachend, befanden wir uns in Yuma, Arizona. Als ich mich im Waschraum rasierte, sah ich einen Beamten der US-Einwanderungsbehörde. Sehr bald erfuhr ich, warum er im Zuge war. Er kam in unser Abteil und fragte mich nach meinem Ausweis, und als er sah, daß wir ohne Papiere waren sagte er: „Um Himmels willen, Mann! Sie und ihre Familie dürfen nicht in diesem Zug bleiben. Er fährt von jetzt an durch Mexiko und das ist ein fremdes Land.“ Ich sagte ihm, daß mein Reisebefehl ebenso wie die Fahrkarten diese Route vorschrieben. Anscheinend hatte keiner der Aussteller in Fort Bliss darauf geachtet, daß wir auf der angegebenen Route durch Mexiko fahren würden. Inzwischen war der Zug angefahren und innerhalb weniger Minuten waren wir in Mexiko. Der Beamte nahm uns das feierliche Versprechen ab, auf keiner der mexikanischen Stationen auszusteigen.

In San Diego angekommen, waren Frau und Tochter hellauf begeistert. Was für ein erholsamer Unterschied gegenüber Texas. Die Solar Aircraft Company besorgte uns eine kleine Wohnung, die aus Wohnküche mit Gasherd und Spüle, Wandschränken und Eisschrank, einem Schlafzimmer, Duschaum und Abstellraum bestand. Die Möbel wurden von der US-Army in San Diego zur Verfügung gestellt. Gemessen an den Baracken in Fort Bliss war dies ein gewaltiger Fortschritt und meine Frau ging sofort daran, alles zu organisieren, um es uns so gemütlich wie möglich zu machen.

Unsere Straße war sehr ruhig, mit wenig Autoverkehr. In ein paar Minuten Fußweg erreichten wir über ein Feld ein Einkaufszentrum mit

Läden, Restaurants, und sogar ein Kino. Dorthin ging meine Frau einkaufen. Da sie noch kein Englisch sprach, nahm sie die Waren nach dem Aussehen aus den Fächern und brachte sie zur Kasse, welche die jeweiligen Preise anzeigten. So lernte Martha überraschend schnell die englischen Zahlen. Daneben war ein Fleischerladen, in welchem zwei Wolgadeutsche Fleischer beschäftigt waren. Diese merkten, daß Martha Deutsche war und sprachen sie in Deutsch an.

Marianne wurde in die Grundschule unseres Wohngebietes eingeschult und lernte spielend englisch. Sie war ein sehr aufgeschlossenes Kind und freundete sich schnell mit einer ihrer Lehrerinnen an. Diese Freundschaft hat bis jetzt noch Bestand.

Wir lebten nun in den USA und konnten uns frei bewegen. Dazu war ein Auto absolute Notwendigkeit. Fabrikneue Wagen waren für uns zu teuer, deshalb suchte ich an den Wochenenden nach einem passenden Gebrauchtwagen. Schließlich fand ich einen des Typs Studebaker, dessen Tachostand 117.500 km gewesen, aber von dem Händler auf 17.500 km zurückgedreht worden war. Mein Freund Jack Trasher, der sehr viel von Autos verstand, sagte mir, ich solle den viel zu hohen Ölverbrauch beim Händler reklamieren. Die Reklamation blieb ohne Erfolg. Als der Rechtsanwalt der Solar Aircraft von meinem Mißgeschick erfuhr, schaltete er sich unaufgefordert in diese Sache ein und verschaffte mir einen Preisnachlaß und neue Kolbenringe, die der Händler einbauen ließ. Danach erwies sich das Auto als zuverlässig. Meine Frau und ich wurden bald nach Fort Bliss zitiert, um unsere Einwanderungspapiere zu unterschreiben und vereidigt zu werden. Wir setzten uns mit unserer Tochter ins Auto und fuhren los. Um 10.00 Uhr morgens erreichten wir die am Colorado River gelegene Grenzstadt Yuma. Weil es schon 39 Grad Celsius im Schatten war, kaufte ich einen Eisblock, den meine Frau in ihrem vorsorglich mitgenommenen größten Kochtopf legte und zwischen uns stellte. Damit war die Kühlanlage fertig. Es wurde schrecklich heiß und meine Frau litt sichtlich und kühlte sich Arme und Stirn mit dem eiskalten Tauwasser. Während sie knallrot anlief, gefiel es unserer Tochter sehr gut. Ich tröstete Martha und versprach ihr, in Tucson ein Motel zu finden, das einen Swimming Pool hatte, um erst in der Nacht weiterzufahren. Wir fanden auch gleich ein Motel mit Klimaanlage und Pool, wo wir uns rasch erholten. Um Mitternacht fuhren wir weiter Richtung El Paso.

Durch Arizona zurück – Exkursionen durch Kalifornien

Nachdem unsere Formalitäten in Texas erledigt waren, fuhren wir auf der Rückfahrt nach San Diego zu den bekanntesten Sehenswürdigkeiten im Südwesten des Landes. Da waren der Grand Canyon, der Sunset Crater und der Meteor Crater in der Nähe von Flagstaff in Arizona, ferner die Painted Desert, sowie der Petrified Forest. Den Meteor Crater erreichten wir ohne große Mühe in der Halbwüste. Vom Sonnenuntergangskrater war nichts zu sehen. Ein einziges Hinweisschild, das wir endlich an der Landstraße fanden, brachte uns schließlich ans Ziel: Einen großen schwarzen Bergkegel. Hier stießen wir auf einen Park Ranger, der uns erzählte, daß dieser Krater vor ungefähr 100 Jahren das letztmal ausgebrochen, daß er aber keinesfalls tot sei, sondern nur schlafe.

Alle drei bestiegen wir den schwarzen Vulkankegel, dessen Boden aus Geröll und Asche bestand. Die 20 Minuten-Hinweistafel bis zum Gipfelpunkt erwies sich als irrig. Wir benötigten eine Stunde. Vom Gipfel konnten wir in den tiefen Krater blicken, in dem zu unserem Erstaunen, hohe Bäume standen. Der Abstieg gestaltete sich noch schwieriger als der Aufstieg. Immer wieder rutschte die Asche unter uns weg. Unsere Tochter tat sich sehr schwer. Schließlich zog sie ihre Schuhe aus, setzte sich auf diese und rutschte so den Berg hinunter. Unten angekommen war sie völlig schwarz und mußte von oben bis unten gewaschen werden.

Die Painted Desert sah in der strahlenden Sonne tatsächlich aus, als sei sie mit Pastellfarben gemalt. Dieses riesige Halbwüstengebiet war enorm. Hier fanden wir auch den versteinerten Wald, der sicherlich vor Jahrmillionen entstanden sein mußte. Die gestürzten Bäume lagen über ein weites Gebiet verstreut und waren unverkennbar, auch wenn ihr Holz jetzt aus bunten Kristallen zu bestehen schien, die sich darauf abgesetzt und sie versteinert hatten. Auch hier, wie üblich in den US Parks, gab es einen Park Ranger, der einen mit Rat und Tat zur Seite stand.

Zurück in San Diego motivierte ich meine Frau, ebenfalls den Führerschein zu machen, was sie auch tadellos absolvierte. Er war also nicht – wie dies früher in den USA möglich war – in der nächsten Drogerie gekauft worden. Wir beschlossen nun weitere Erkundungsreisen durch Kalifornien zu unternehmen. Dafür rüstete ich den Hintersitz und den Kofferraum des Studebaker um, indem ich die Trennwand ausbaute und so einen Raum schuf, in dem meine Frau und ich schlafen konnten, während es sich unsere Tochter auf den Vordersitzen bequem machte. Vor den Fenstern brachte Martha aufrollbare Gardinen an und das Wohnmobil war fertig. Dabei war noch Platz für Lebensmittel, Küchensachen und Bettzeug vorhanden.

Zuerst fuhren wir zum Sequoia National Park. Wir sahen da die wahren Giganten der Sequoia Bäume. Durch einen von ihnen – der General Sherman hieß – konnte man mit dem Auto durchfahren. In der Kühle des nächsten Morgens richtete meine Frau das Frühstück her. Als unser Honigglas leer war, warf ich es in eine 50 Meter entfernte Mülltonne. Bald hörte ich von dort Geklapper und ging nachsehen. Da sah ich einen kleinen Braunbären, der sich das Glas aus der Tonne geholt hatte und es eifrig ausschleckte.

Vom Yosemite National Park rumpelten wir den Tioga Paß bergab, dessen 3000 Meter wir auf einer einspurigen Straße hinunterfuhren. Diese Straße war so eng, daß derjenige, der von oben kam, rückwärts fahren mußte zu einer Ausweichstelle, um den von unten kommenden vorbeifahren zu lassen. Auf der Ostseite des Parks erreichten wir die Landstraße 395, wo der Mono Lake lag. Weiter nach Süden machten wir einen Abstecher zum Devils Postpile Monument. Auf dem Weg dorthin, über eine holprige Seitenstraße, stand ein Warnschild: „Schwere Trailer dürfen ab hier nicht weiterfahren“. Wir hatten einen Personenwagen, also fuhren wir weiter. Dies sollten wir bald bereuen. Die Fahrbahn war durch Regengüsse aufgeweicht, so daß man nur über Geröllbrocken fuhr. Die Kurven waren so eng und gefährlich, daß meine Frau ausstieg, um uns durch Zeichen anzuzeigen wie wir um die Kurven zu fahren hatten. Schließlich kamen wir doch wohlbehalten eine Stunde vor der Dämmerung im Tal an. Das Monument das wir schließlich erreichten, war höchst eindrucksvoll: Ein riesiger Basaltberg ragte weit über die Baumwipfel hinaus. Die Basaltkristalle seiner Oberfläche standen ganz regelmäßig dicht beieinander, ihr sechseckiger Querschnitt hatte eine Seitenlänge von 20 bis 30 Zentimetern. Der Anblick war einfach überwältigend und entschädigte uns für die Schwierigkeit der Herfahrt. Nun aber folgte die Rückfahrt, die überraschend gut vonstatten ging, obwohl es schon dunkel war. Am nächsten Tag erreichte wir San Diego. Es war eine unvergeßliche Ferienfahrt, die uns unsere neue Heimat Amerika näherbrachte.

Mit der Familie zurück nach Fort Bliss

Als ich im November 1947 Major Hamill meinen nächsten Bericht erstattete, eröffnete er mir, daß ich sofort mit meiner Familie nach Fort Bliss zurückkommen müsse. Alle Reisegenehmigungen für die Peenemünder Gruppe seien gestrichen worden. Anscheinend hatten gewisse Interessengruppen in Washington sich beschwert, daß uns die Regierung zu viele Freiheiten gewähre. Immerhin waren wir noch nicht US-Staatsbürger.

Alle unsere neugewonnenen Freunde und meine Kollegen von der Solar

Aircraft in San Diego bedauerten es sehr, daß wir die Stadt verlassen mußten.

Da wir der Ansicht waren, daß dies nur ein kurzes Zwischenspiel sei, gaben wir unsere Wohnung in der Vultee Straße nicht auf, nahmen aber die dringend benötigten Haushaltsgeräte mit nach Fort Bliss. Wir gaben den Wohnungsschlüssel an eine liebenswürdige Nachbarin, damit diese gelegentlich kontrollieren konnte.

Fort Bliss – San Diego – Fort Bliss – Huntsville, Alabama

Das Auto mit allen möglichen Haushaltsgeräten vollgestopft, kamen wir in Fort Bliss an, wo wir glücklicherweise sofort in eine für uns vorbereitete Wohnung einziehen konnten. Diesmal war sie gut ausgestattet und verfügte über eine praktische Küche mit anschließendem Eßraum, ein schönes Badezimmer, ein großes Wohnzimmer und zwei Schlafzimmer. Das Mobiliar wurde wie üblich aus Armeebeständen gestellt. Die Wintertemperatur in Fort Bliss war angenehm. Für den Sommer sorgte ich vor. Ich baute mir eine Kühlanlage, indem ich einen großen Ventilator, den ich in eines der nicht sehr benötigten Fenster stellte, und davor von außen ein dickes Geflecht aus Glaswolle festzurte. Durch die Glaswolle wurde ein leichter Wasserstrom geleitet. Der Ventilator sog nun die Außenluft durch die wassergetränkte Glaswolle und brachte sie kühl, und vor allem nicht so pulvertrocken wie üblich, in die Wohnung.

Die weiteren Dienstreisen nach San Diego gestalteten sich manchmal sehr skurril, weil nach wie vor für uns Ingenieure ein GI als Begleiter vorgesehen war. Einer von ihnen war Sergeant Kato, ein Zivilist aus Japan, der während des Pazifik-Krieges in den USA ins Konzentrationslager eingesperrt worden war. Später wurde er US-Soldat. Kato war ein prächtiger Begleiter, der sich niemals groß aufspielte, sondern mir alle Freiheiten ließ.

Ganz anders beispielsweise ein 18-jähriger GI, der mir so auf der Pelle hing, daß es schon peinlich wurde. Selbst zur Toilette ging er mit. Zu allem Überfluß wollte er bei Nacht mit in meinem Bett schlafen. Das habe ich ihm aber sofort und für alle Zeit ausgetrieben! Dienstreisen führte ich nunmehr mit dem Flugzeug durch. Da die Flugverbindungen aller Maschinen der MATS (Military Air Transport Service) nicht eben komfortabel, manchmal sogar eine Katastrophe waren – vielstündige Verspätungen wegen unvorhergesehener Aus- und Wiedereinladeaktionen, vor allem die völlig ungeheizten und ohne richtige Sitze fliegenden Maschinen, hatte ich die Idee, es einmal mit dem Greyhound-Bus – ein Über-

landbus – zu versuchen. Da Major Hamill einverstanden war, wurde dies schließlich die bequemste Reiseart.

Auf einer der Reisen nach San Diego hatte ich meinen Chemikerkollegen in Fort Bliss versprochen, von einer groben Handskizze für einen Apparat am Ramjet eine schöne Zeichnung zu machen. Es handelte sich um einen Apparat, mit dem in Fort Bliss die hypergolen Treibstoffe für den Ramjet getestet wurden. Hypergole Treibstoffe benötigten keine Zündvorrichtung, sondern entzündeten sich, sobald sie miteinander in Kontakt gerieten.

Um bei den Probeläufen winzige Mengen Treibstoffe kontrollieren zu können, hatten meine Kollegen mir ein medizinisches Einspritzutensil mitgegeben. Die Solar Aircraft Company baute dann den Apparat nach der in San Diego gefertigten Zeichnung, weigerten sich aber diese Spritze zu kaufen. Der Oberkontraktor den ich daraufhin aufsuchte, also den Chefingenieur der General Electric Company, der gerade in San Diego war, lehnte den Kauf glatt ab. Mit dem Betriebsingenieur der Solar Aircraft fuhr ich zu einem Vertriebshaus für medizinische Geräte, kaufte diese geeignete Spritze für fünf Dollar und bezahlte mit eigenem Geld. Amerikanische Ansichten über eine wissenschaftlich und wirtschaftlich entscheidende Sache.

Erst Ende 1948 wurden die strengen Überwachungsmaßnahmen aufgehoben und ich konnte mit meiner Familie wieder nach San Diego zurückfahren. Ebenso konnten alle meine Kollegen wieder normal in den USA von einer der Firmen zur anderen reisen. Mit der Katze unserer Tochter, die wir in einem Kissenbezug mitnahmen, weil sie aus einer Transport-Bananenkiste mehrfach entkommen konnte, fuhren wir los. Ich hatte den Studebaker mit neuen Reifen versehen und war sicher, alles glänzend meistern zu können. Es gab noch keine Autobahnen, aber die Landstraßen waren gut ausgebaut. Allerdings fiel uns auf, daß in allen Orten hinter Tucson, Arizona, kein einziges Motelschild Vacancy (Leer) zeigte. Alle waren besetzt, was sehr außergewöhnlich war. In den Bergen von Kalifornien war ein wüster Blizzard niedergegangen und hatte die Pässe mit einer meterhohen Schneedecke unpassierbar gemacht. Alles was unterwegs war, um durch diese Pässe zu fahren, mußte nun notgedrungen warten.

Wir fuhren aus Mangel an einer Unterkunft weiter. Es war nun 3.00 Uhr morgens geworden. An der Brücke über dem Colorado River, der hier die Grenze zwischen Arizona und Kalifornien bildete, wurden wir angehalten. Obst und Gemüse mußte abgeliefert werden, um das Einschleppen von Schädlingen zu unterbinden. Der Inspektor war äußerst mißtrauisch und wollte, daß wir alle Sachen, die wir für unsere Wohnung mitgenommen hatten, auspackten. Bei den verkeilten Möbeln gelang dies trotz seiner Hilfe nicht. Bei dieser Arbeit fand er den Kopfkissenbezug mit unserer darin nächtigen Katze, und bemerkte, wir hätten wohl einen

Ziegenbock bei uns. Denn der Geruch im Auto war bestimmt nicht der beste. Großmütig ließ er uns weiterfahren, als wir ihm diesen Umzugs-transport und unsere Misere mit dem Motelzimmer erklärten. Um 5.00 Uhr in El Centro angekommen, fanden wir noch eine Ruhestätte im Gesindezimmer eines Hotels, mit einem französischen Bett, das wir drei uns teilen mußten.

Nach dem Frühstück erfuhren wir, daß das Fahren durch den 1500 Meter hohen Paß ohne Schneeketten verboten sei. Leider hatte keine Tankstelle mehr Schneeketten. „Ausverkauft“ war das schmerzende Wort. In einer Werkstatt ließ ich Schneeketten anfertigen. Dies zwang uns dazu, noch eine Nacht in El Centro zuzubringen. Glücklicherweise fanden wir ein Zimmer in einem brandneuen Motel. Als wir ins Gebirge hineinfuhren fanden wir nur einige Teilstrecken mit Schnee. Nach Überwindung des Passes gab es keinen mehr. In der Ebene begann es fürchterlich zu regnen. In strömendem Regen kamen wir in San Diego an. Es war trotz der durchlittenen Widrigkeiten ein grandioses Gefühl, endlich wieder in San Diego zu sein. Unsere Nachbarn begrüßten uns herzlich. Wir waren endlich zu Hause. Als ich telefonisch bei der Dienststelle in Fort Bliss anrief und mein Eintreffen in San Diego meldete, sagte man mir, wir seien einen Tag zu spät angekommen, so daß ich die Schwierigkeiten unserer Reise erklären mußte.

Die Monate in San Diego wurden für uns zu einem einmaligen Erlebnis. Viel zu früh mußten wir Ende des Jahres 1949 unser schönes San Diego verlassen, als mir bei meinem Aufenthalt in Fort Bliss von Major Hamill gesagt wurde, daß unser ganzes Büro, einschließlich des Teams von Braun und bis zum letzten GI, in den Staat Alabama übersiedeln werde. Wir mußten also zunächst wieder nach Fort Bliss zurück. Um noch mehr von Amerika kennenzulernen, wollten wir durch uns unbekannte Gegenden des Westens fahren.

Von Los Angeles durch das Tal des Todes

Wir rüsteten unser Auto wieder einmal zum Darinübernachten um und verstaute die notwendigen Camper-Utensilien. An einem frühen Morgen verließen wir San Diego auf der malerischen Küstenstraße nach Los Angeles und fuhren am berühmten Signal Hill entlang, auf dem Öl-Bohrturm an Öl-Bohrturm stand. Als wir in Los Angeles auf den Figueroa Boulevard einbogen und uns in eine der vierspurigen Blechlawinen einfädelten, gelang es uns, mit den anderen 30 Meilen pro Stunde fahrend, eine grüne Ampel nach der anderen zu passieren, ohne einmal stehenbleiben zu müssen. Dann bogen wir in den La Brea Boulevard ein, um die La Brea tar pits (Teerlöcher) anzusehen. Hier quoll zwar kein Teer aus

dem Boden, sondern Asphalt. In dem kleinen Museum daneben wurde uns mehr über die 40.000 Jahre alten Teerlöcher berichtet. Aus den Teerlöchern hatte man eine Vielzahl vorgeschichtlicher Tiere ans Tageslicht gebracht. So auch Säbelzahn tiger, die darin umgekommen waren. Dies alles lag beinahe mitten in Los Angeles.

Auf Mount Griffith stand ein bekanntes Zeiß-Planetarium mit einem guten Teleskop. Daneben befand sich ein interessantes Himmelskörper-Museum, in dem beispielsweise jene Sternkonstellation gezeigt wurde, die zur Zeit von Christi Geburt bestanden haben soll. Es war phantastisch, die vielen Modelle der Himmelskörper zu sehen. Das nächste Ziel war das Death Valley. Bei dem Ort Lone Pine blieben wir bis zur Zeit des Sonnenunterganges, denn wir wollten nur nachts durch das Tal des Todes fahren, da die Tagestemperaturen weit über 40 Grad Celsius steigen können. Das Gebirge, das dieses Tal umschließt, ist bis zu 3.100 Meter hoch, während das Tal selber bei und bis 85 Meter unter Normalnull lag. Über den Towne Paß in 1.500 Meter ging es bei sehr steilem Gefälle ins Tal hinunter. Ich schaltete in den niedrigsten Gang und mußte dennoch mehrfach bremsen.

Als sich die Straße plötzlich bedeutend erweiterte, sahen wir in der Mitte ein Pult stehen, auf dem ein Buch lag. Ich hielt, schlug das Buch auf und erfuhr, daß hier jeder Autofahrer seine Ankunftszeit und die weitere Fahrtroute aufschreiben mußte, damit die Park Rangers notwendig werdende Rettungsmaßnahmen ergreifen konnten, wenn man überfällig war. Durch die Talsohle fahrend, ging es auf der anderen Seite wieder bergauf. Auf der Kiesfahrbahn schwamm unser Studebaker wie ein Kahn auf bewegter See. In einem luftgekühlten Motel in Las Vegas ließen wir uns auf die Betten fallen und schliefen sofort ein. Am nächsten Tag gingen wir in ein Spielkasino. Meine Frau blieb bei Marianne draußen, weil sie noch keinen Zutritt hatte. Ich verspielte fünf Dollar und das war es denn auch. Danach ging meine Frau hinein. Sie gewann 10 Dollar, womit wir um fünf Dollar reicher in Richtung Phoenix weiterfahren. Unterwegs kamen wir am gewaltigen Boulder-Staudamm vorbei, einem wahren Meisterwerk des Hoch- und Tiefbaus, mit dem der Colorado River aufgestaut wurde.

Es ging weiter, manchmal auf Kiesstraßen, weit und breit keine Ortschaften in Sicht. Erst um Mitternacht fanden wir ein Motel. Ich schlief sofort ein, wurde aber nach etwa einer Stunde geweckt. Martha hatte eine Wanze entdeckt. Für sie und Marianne gab es kein Halten. Sie zogen in unser Auto um. Womit ich das große Bett für mich allein hatte und tief und gut schlief, ohne daß mich auch nur eine Wanze gebissen hätte.

Huntsville – Redstone Arsenal

Als wir nach einer sagenhaften Tour endlich in Fort Bliss eintrafen, erfuhr ich, daß Major Hamill den Leutnant Gerald Ledford mit den Vorbereitungen zum Umzug beauftragt hatte. Der junge Offizier war erfreulich motiviert, hochintelligent und entscheidungsfreudig. Ihm zur Seite stand der von Wernher von Braun dazu abgestellte Architekt Hannes Lührsen aus Peenemünde. Dieser kannte sich mit Bürogebäuden, Werkstätten, Laboratorien und Prüfständen aus. Diese Entscheidung, ihn dem Lt. Ledford beizugeben war umso wichtiger, als in dem Städtchen Huntsville in Alabama neben dem Kriegs-Arsenal noch das Redstone Arsenal lag. Alle waren mit Kriegsende stillgelegt worden. Die dort gelagerten chemischen Kampfstoffe und Brandbomben wurden nicht mehr gebraucht. Die beiden Arsenale waren auf einer Fläche von zusammen 40.000 acres, das sind über 16.000 Hektar, gebaut worden und bildeten demzufolge eine gewaltige Anlage.

Leutnant Ledford zuteilt, fand ich in seinem Büro ganze Stapel Zeichnungen vor, welche die Gebäude der beiden Arsenale darstellten. Sie befanden sich in einem unbeschreiblichen Durcheinander. Um einen ersten Überblick zu haben und jene Gebäude herausuchen zu können, die für die Raketenentwicklung brauchbar erschienen, waren zwei Ingenieure aus Peenemünde mir bei dieser Sichtung behilflich. Der eine, Robert Paetz, war Elektroingenieur. Walter Burose wiederum war Ingenieur und Hydraulik-Spezialist.

Die meisten Gebäude waren chemische Anlagen und enthielten noch Giftstoffe in Mengen. Damit schieden sie für die Raketenentwicklung aus. Es blieb jedoch noch eine ganze Anzahl übrig, die so große Grundflächen hatten, daß sie geeignet waren für den Werkzeugmaschinenbetrieb, für die Blechbearbeitung und die Raketenmontage. Mit Hannes Lührsen gemeinsam besprachen wir die Möglichkeiten der Umwandlung der Gebäude und Lührsen kam zu dem Entschluß, daß wir zunächst nach Huntsville reisen und uns das Huntsville Arsenal ebenso wie das Redstone-Arsenal ansehen müßten, um die Anlagen kennenzulernen. Unsere Dienstreise dorthin wurde genehmigt. In Lührsens Auto fuhren wir nach Alabama, wo wir von der dortigen Baubehörde der US-Army, dem Corps of Engineers, welches das zu besichtigende Areal beaufsichtigte, freundlich empfangen wurden. Der Chef dort, ein Oberst der Army, der auch die Befehlsgewalt über einige weitere hier eingerichtete Behörden ausübte, war ebenso hilfsbereit.

Alle waren gespannt, denn unsere Ankunft signalisierte nach Jahren des Dornröschenschlafes einen Neubeginn in Huntsville. Ein Angestellter der Baubehörde, Louis Grabenstedter, half uns in besonderer Weise und machte uns darüber hinaus mit dem Vorsitzenden der Handelskammer der

Stadt Huntsville bekannt. Dieser wiederum schloß uns mit einem Häusermakler kurz, damit wir auch Wohnmöglichkeiten eruieren konnten. Außerdem wurde uns ein Angestellter der Handelskammer beigegeben, der uns in seinem Auto über eine kurvenreiche Straße zum Berg Monte Sano brachte, der sich ostwärts Huntsville erhebt. Auf dem flachen Gipfel standen einige verlassene Häuser. Ansonsten waren der ganze Berghang und die Hochebene unbebaut. Von dem Angestellten erfuhren wir, daß hier 36 acres – ca. 14,6 Hektar – zum Verkauf stünden. Er empfahl uns, wegen des günstigen Preises so schnell wie möglich zuzugreifen. Der Monte Sano – Gesundheits Berg –, so erklärte er uns wissensreich und im Plauderton, war vorher als Kurort bekannt gewesen. An der abgebrannten Hotelruine erkannten wir, daß es stattliche Ausmaße gehabt hatte.

Von der Nordseite des Berges, aus Huntsville, führte eine Schmalspurbahn zum Monte Sano hinauf. Dieses Hotel sollte Mitte der Zwanzigerjahre wiedererstehen, verbunden mit einer Anzahl Ferienhäuser. Die Planungsarbeiten waren bis zu den Ausschachtungen gediehen, als 1929 die berüchtigte Depression einsetzte und dem Vorhaben ein jähes Ende bereitete. Der Monte Sano blieb so liegen, wie wir ihn 20 Jahre später vorfanden.

Wir begutachteten das Gelände weiter, sahen daß eine Straße, der Panorama Drive, darauf verlief und daß hier nur noch eine Straße ausgebaut werden brauchte. Danach würden wir eine gute Verbindung haben zum Monte Sano Boulevard, der über den Berg zur Stadt führte.

Am nächsten Tage besichtigten wir die vorgesehenen Gebäude der beiden Arsenale. Vollgestopft mit Informationen fuhren wir nach Fort Bliss zurück. Das Huntsville Kriegs-Arsenal wurde aufgegeben, denn die Gebäude des Redstone Arsenal waren für die geplante Raketen-Produktion besser geeignet.

Unterwegs machten wir einen Umweg über die Südstaaten Mississippi und Louisiana nach New Orleans. In New Orleans wurde gerade der Mardi Gras Karneval gefeiert. Wir sahen uns die Paraden an, aßen in einem der typisch französischen Lokale zu Abend und schlenderten anschließend über die Bourbon Street. Von hier aus fuhren wir in Richtung Texas weiter und hielten bei dem berühmten Fort Alamo an, in dem die verteidigenden Amerikaner der Übermacht der Mexikaner erlagen und Mann für Mann den Tod fanden.

In Fort Bliss angekommen, erstatteten wir Meldung und bereiteten uns auf den Umzug nach Huntsville vor. Als Vorhut wurden Lt. Ledford, Lühsen, Paetz, Burose und ich mit ihren Familien bestimmt. Hinzu kamen sechs weitere Ingenieure. Der Ingenieur Voss mit seiner Familie und ich mit den meinen fuhren zusammen. Während der Rastzeiten und bei den Nachtstops lernten wir uns näher kennen und ich erzählte ihm von der sensationellen Gelegenheit am Monte Sano. Später schlossen wir uns

während der nächsten Schritte zum Erwerb des Grundstückes zusammen. Zunächst zogen wir in Huntsville in ein neues Miethaus ein, das einen großen Parkplatz im Karree einschloß. Alles war bestmöglich ausgestattet, das ganze Haus wurde zentralbeheizt. Was uns allerdings fehlte, waren Betten, die wir als Eigentum der Army in Fort Bliss hatten zurücklassen müssen. Wir fuhren in die Stadt und bestellten drei Betten, die uns noch am selben Tage geliefert wurden. Am nächsten Tag kamen unsere Möbel aus Fort Bliss an, und so waren wir fürs erste gut eingerichtet.

Im Redstone Arsenal

Hier sorgte Herr Grabenstedter dafür, daß wir Arbeitsräume, Schreibtische und Zeichenbretter erhielten, sodaß wir mit unserer Aufgabe beginnen konnten. Die meisten von uns wurden im Gebäude der Baubehörde untergebracht, einige in nahegelegenen anderen Häusern. Ich konzentrierte mich auf die Modifikation eines Gebäudes mit großer Grundfläche, um es für die Aufstellung der Werkzeugmaschinen für die Raketenentwicklung brauchbar zu machen. Hier erhielt ich erneut Kontakt mit Herrn Sergeant von der General Electric Company. Er erschien mir jetzt bedeutend zugänglicher und aufgeschlossener als damals bei der Solar Aircraft Company. Ähnliche große Neuanlagen hatte ich bereits in Kummersdorf und besonders bei der Planung und Errichtung des Versuchswerkes in Peenemünde gebaut und konnte auf die dort gemachten Erfahrungen zurückgreifen.

Die US-Army hatte ein riesiges Lager an Werkzeugmaschinen, die aus Betriebsstilllegungen am Ende des Krieges stammten. Alles war katalogisiert, sodaß es einfach war, die benötigten Maschinen auszusuchen. Neben der Umwandlung dieses Werkzeugmaschinengebäudes kümmerte ich mich um ein weiteres Gebäude, das in ein Ventilelabor umgestaltet werden sollte. Meine Kollegen Paetz und Burose fertigten die Detailzeichnungen für den elektrischen Betrieb, für die Versorgung mit Wasser und die Entsorgung der Abwässer an. Es fiel uns auf, daß letztere einfach in ein sogenanntes dry well (Trocken Quelle) geleitet wurden, das mit Steinen gefüllt war und dort versickerten. Dies mußte kanalisiert werden, um Gefahren vorzubeugen. Ingenieur Louis Grabenstedter sicherte dies zu.

Hannes Lührsen sah die Zukunft von Redstone und Huntsville als zukünftige Entwicklungsstätte für Großraketen, gewissermaßen als Fortsetzung von Peenemünde und plante dementsprechend. Neben den technischen Anlagen entwarf er auch den Entwicklungsplan für die Stadt Huntsville.

Als Siedlungsbauer am Monte Sano

Ich dachte beinahe unablässig an die 36 acres am Monte Sano. Als ich im Rathaus keine Pläne davon fand, wurde ich an die Firma G.W. Jones & Sons verwiesen, die dieses Areal betreute. Der Seniorchef holte bereitwillig den Plan aus seinem Panzerschrank und lieh ihn mir. Ich ließ eine Fotokopie anfertigen und hatte nun eine Unterlage in der Hand, mit der ich etwas anfangen konnte.

Vom Eigentümer des Landes wurde signalisiert, daß er verkaufen wolle. Als ich ihn besuchte, zeigte er mir seine Besitzurkunde. Auf ein großes Blatt zeichnete ich die 36 acres mit allen Bezugspunkten und den Längen- und Breitenangaben. Mit einem Bindfaden von 100 Fuß Länge (das Stahlbandmaß war mir zu teuer) gingen Voss und ich daran, das Gelände abzuschreiten. Ein günstiger Geländemeßpunkt wurde als Bezugspunkt gewählt, von dem aus wir durch das hohe Gras liefen, Dornenhecken durchbrachen und entlang dem Panorama Drive die Verbindungslinien zogen.

Bei dieser Arbeit wurde ich einmal von einer eineinhalb Meter langen Schlange aufgeschreckt. Als ich einen schweren Steinbrocken aufhob, flitzte sie unheimlich rasch in eine Deckung. Ich erfuhr, daß ich es mit einer ungiftigen black racer – dem schwarzen Renner – zu tun gehabt hatte. Schlimmer waren zeckenartige Tierchen, die uns aus dem Gras heraus ansprangen, sich in unsere Haut bohrten und einen unheimlichen Juckreiz hervorriefen. Dies waren die berüchtigten kleinen „Chiggers“ wurde ich belehrt.

Als weitere Ingenieure nach Huntsville kamen, befand sich unter ihnen auch der Ingenieur Osthoff, der so stark an diesem Gebiet interessiert war, daß er sofort mit dem Besitzer in Kaufverhandlungen trat. Das Gebiet mußte dazu noch genau vermessen werden. Es war die Firma G.W. Jones & Sons, die einen Trupp Studenten herschickte, die das Gebiet mittels eines Theodoliten vermaßen. Allerdings stellten Voss und ich – nachher nachmessend – fest, daß die Abweichungen nicht akzeptabel waren. Wir fanden heraus, daß die Studenten einen falschen Pfahl als Bezugspunkt angepeilt hatten, wodurch sich das vermessene Gebiet um etwa 10 Meter verschob. Osthoff ließ den Chefvermesser kommen, dem wir bewiesen, daß die Studenten einen Fehler gemacht hatten. Zwar sorgte er für die Berichtigung, aber unser Vertrauen in diese lasche Vermessungsart war erschüttert. Als endlich die Vermessung korrekt war, teilten wir das gesamte Gebiet in 15 Parzellen auf. Da die meisten Interessenten noch in Fort Bliss wohnten, formte meine Frau aus Knetmasse ein Modell des gesamten Geländes, einschließlich des Baumbewuchses, Straßen und der Parzellengrößen. Das Modell wurde nach Fort Bliss geschickt und die Interessenten konnten sich danach ihr Grundstück aussuchen.

Als endlich der Kauf abgeschlossen war, konnte mit dem Straßenbau begonnen werden. Osthoff verhandelte mit dem zuständigen Landrat, der sich bereiterklärte, die Straße ohne Kosten für uns bauen zu lassen. Als ich eines Sonntags am späten Nachmittag von unserem Grundstück nach Huntsville zurückfuhr, um den Abend mit meiner Familie zu verbringen, geriet ich in einen schweren Gewittersturm. Ein Lastwagen mit Anhänger kam mir gerade entgegen, als mein Wagen zu rutschen begann und auf den Anhänger zuschlitterte. Ich drehte das Steuerrad nach rechts, kam von der Straße ab und rollte mit dem Auto längsseits einen Abhang hinunter. Auf dem Dach liegend kam das Auto zum Stehen, ich kurbelte ein Fenster auf und kroch anscheinend unverletzt ins Freie. Die Bewohner eines nahegelegenen Hauses bestellten ein Hilfsfahrzeug, das mein Auto abschleppte. Ich machte kein Aufheben von der Sache, hatte aber am nächsten Morgen solche Rückenschmerzen, daß ich zum Arzt ging. Die Röntgenaufnahme zeigte eine angebrochene Rippe. Das Auto konnte nicht mehr repariert werden, also war ein neuer Wagen fällig.

Auf dem Wege zum Monte Sano zu unserem Grundstück kamen wir immer an einem kleinen Häuschen vorbei. Es interessierte uns, und wir kauften es mit einer niedrigen Anzahlung und ebenso niedrigen Raten, die meine Frau pünktlich entrichtete. Mit dem Kauf des Häuschens war ein Anteil an der Monte Sano Wasserkompanie verbunden, so daß wir mit Wasser versorgt wurden. Dieses kam aus einem Becken am Abhang des Monte Sano, das von einer Quelle gespeist wurde. Das Wasser wurde in einen Tank hochgepumpt, von wo aus ein Versorgungsnetz zu den Häusern ging.

Raketenpläne

Im Redstone Arsenal gingen die Umbauarbeiten zügig voran. Nach und nach traf die ganze Belegschaft von Fort Bliss hier ein und wurde auf die vorhandenen Gebäude verteilt. Major Hamill plante ein Guided Missile Center, ein Lenkwaffenzentrum, so zu bauen, daß einerseits Raketen-Neuentwicklungen durchgeführt, andererseits das Zentrum mit der Industrie verbunden sein sollte, um die Beschaffung der Komponenten zu sichern. Als Fachmann mit Industrieerfahrung wurde ich aus von Brauns Team herausgelöst und erhielt von Hamill die Aufgabe, die industrielle Beschaffungsphase zu planen. Er stellte mir einen Herrn Liljengren zur Seite. Mein unmittelbarer Chef wurde Lt. Ledford. Mit Liljengren ließ sich gut arbeiten. Wir zogen in ein leerstehendes Gebäude auf dem Squirrel Hill (Eichhörnchenhügel) und begannen mit unserer Arbeit. Major Hamill bezog dort ebenfalls sein Büro. Er war es, der mit Washington zu verhandeln hatte. Eine Zeitlang ging es hin und her, bis

Major Hamill nach Washington zurückversetzt wurde und in Zukunft ein General das Redstone Arsenal zur Raketenentwicklung leiten würde. Für die industrielle Seite wurde ein Oberst Beech avisiert. Während der General ins Hauptverwaltungsgebäude des Arsenal einzog, nahm der Oberst mit uns in einem leeren Lagerhaus Quartier.

Bevor diese beiden führenden Persönlichkeiten eintrafen, hatte ich einen Plan auf eine große Wandtafel skizziert und die zukünftige Abteilung für industrielle Beschaffung aufgelistet. Dieser Plan wurde viel diskutiert, aber die mir zugeteilten Leute waren nie mit einer großen Aufgabe betraut gewesen. Dementsprechend zerredeten sie meinen Plan. In Bezug auf die Raketenentwicklung und die dazu notwendige Produktion hatten sie keine Ahnung. Leutnant Ledford wurde mir eine große Hilfe. Er verfügte über ein enormes Wissen über US-Vorschriften und Dienstanweisungen. Sein Vorschriftenraum war vom Boden bis unter die Decke mit Vorschriften gestapelt. Mit absoluter Zielsicherheit schoß er jeweils auf das Regal zu, in dem eine der gesuchten Vorschriften lagerte.

Gemessen an ihm war Oberst Beech, der die neue National-Procurement Division – eine nationale Beschaffungsstelle – für Raketen und Lenkwaffen im Redstone Arsenal einrichten und leiten sollte, nicht mit der Aufgabe vertraut. Daher ernannte er mich zum Stellvertreter des Chefs der neuen Division. Dem neuen Amt wurde eine Qualitätskontroll-Abteilung unterstellt. Mr. Liljengren empfahl dafür Mr. Farrow, der in Washington in der Qualitätskontrolle für Munition tätig war. Er wurde als Chef dieser neuen Abteilung ins Redstone Arsenal versetzt.

Zwei Entwicklungswerke für Festtreibstoffe (Pulvertreibstoffe), die Firmen Rohm & Haas sowie Thiokol richteten sich in dem freigemachten Gebäude ein. Am Platz sitzend, an dem sie gebraucht wurden, konnten sie umgehend auf Wünsche des Arsenal reagieren. Sie hatten beispielsweise den Auftrag, zwei Artillerieraketen zu entwickeln. Während die Douglas Aircraft Company die Flugabwehr-Rakete „Nike“ baute, hatte die US-Navy ebenfalls eine Flugabwehr-Rakete entwickelt: Die „Stinger“. Darüber hinaus hatte das US-Waffenamt einen Auftrag zur Entwicklung einer ballistisch gelenkten Rakete für die Armee, an das Jet Propulsion Laboratorium gegeben. Es war die „Corporal“. Später wurde von der JPL eine Lenkrakete des gleichen Typs mit höherer Leistung gebaut: die „Sergeant“.

Alle Aufträge waren vom Pentagon in Washington D.C. erteilt worden. Dies war ein solches Durch- und Nebeneinander, daß man schon von einem Irrgarten sprechen konnte. Nachdem das Redstone Arsenal als National Procurement Division ins Leben gerufen worden war, wurden alle genannten und andere Aufträge dieser Art vom Pentagon zu uns nach

Redstone Arsenal transferiert. Womit wir völlig überfordert waren. Nur langsam konnten alle benötigten Fachkräfte eingestellt werden, um diese Flut an Aufträgen zu bewältigen.

Ein Chaos zeichnete sich ab, weil das bestehende Aktensystem nach dem Dezimalverfahren arbeitete, das beispielsweise für Raketen nur eine Nummernbezeichnung vorsah. Suchexpeditionen waren damit vorprogrammiert. Ich versuchte mit Nachdruck das alpha-numerische System einzuführen. Das Denken in Nummern war jedoch, von der US-Autoindustrie her, so tief verwurzelt, daß es größte Anstrengungen kostete, mein neues System einzuführen. Mein Vorgesetzter Oberst Beech war völlig überfordert. Ich schlug ihm daher vor, mich von meinem Posten als seinen Vertreter abzulösen und mich als seinen technischen Berater zu ernennen. Schließlich rang er sich zu diesem Vorschlag durch.

Als technischer Berater konzentrierte ich mich nunmehr ausschließlich auf die technischen Belange. Das Management verharrte im Chaos. Bezüglich Oberst Beech erlebte ich Jahre später eine böse Überraschung. Ich war Direktor des Pershing Waffensystems und hatte Anspruch auf einige zusätzliche Millionen, die im Projekt ausgewiesen waren. Ich fuhr ins Pentagon, um diesen Betrag locker zu machen. Der Vorgesetzte von Beech gab diesem den Auftrag, die Millionen zu finden, die anscheinend im Pentagon verschütt gegangen waren. Beech fand sie nicht. Ein anderer Offizier war erfolgreicher. Beech wurde bald darauf abgelöst und durch Colonel Thayer ersetzt. Dieser brachte eine ungeheure Erfahrung aus dem Amt für Beschaffungswesen der US-Army mit und setzte sich voll dafür ein, daß unsere Probleme gelöst wurden.

Das uns übergeordnete Büro im Pentagon wurde von Oberst Petrolino geleitet. Es war vom Ort des Geschehens zu weit entfernt und zu isoliert, um bei auftretenden Schwierigkeiten schnell genug handeln zu können. Petrolino erkannte dies bald und delegierte zwei Oberstleutnants zu uns. Dazu schickte er mir seinen persönlichen Vertreter Will Lewis, der Zivilist war. Der andere, Stanley Smolensky, war ein vorzüglicher Ingenieur und hervorragender Manager. Er wurde Vertreter von Colonel Thayer. Will Lewis wurde Thayers Assistent. Damit verfügten wir über ein schlagkräftiges Team.

Der neuernannte Kommandierende General des Redstone Arsenal sah eine gewaltige Umerziehungsarbeit im Denken, vor allem bei den Angestellten, und ordnete deren Teilnahme an Schulungskursen an. Ich selbst wurde zu einem Top Management Kurs geschickt, konnte aber nicht viel dazu lernen, da ich die Themen schon in Deutschland praktisch durchexerziert hatte.

Im Redstone Arsenal wurde in den folgenden Wochen die Zielgenauigkeit der „Nike“ simuliert. Es gelang mir in vielen Gesprächen mit der Douglas Aircraft und den einander widerstrebenden Büros in

einem letzten Gespräch im Redstone Arsenal eine Vereinbarung zu erzielen, die alle bisherigen Reibungspunkte beseitigte und eine bessere Kommunikation erreichte.

Die Zunahme der Raketen- und Lenkwaffenprojekte führte schließlich zur Ablösung des in Redstone residierenden Generals und der Einsetzung des Vaters der US-Raketenidee, General Holger Toftoy, aus dem Pentagon zum kommandierenden General des Redstone Arsenal. Von den Amerikanern „Mr. Missile“ genannt, war der General einer der größten Förderer des Raketen- und Lenkwaffenbaues. Er hatte 1945 Wernher von Brauns Raketen-Team in die USA bringen lassen. Nun kontrollierte er, wie dieses Team die Redstone-Rakete entwickelte und baute. Nach wie vor leitete der General darüber hinaus die Industrial Division im US-Ordnance Corps im Pentagon. Er veranlaßte die Zusammenlegung der verschiedenen Gruppen in die neue Industrial-Ingenieur-Abteilung. Damit war eine Einheit entstanden, die über die Beschaffungsaufgaben hinaus alle anderen, einschließlich der industriellen Qualitätskontrolle, unter einem Dach vereinigte.

Colonel Thayer trat in den Ruhestand. Mein neuer Chef wurde Colonel DeQuire. Dessen erste Weisung an mich lautete, die bisherige Ingenieurabteilung, die unter fremder Leitung stand, für ihre neuen Aufgaben umzuorganisieren und in unsere Industrial Division einzufügen. Inzwischen hatte General Toftoy auch den Dipl. Ing. Robert Lusser von der Marine nach Redstone gelotst. Lusser war als Konstrukteur des V 1-Flugbombensystems bekannt. Er veranstaltete als erstes Informationskurse, um die Belegschaft mit seinen Anforderungen vertraut zu machen. Seine Devise lautete: „Ein Entwurfsingenieur von Lenkwaffensystemen muß seine Forderungen so hoch schrauben, daß beim Bau dieser Systeme die Sicherheit bereits eingebaut ist. Durch Qualitätskontrollen kann nichts mehr eingebaut, sondern Fehler und Mängel nur noch sichtbar gemacht werden.“ Dies war für die unter völlig anderen Gesichtspunkten an die Sache herangehenden Entwicklungsingenieure ein revolutionierender Grundsatz und wurde deshalb bekämpft. Ich unterstützte Lusser, weil ich von der Richtigkeit seiner Thesen überzeugt war.

Raketensysteme und ihr Schicksal

Das Stinger-System der US-Navy war zur Flugabwehr auf Schiffen vorgesehen und entwickelt worden. Auch die US-Army stieg in dieses Projekt ein und vergab einen Entwicklungsauftrag für die Nike-Rakete an die Firestone Tire & Rubber Company. Bei der Erprobung dieses Systems, das nicht von Lusser entworfen worden war, kam es zu einer Ummenge an Fehlschüssen. Es schien an den black boxes zu liegen, jenen elektronischen Elementen, die in schwarz angestrichenen Kästen unter-

gebracht wurden. Diese Elemente schienen von den Stinger-Entwurfsingenieuren auf festen Tischen entwickelt und erprobt worden zu sein. Dies mochte für den Ruhebetrieb genügen, aber unter der Flugbelastung hielten sie nicht stand.

Nunmehr wurden die black boxes auf Schütteltischen kontrolliert. Aufgrund einer falschen Weitergabe der Umstände ordnete General Medaris im Pentagon an, daß die black boxes nicht geschüttelt werden dürften. Auch Lusser war gegen diese Versuche, weil sie bei seinen Objekten nicht notwendig waren. Als die Weisung des Generals nach Redstone kam, sagte ich Will Lewis, der sie mitgebracht hatte, daß sie nicht durchgeführt werden dürfe. Anstelle der alten elektronischen Elemente sollten jene nach den Entwürfen des in aller Welt anerkannten Fachmannes Lusser gebaut werden, die den Problemen der Flugbelastung standhalten würden. Solche Elemente wurden von einigen Firmen bereits hergestellt und nach deren Einbau funktionierten die Nike-Abschüsse.

Nach meinen Erfahrungen waren alle US-Lenkwaffensysteme von Versagerraten begleitet, die geradezu überwältigend hoch waren. Ich schlug vor, nur bei jenen Firmen zu ordern, die sich als besser erwiesen hatten als andere. Ein Mitglied meines Einkaufsrates lehnte diese bessere Einkaufsquelle glatt ab, weil er eine billigere ins Spiel bringen wollte, die allerdings die üblichen Serien an Versagern aufzuweisen hatte. Es schien mir, als würde ich durch eine dicke Masse Klebstoff, die jeden meiner weiteren Schritte verhinderte, festgehalten.

Zurück zum Wernher-von-Braun-Team

Anfang 1956 verbreitete sich in Redstone Arsenal wie ein Lauffeuer das Gerücht, daß der Chef der Industrial Division der US-Army im Pentagon, General John B. Medaris, direkt ins Redstone Arsenal versetzt würde, um dort die Army Ballistic Missile Agency (ABMA) – Die US-Armee Lenkwaffen-Agentur – aufzubauen und für die Armee Lenkwaffen herzustellen.

In der Research und Development Division des Redstone Arsenal war Wernher von Braun bereits mit seinem Team dabei, die Redstone-Lenkwaaffe zu entwickeln. Wernher hatte hierbei aufgrund seiner Erfahrungen mit der V 2 gute Fortschritte gemacht. Nach der Vergabe von Studienaufträgen an ihn war schon 1951 der Auftrag zur Entwicklung der Redstone-Rakete von der General Electric Company zum Redstone Arsenal, und damit dem von Braun-Team, übertragen worden. Zwar war die Redstone nicht mehr als die zweite Generation der V 2, aber es gab die zusätzliche Forderung, daß nicht die gesamte Rakete, sondern nur

deren Gefechtskopf im Zielgebiet einschlagen sollte. Er mußte also von der Rakete abgelöst werden, nachdem diese ausgebrannt war.

Dies bedeutete, daß die Rakete nicht mehr den Wiedereintritt in die Erdatmosphäre überleben mußte. Damit brauchte sie keine stählerne Außenhülle, sondern die Aluminium-Treibstofftanks wurden Außenhülle der Redstone-Rakete. Harry S. Truman, der amtierende US-Präsident, hatte den Präsidenten von General Motors, Charles Wilson – Auto-Charley genannt – zum Verteidigungsminister ernannt. Dieser berief seinen früheren Chef der Chrysler-Auto Company zum Direktor der Lenk Waffen ins Verteidigungsministerium. Beide Herren und einige andere Experten, so auch Colonel Toftoy, als neuer Chef der Raketenbranche im Waffenamt, kamen Anfang 1951 zum Redstone Arsenal, um sich über den Stand der Entwicklung der Redstone-Rakete zu informieren. Nach ihrer Rückkehr nach Washington D.C. wurde ein Redstone-Raketen-Flugprogramm im Redstone Arsenal genehmigt. Die Chrysler Auto Company erhielt 1953 den Auftrag, das Wernher-von-Braun-Team in der Herstellung der Redstone zu unterstützen.

Inzwischen war das US-Army Air Corps von der Armee getrennt worden und wurde der Kern der neuen US-Luftwaffe. Diese neue US Air Force erteilte den Auftrag für die Entwicklung von Intercontinental Ballistic Missiles (ICBM). Dies sollten Raketen mit einer Reichweite von den USA bis nach Rußland werden. Auftragnehmer wurde die Consolidated Vultee Aircraft Company (Convair). Diese neue Lenkwaffe erhielt die Bezeichnung „Atlas“. Soviel zur Raketen-Vorgeschichte. Nun zu meinem Wechsel zu Wernher von Brauns Team.

Im Sommer 1956 schlug von Braun mit seinem Team die Entwicklung einer Rakete mit einer Reichweite von 1.500 Meilen (2.400 km) und einer Sprengladung von 2.500 Pfund (etwa 1.130 kg), vor. Diese Rakete erhielt die Bezeichnung „Jupiter“.

Zur gleichen Zeit entwickelte die Air Force eine fast identische Rakete mit der Bezeichnung „Thor“. Als es zwischen den beiden Kontrahenten, der Army und der Air Force, zu Auseinandersetzungen um die Priorität kam, entschied Verteidigungsminister Wilson, daß beide Systeme entwickelt werden sollten. Die US-Navy entsandte einige Spezialisten zum Redstone Arsenal, um dort mit dem Wernher-von-Braun-Team den Abschluß der „Jupiter“ von Deck eines Schiffes zu beraten. Diese Entwicklung der „Jupiter“ zur Navy- und Armyverwendung war eine besondere Herausforderung, zu deren Bewältigung General John B. Medaris zum Redstone Arsenal entsandt wurde, um dort die Army Ballistic Missile Agency ins Leben zu rufen und zu leiten. Der Kern war Wernher von Brauns Team. Die Mittelzuteilung wurde rasch für die ABMA aufgestockt. Das Team erhielt Millionen von Dollars. General

Medaris erstickte jeden Anflug von Amtsschimmel im Keime. Als er einmal einen Offizier damit beauftragte, ein Holzgebäude von einem bestimmten Platz zu einem anderen zu transportieren und dort aufzustellen, antwortete dieser, daß man dafür einige Tage brauche. Die Antwort des Generals lautete: „Nein, Buster! Nicht ein paar Tage, sondern heute!“ Der Offizier schaffte diese Aufgabe, denn wenn General Medaris jemanden mit Buster – Freundchen – anredete, war es mit der Freundschaft aus und ein Rausschmiß stattdessen zu erwarten.

Um diese Zeit, im Sommer 1956, besuchte mich mein Freund Ludwig Roth, der unter von Braun technischer Direktor war. Er war ein ausgezeichnete Erfinder und schon bei der V 2-Arbeit mit weitergehenden Verbesserungsvorschlägen hervorgetreten. Ebenso für die Flugabwehr rakete ‘Wasserfall’. Roth eröffnete mir, daß er seine Stellung aufgeben und in die US-Industrie gehen werde. Unter Wernher von Braun und dessen Stellvertreter Eberhard Rees fühle er sich zu sehr eingeengt, um sich seinen Fähigkeiten entsprechend entfalten zu können. Er schlug mir vor, ich solle an seiner Stelle zu Wernher von Braun und zu dessen Team zurückkehren und seine Position als Technischer Direktor der Redstone Rakete übernehmen. Zwar lehnte ich ab, aber bald sprach mich Eberhard Rees an, der auf dem Monte Sano unser Hausnachbar war und bestätigte, daß mein Freund mich als seinen Nachfolger vorgeschlagen hatte. Rees erklärte mir, daß er selber die Aufsicht über die inzwischen entstehenden Laboratorien im Redstone Arsenal führte, während Ludwig Roth die Aufsicht über die Industriefirmen übernommen hätte, die an der Redstone-Rakete arbeiteten. Er selber habe nach der Hereinnahme der Jupiter-Rakete für die Navy und US-Army keine Zeit mehr, um die Entwicklung der Redstone-Rakete weiter voranzutreiben.

„Sie, lieber Rudolph, wären dann der dritte Mann im von Braun Team und würden den Titel Technischer Direktor tragen.“ Ich sagte immer noch nicht zu. Daraufhin bat mich Wernher von Braun zu sich und wiederholte im Wesentlichen das, was Rees mir gesagt hatte. Ich antwortete ihm: „Wernher, wenn Du Raumschiffe baust, komme ich gern zu dir zurück, um daran mitzuwirken.“

Braun versuchte, mir die Arbeit bei der ABMA in den schillerndsten Farben vorzustellen. Ich entschloß mich schließlich zu Wernher von Braun zurückzukehren. Dieses Gespräch fand im März 1956 statt. Wenige Tage darauf zog ich in Ludwig Roths Büro ein. Um mich genau zu informieren, zeichnete ich einen Plan über den bestehenden Entwicklungsstand der Redstone-Rakete, nannte die bestehenden Engpässe und den Beitrag der Chrysler Company. Als Wernher von Braun mich General Medaris vorstellte, nahm ich diesen Plan mit. Wernher begann in seiner üblichen Art mindestens fünf neue Ideen zu entwickeln und vorzutragen. Medaris hörte geduldig eine Weile zu, um dann zu unterbrechen und zu sagen, daß es besser sei, sich auf die anstehenden

Tagesprobleme zu konzentrieren. Damit war ich an der Reihe und zeigte Medaris meinen Plan über den Zustand des Redstone Programms. Er war einverstanden und befahl, daß ich ihm in den üblichen Intervallen Bericht erstatten möge.

Zunächst machte ich die Runde mit Ludwig Roth zu den Herstellern der verschiedenen Komponenten. Von einem der Mitarbeiter Chryslers erfuhr ich, daß „im Durchschnitt alle 23,5 Sekunden eine Konstruktionsänderung“ eintreffe, wodurch der Raketenbau unnötig gehemmt werde. Dies mußte als erstes unter Kontrolle gebracht werden. Mir war nach dieser Informationsreise klar, daß die Redstone-Rakete noch tief in der Entwicklungsphase steckte.

Ein Jahr später, als ich zur selben Firma nach Detroit flog, und nach der Fertigstellung einer bestimmten Rakete fragte, die längst hätte fertig sein müssen, wurde mir eröffnet, daß noch ein Teil fehle. Keiner der Chrysler-Leute konnte mir das Teil nennen. Ich regte an, das Teilelager zu befragen. Nach einer Stunde erschien ein Angestellter des Teilelagers und verkündete, das nicht vorhandene Teil sei ein Stück Kernseife. Ich war so erbost, daß ich den betreffenden Herren eine tüchtige Abreibung verpaßte. Daß eine Rakete wegen eines Stückes Kernseife nicht fertiggestellt werden konnte, war der absolute negative Höhepunkt in der pannenreichen Geschichte der US-Raketenarbeit. Diese Lektion von mir wirkte wahre Wunder.

Eine dritte Einführungsreise führte Roth und mich nach Kalifornien zur Rocketdyne Division der North American Aviation Company. Bei Sam Hoffman, dem Präsidenten von Rocketdyne, wurden wir gut aufgenommen. Gemeinsam fuhren wir in die Santa Susanna Test-Area, um eine Vorführung des Redstone-Raketenmotors zu sehen. Der Test klappte vorzüglich. Einige weitere Tests mit Flüssigkeitsraketenmotoren waren ebenso erfolgreich.

Die Jupiter A und C

Als Ludwig Roth Abschied genommen hatte, stand ich also an der Spitze des Redstone-Projekts. Nach einigen Differenzen mit neu hinzugekommenen Militärs ging die Arbeit gut voran. Die Redstone-Lenkwanne war eine sehr anpassungsfähige Rakete und wurde deshalb auch in Testflügen als „Prüfbett“ zur Lösung von Problemen eingesetzt, die bei der Jupiter aufgetreten waren. Sie fungierte dabei unter der Bezeichnung Jupiter A.

Durch das Hinzufügen von Feststoffraketen flog die Redstone-Feststoff-Kombination bis zu einer Höhe von 1.100 km und über 5000 km

weit. Dies war ein Leistungsrekord, der erst von der Entwicklung der Intercontinental-Ballistic-Missiles (ICBM) übertroffen wurde. Gleichzeitig damit war der Beweis erbracht worden, daß der aus langsam abschmelzendem keramischen Material bestehende Gefechtskopf unangetastet blieb. Unserem Team war ein gewaltiger Durchbruch gelungen. Unter der Bezeichnung Jupiter C wurde – wieder mit oberen Feststoff-Raketen-Stufen – das Einschießen des ersten künstlichen US-Satelliten Explorer in eine Erdumlaufbahn getätigt.

Meine Aufgabe war es zunächst, die Redstone-Rakete als Träger für einen Gefechtskopf zu standardisieren. Die Fachleute der Entwicklungslaboratorien wurden zu einer Reihe von Instruktionen und Hinweisen eingeladen. Dabei fand ich heraus, daß verschiedene elektrische Netze zur Anwendung kamen, die durch Flickarbeit im Konstruktionsbüro zusammengefügt wurden, was viel Zeit verbrauchte. Beispielsweise gab es ein Operationsnetz, ein Entwicklungsmeßnetz und andere die entwirrt und standardisiert werden mußten. Wobei das Entwicklungs-Meßnetz erhalten bleiben mußte. Die geführten Diskussionen schufen ein gutes gegenseitiges Verständnis und Einvernehmen zwischen den ehemaligen Peenemündern und ihren amerikanischen Kollegen.

Der Gefechtskopf der Jupiter C sollte im echten Einsatz eine Atombombe tragen. Dies zog strikte Geheimhaltungsforderungen nach sich. Meine Unterweisungen mit beteiligten Ingenieuren, bei denen wichtige Details auf Wandkarten geschrieben, fotografiert und zusammengetragen wurden, gab ich an alle beteiligten Firmen und Gruppen und Teams weiter. Bald war dieses Werk unter der Bezeichnung „Rudolphs-Redstone-Bibel“ bekannt.

Die Weiterentwicklung der Jupiter-Rakete ging zügig voran. Im November 1956 aber wurden wir alle wie vom Schlag getroffen, als Minister Wilson in seiner neuen „Roles and Mission Directive“ befahl, daß die US-Army von nun an nur noch militärische Raketen mit einer Reichweite von 200 Meilen (320 km) entwickeln dürfe. Jede Waffe mit größerer Reichweite sei unter die Verantwortung der Luftwaffe oder der Navy gestellt. Die US-Army, besonders die Offiziere der ABMA, protestierte scharf.

Die Marine zog sich aus dem Jupiter-Programm zurück und begann mit der Konstruktion von Feststoff-Raketen, die von Unterseebooten abgeschossen werden konnten. Damit war die Zeit der Polaris-Raketen in der Navy angebrochen.

Wir aber gingen daran, die Pershing-Raketen zu entwickeln, die nicht durch Flüssigkeitstreibstoffe, sondern durch Festtreibstoffe angetrieben

werden sollten. Der Entwicklungsauftrag für das Pershing-System wurde vom Ordnance Department dem ABMA im Redstone Arsenal übergeben.

Die Pershing I und II

General Medaris ernannte mich zum Projektdirektor dieses neuen Systems. Demzufolge übergab ich alle meine Redstone-Unterlagen an einen sehr fähigen Ingenieur meines Stabes, der neben seiner Tätigkeit als System-Ingenieur bei mir als Professor an der Auburn-Universität in Alabama lehrte. Die Pershing sollte eine Waffe werden nach dem Prinzip „Shoot and Scoot“ – Schieß und gehe weg. Was bedeutete, daß sie rasch in Stellung gehen, schnell schießen und sofort wieder Stellungswechsel machen sollte.

Für die Tests in den Prüfständen und für Probeflüge sahen wir 144 Raketen vor. Das Gesamt-Entwicklungsprogramm wurde auf 525 Millionen Dollar geschätzt. General Medaris stimmte zu, genehmigte aber nur 500 Millionen Dollar. Dies sollte Folgen haben.

In der nächsten Sitzung der Development Operations-Division trug ich Wernher von Braun und seinen Labordirektoren das Programm vor. Von Braun war sehr ungeduldig und schnitt mir das Wort ab. Glücklicherweise war Dr. Ing. Kurt Debus, Direktor des Schießlabors, sehr von dem Vortrag eingenommen und wies darauf hin, daß das von mir vorgetragene Entwicklungsprogramm sehr viel Sinn habe und von den Laboratorien unterstützt werden müsse, auch wenn dies eine weitere Belastung neben der Weiterentwicklung der Jupiter sei. Von Braun folgte meinen Vorschlägen.

Nach wie vor hatte das Jupiter-Programm erste Priorität in der ABMA, mir sollte von jeder Abteilung dennoch ein Ingenieur zur Verfügung gestellt werden. Unter meinem neuen Pershing-Team waren die Herren Finzel, Jones, Grafton, Burns, Connor, Moody, Weber, der Ingenieur Hermann Kroeger sowie Dipl. Ing. Helmut Horn. Das war eine gute Mischung aus ehemaligen Peenemündern und US-Kollegen. Als ich den beteiligten Firmenvertretern mein Schema entwickelte, nach welchem sie arbeiten sollten, wurden die Gesichter länger und länger. Denn nicht wie bisher würden die Firmen weiten Spielraum erhalten und ihre Vorstellungen nach eigenem Ermessen entwickeln können. Jede der beteiligten Firmen würde ganz spezielle, genau vorgegebene Aufträge erhalten.

Es ging vor allem um die Entwicklung der stabilen Plattform zur Steuerung der Pershing-Lenkwanne, die von einer Abteilung der Firma

Minneapolis-Honeywell in Florida gebaut werden sollte. Die gerade erst eingerichtete Firma erweckte meine Zweifel. Von Dr. Ing. Walter Häussermann, dem erfahrensten Fachmann in der Entwicklung, Fabrikation und Prüfung von stabilisierenden Plattformen, erfragte ich seine Meinung, ob ich ein Angebot dieser Firma zu diesen Plattformen einholen sollte, weil deren Angebot so verlockend sei. Er riet mir davon ab, weil dann eine starke Verzögerung eintreten werde. Es sei notwendig, dazu eine Firma mit größter Erfahrung und bestausgestatteten Laboratorien und Werkstätten auszuwählen. Dazu empfahl er die Firma Bendix in New Jersey.

Der Hauptkontraktor, die Martin-Orlando Company, bestand jedoch zunächst wochenlang auf der Wahl von Minneapolis-Honeywell. Endlich entschied General Barclay, ich sollte nach Bendix fahren und mir selber ein Bild von der durch Dr. Häussermann empfohlene Firma machen, um dann meine Entscheidung zu treffen. Mit einigen Experten fuhr ich nach New Jersey. Der Einblick in dieses Unternehmen war überwältigend. Erstklassige Labors und Experten zur Herstellung von Präzisionsinstrumenten, dazu die feinsten Präzisionswerkzeugmaschinen aus Deutschland standen der Firma Bendix zur Verfügung. Das war unsere Firma! Ihr mußte der Auftrag zur Entwicklung und Lieferung der stabilen Plattform erteilt werden. Meine Begleiter, alles gestandene Fachleute, schlossen sich ohne wenn und aber meiner Überzeugung an.

Noch aufklaffende Lücken beim Hauptkontraktor und Bedenken der Zweifler wurden mit dem Ziel einer reibungslosen Zusammenarbeit ausgeräumt. Alle Stellen reagierten schließlich positiv. Nun konnte „nichts mehr durch die Ritzen fallen“. Eine gewaltige Arbeitsleistung begann. Es folgten die Versuchsschüsse der Rakete mit der ersten und zweiten Triebwerksstufe und dem Absprengmechanismus des Gefechtskopfes. Die Festtreibstoffmotoren wurden auf verschiedenen Testständen geprüft. Dazu begab ich mich für den Brennversuch zum Teststand und war mit dem, was ich sah, hoch zufrieden. Vorausgegangen waren Zuverlässigkeits-Programme und nachgeahmte Start- und Flugbedingungen mit Beschleunigungs-, Vibrations- und Temperaturversuchen im Laboratorium. Diese Qualitäts- und Zuverlässigkeitskontrollen kosteten Millionen Dollars, die sich durch die bedeutend geringere Anzahl an Testraketen voll bezahlt machte. Noch heute denke ich mit größter Hochachtung an Jewel Moody, meinen Zuverlässigkeits-Experten, zurück. Zwar hatte es auch Streit wegen der erhöhten Geldanforderungen – die jährlich neu beantragt werden mußten – gegeben. Es gelang uns Sid Stark von der Martin Company, der die Geldzuteilung bestätigen mußte, davon zu überzeugen, daß die bedeutend geringere Zahl an Testraketen dieses Manko voll aufwiegen würden.

Einziges Problem war die Entwicklung und der Bau des Transporter-Aufrichters und Abschußturms der Rakete, mit deren Entwicklung die Firma Tapco von der Martin Company beauftragt worden war. Dieser sollte nun der Auftrag genommen werden. Man wollte dies nebenbei auch tun, um das von der Stilllegung betroffene Watertown Arsenal zu retten, das dann den Auftrag durchführen würde. Ich war dagegen, weil ich weitere Verzögerungen ahnte. Von der Pflicht, das Watertown Arsenal auf Kosten der Fertigstellung der Pershing zu retten, hielt ich als Projekt-Direktor der Pershing nichts. Ich hatte keine Rettungsaktion zu führen, sondern die Pershing zu bauen. Bei der Tapco überzeugten wir uns, daß wir auf dem rechten Wege waren und diese Firma enttäuschte uns nicht.

31. Januar 1958 – Der Geburtstag der US-Weltraumfahrt

Am 4. Oktober 1957 erhielt ich gegen Abend einen Anruf von Willi Mrazek, der mir in größter Aufregung erzählte, daß die Russen einen künstlichen Satelliten in eine Erdumlaufbahn geschossen hätten, dieser trage den Namen „Sputnik“.

An diesem Tag war der neue Verteidigungsminister Neil McElroy bei der Army Ballistic Missile Agency eingetroffen, um sich über die Raketenentwicklung berichten zu lassen. Mit ihm kamen eine Reihe seiner Untergebenen, die alle vom Start dieses Sputnik gehört hatten. Sie wollten wissen, wann die USA nachziehen könne.

Während der Konferenz des Verteidigungsministers und seiner Begleitung am anderen Morgen mit Wernher von Braun, an der auch ich teilnahm, erläuterte Wernher seinen Plan für einen US-Satelliten mit großer Überzeugungskraft. Er erklärte, auf die Frage, wann dieser ins All geschossen werden könne: „In 60 Tagen!“ General Medaris dämpfte die hochgeschraubten Erwartungen mit seinem Einwurf, daß es doch wohl 90 Tage dauern werde. Ich fand später heraus, daß Brauns Zusage nicht aus der hohlen Hand gemacht worden war, sondern daß er bereits 1954 ein solches Projekt vorgeschlagen hatte. Zu dieser Zeit war ich nicht in seinem Team, wußte also nichts davon.

Ein kleiner Satellit sollte mit einer der bereits genannten Jupiter C-Raketen ins All geschossen werden. Damit wollte von Braun bereits 1954 der Verwirklichung seines Traumes von einem Flug zum Mars wenigstens einen kleinen Schritt näherkommen. Aus mehreren Gründen war damals aus diesem Vorhaben nichts geworden. Einer der Hauptablehnungsgründe war: „Der erste Satellit darf nicht von Wernher von Braun ins Orbit gebracht werden. Es muß ein Amerikaner sein, der diesen Auftrag erfüllt.“ Womit die USA nur zweiter Sieger wurden. Ein Komitee wähl-

te dazu den Vanguard-Vorschlag der Navy aus. Dieses Projekt war bis zu jenem 4. Oktober 1958 nicht in Gang gekommen und würde wahrscheinlich erst am Sankt Nimmerleinstag fertig werden.

So wurde mit dem russischen Satellitenstart die Weltraumfahrt eingeleitet. Dieses Ereignis wurde zum Signal für die US-Führung, das Vanguard-System fallen zu lassen und Wernher von Braun einzuschalten. Allerdings war Verteidigungsminister McElroy noch nicht einverstanden. Erst als die Sowjets mit Sputnik 2 den zweiten Paukenschlag mit dem Hund Laika durchführten, der in einer 1.120 Pfund-Raumkapsel ins All geschossen wurde, wurde Wernher von Brauns Plan durch das US-Verteidigungsministerium genehmigt.

Ende Januar 1958 stand die Jupiter C-Rakete in Cape Canaveral auf der Abschußplattform startbereit. Der Satellit Explorer 1 war inzwischen durch Dr. William Pickering vom Jet Propulsion Laboratorium in Kalifornien entwickelt worden. Der Satellit sollte wissenschaftliche Instrumente an Bord haben, um seinen Wert im Internationalen Geophysikalischen Jahr unter Beweis zu stellen. Der Radiationsphysiker Dr. James van Allen stellte dazu ein Gerät zur Messung von Höhenstrahlen zur Verfügung. Mit ihm bewies er die Existenz eines nach ihm benannten und bisher unbekanntem Radiationsgürtels, der die Erde mit Radiumstrahlen umgibt.

Am 31. Januar 1958 hatten sich im Blockhaus neben der Startplattform in Cape Canaveral General Medaris, Dr. Kurt Debus, Dr. Hans Grüne, Dr. Walter Häussermann, Dr. Ernst Stuhlinger, die ich alle kannte, und Dr. Jack Froelich vom Jet Propulsion Laboratorium versammelt. Dr. von Braun, Dr. Pickering und Dr. van Allen saßen im Kommunikationszentrum in Washington, um sofort nach dem Start von Explorer I für die News-Medien zur Verfügung zu stehen. Dr. Kurt Debus gab das Startkommando. Die Rakete hob sich zuverlässig wie immer in den Nachthimmel empor. Dr. Stuhlinger sollte die oberen aus Festtreibstoffen bestehenden Raketen zünden, wozu ihm Radar- und Radiosignale zur Verfügung standen. Im richtigen Moment drückte er das Zündsignal und brachte den Satelliten in die Erdumlaufbahn. Seitdem hieß er der „Mann mit dem goldenen Finger“. Das Wernher-von-Braun-Team hatte seinen Traum wahrgemacht. Sie waren im Orbit! Der höchste zivile Chef der US-Army, Wilbur Brucker, gratulierte General Medaris, Wernher von Braun und seinem Team. In Huntsville brach ungeheurer Jubel aus. Die kleine Stadt sah sich plötzlich als Mittelpunkt der Weltkarte. Auf dem Marktplatz wurde laut und lange gefeiert.

Präsident Eisenhower lud von Braun, Pickering und von Allen zum Abendessen ins Weiße Haus ein. Radio- und Fernsehgesellschaften wur-

den auf dem Weg zu Wernher von Braun an meinem Büro vorbeigeschleppt. Professor Wernher von Braun, Vater der Weltraumfahrt, erschien erstmals im vollen Rampenlicht. Mit diesem Start war sein Ruf als Raumfahrtpionier etabliert. Als Redner wurde er nun von allen möglichen Organisationen sehr begehrt.

Die Pläne zur Raumfahrt

General Medaris und Dr. von Braun arbeiteten nunmehr unermüdlich daran, die US-Raumfahrtspläne voranzutreiben. Neue Pläne über eine Rakete, die 700.000 kg Schubleistung entwickelte, wurden vorgeschlagen. Das neue Advanced Research Project Agency (ARPA), dem Amt für fortschrittliche Forschungsprojekte, wurde aufgrund einer Empfehlung von Wilbur Brucker, dem höchsten Zivilchef der Army, eingerichtet. Nachdem Wernher von Braun und der Direktor dieses neuen Amtes, Roy Johnson, dort vorgetragen hatten, erfolgte die Genehmigung. Aber dieses Projekt ging zunächst in dem Wirrwarr Washington unter. Während von Braun nunmehr das Jupiter-Projekt leitete, war ich nach wie vor mit dem Pershing-Projekt befaßt. Über dieses Projekt sagte Wernher später auf einer großen Konferenz: „Ich habe noch kein Raketenvorhaben gesehen, das so glatt und ohne Krisen gelaufen ist wie das Pershing-Projekt“. Dies war natürlich Musik in meinen Ohren. Im Frühjahr 1958 wandte sich Präsident Eisenhower an den Congress und ersuchte ihn, ein Civiles Raumfahrt-Forschungsamt einzurichten. Dies war der Anstoß zur National Aeronautics and Space Administration, NASA. Grundstock dafür wurde das bisherige National Advisory Committee for Aeronautics (NACA), mit seiner gesamten Belegschaft, allen Gebäuden und Einrichtungen.

Nun wurde auch das Projekt der Trägerrakete mit 700.000 kg Schubkraft in Washington aus der Schublade hervorgekramt. Die bereits bestehenden Konstruktionen wurden benutzt. Darunter einige aus dem Redstone- und Jupiter-Projekt. Die acht Redstone Raketennmotoren lieferten den geforderten Schub von 700.000 kg. Im Januar 1958 erhielt Wernher von Braun aus der Hand von Präsident Eisenhower die Distinguished Federal Service Medal (Medaille für hervorragenden Zivildienst). Am 23. Februar 1959 erhielten drei seiner alten Mitstreiter aus Peenemünde im Kampf um die Raumfahrt den Ehrendoktorgrad der technischen Wissenschaften des Rollins College in Florida. Es waren dies Eberhard Rees, Fritz Müller und ich.

Als es wenig später darum ging, eine Geldmittelnachforderung für die Pershing-Fertigung in Höhe von 25 Millionen Dollar genehmigt zu erhalten, sollte ich den Zorn von General Medaris zu spüren bekommen. Ich

wurde in sein Büro bestellt. Dort sah ich mich etwa zehn Offizieren gegenüber. Nachdem General Medaris eingetroffen war, fragte mich dieser ohne Umschweife, woher dieses Loch im Budget gekommen sei. Ich antwortete, daß von meinem Kostenvoranschlag von 525 Millionen zu Beginn meiner Arbeit 25 Millionen herausgeschnitten worden seien und daß genau diese nun fehlten. „Wer hat diese Dummheit begangen?“, fragte Medaris zurück. „Sie, Herr General“, erwiderte ich. Schlagartig war mir sofort klar, daß ich einen gewaltigen Fehler gemacht hatte, vor allen Offizieren mit der Tür ins Haus zu fallen. General Medaris kochte vor Zorn. Colonel Paul, der mir gegenüber saß, wechselte die Hautfarbe wie ein Chamäleon und war ein reales Spiegelbild meiner augenblicklichen Situation. Ich hatte mich bis zum Hals in die Sch... gesetzt. Medaris begann zu schimpfen und schoß sich dabei auf das Jupiter- Projekt ein. Da es schien, als meine er mich, bemerkte ich, daß ich nicht der Programmdirektor des Jupiter-Projektes sei. Das versetzte ihn noch mehr in Rage. Ich erwartete jeden Augenblick er würde mich Buster nennen, was aber nicht passierte. Als er endlich einmal Luft holte sagte ich: „General, das Pershing-Projekt ist bisher erfolgreich verlaufen, ohne jede Krisensituation, wie bei anderen Projekten üblich. Dies nur deshalb, weil ich von Ihnen gelernt habe, wie man ein solches Großvorhaben managed. Aber vor Budget-Problemen ist niemand gefeit.“

Ich schien damit den rechten Ton getroffen zu haben, denn schlagartig verflog die Wut des Generals und Oberst Paul gewann seine normale Gesichtsfarbe zurück. Medaris fragte mich am Schluß sogar, wo ich seine Hilfe benötigte. Als ich um zwei Planstellen für die Kostenvoranschlags-Abteilung bat, befahl er seinem Stabschef, mir diese sofort zu schicken. Die Katastrophe war noch einmal abgewendet.

Das 25-Millionen-Dollar-Problem jedoch war nach wie vor ungelöst. Es kam zu einem Treffen mit Offizieren des Pentagon und meinen Kollegen. Das Ziel war, Einsparungsmöglichkeiten zu finden. Um dies konsequent tun zu können, wurde auch Sid Stark von der Martin Company hinzugezogen. Großbauteil um Großbauteil wurde unter die Lupe genommen. Der Tag verging und die folgende Nacht ebenfalls. Schließlich mußte ich von den vorgesehenen Flugprobungsraketen eine ganze Reihe streichen. Dennoch blieb immer noch ein Loch von 5 Millionen Dollar übrig. Um 8.00 Uhr ging ich zu General Barclay um Bericht zu erstatten. Die beiden Offiziere des Pentagons und auch General Barclay akzeptierten das, was ich vortrug.

Nach wie vor konzentrierte ich mich neben dem Pershing-Projekt noch auf die Redstone-Rakete und war also Mitglied des Wernher-von-Braun-Teams als Technischer Direktor für die Redstone-Rakete und Projektdirektor für das Pershing-System. Diese beiden Raketen wurden bei den

wöchentlichen Lagebesprechungen nie diskutiert. Schwerpunkt dieser Besprechungen waren jetzt die Jupiter-Rakete und ihre Probleme. Die Entwicklung der Trägerrakete mit 700.000 kg Schubkraft für die ABMA trug inzwischen den neuen Namen „Saturn“.

Als sich Gerüchte verbreiteten, daß unser Team entweder zur Air Force oder zur NASA zugeteilt werden könnte, besprach Eberhard Rees mit mir dieses Problem. Da feststand, daß die Armee durch Befehl des früheren Verteidigungsministers Wilson von der Erforschung des Weltraums ausgeschlossen worden war, schien es nur eine Frage der Zeit, wann unser Team zur Air Force oder zur NASA überführt werden würde. Die NASA war für uns noch eine große Unbekannte, während wir die Air Force als kraftvoll und zielstrebig, darüber hinaus mit reichlichen Geldmitteln versorgt, sahen.

Das George C. Marshall Space Flight Center (MSFC) (Marshall Raumfahrt-Zentrum)

Im Oktober 1959 gab Präsident Eisenhower bekannt, daß die Entwicklungs-Operations-Abteilung von der ABMA zur NASA überwechseln würde. Dort sollte sie in dem Marshall Space Flight Center (MSFC) seine neuen Aufgaben in der zivilen Raumfahrt erfüllen. Damit würden Wernher von Braun und sein Team endlich Raumfahrtaufgaben erhalten. Zwar war ich auch einer jener Träumer, die an diese Möglichkeit glaubten, aber das Schicksal wollte es, daß ich zunächst nicht mit Wernher von Braun zur NASA gehen konnte.

Die Army wehrte sich dagegen und argumentierte, daß ich als Projektdirektor der Pershing-Systeme unentbehrlich sei. Hatte ich nicht Wernher von Braun vor drei Jahren gesagt, daß ich sofort zu ihm zurückkehren würde, wenn er Raumschiffe baue? Wernher und Eberhard Rees informierten mich in der folgenden Zeit über alle Verhandlungen zwischen Army und NASA. Mir wurde klar, daß die Army nicht aufgeben und Wernher gezwungen sein würde, mich zu opfern.

Die Army, und hier besonders General Barclay, trugen mir an, ein Projekt Phönix anzugehen, die ABMA auferstehen zu lassen und ihr eine neue Development Operations Division zu schaffen. Auch Colonel Paul und andere versuchten, mir die Sache schmackhaft zu machen, denn immerhin würde ich die frühere Position Wernher von Brauns einnehmen. Nach Bekanntgabe dieser Nachrichten über das Team von Braun trat General Medaris, Kommandeur des US-Army Ordnance Missile Commands, in den Ruhestand. Als sein Nachfolger wurde US-Army Major General August Schomburg ernannt. Zum Projekt Phönix stellte

ich meine Führungsspitze zusammen. Deputy Direktor wurde Lee James. Technischer Direktor John McDaniel, Direktor für Projekte Will Lewis. Auch die Verwaltungsdienste wurden mit erstklassigen Männern besetzt. Zum neuen Direktor für unser Spitzenobjekt, das Pershing-Raketen-Waffensystem, ernannte ich meinen Assistenten Carl Pinyerd, der während meiner Zeit als Pershing-Projekt-Direktor bereits eine Schlüsselstellung innehatte.

Durch die Übernahme Wernher von Braun zur NASA fiel mir nicht nur das Redstone-Projekt, das ich bisher geleitet hatte, sondern auch das Jupiter-Projekt in den Schoß. Beide wurden von dem aus der ARGMA (Army Rocket and Guided Missile Agency) kommenden Projekt-Direktor Robert Whitley übernommen.

Dieser brachte von dort die Projekte „Corporal“ und „Sergeant“, sowie seinen Stab mit. Von der ARGMA übernahmen wir außerdem noch die Projekte „Honest John“ und „Little John“, beides Feststoffraketen, sowie die Missile A und B, beide Lenkwaffen mit Flüssigtreibstoff. Von der ARGMA kamen schließlich noch eine Reihe Spezialwaffen und kleine Raketen. Diese faßten wir mit den mitgekommenen Sachbearbeitern unter einem Peenemünder Kollegen und Pershing-Mitarbeiter Alfred Finzel als Direktor zusammen. Es galt eine Reihe von Laboratorien für die anstehenden Entwicklungsarbeiten aufzubauen. Und zwar: Für das Steuerungs- und Aeroballistische Laboratorium, für das Antriebssystem und das Laboratorium für Analyse und zukünftige Systeme. Dazu kamen gute Experten, die mit der Aufgabe vertraut waren. Dazu gehörte auch mein Peenemünder Freund Dr. Ing. Gerhard Reisig, der den Aufbau des Forschungslaboratoriums übernahm. Alle konnten in einem neuen Laboratoriumsgebäude einziehen, das ich geplant und entworfen hatte. Damit war im Wesentlichen die Struktur der neuen Research and Development Operations Division etabliert und Phönix konnte aus der Asche emporsteigen. Im Sommer 1960 erhielt ich vom Department of the Army für meine Redstone- und Pershing-Projekte eine Auszeichnung, die von Armeeminister Wilbur M. Brucker unterzeichnet worden war. In der deutschen Übersetzung lautete sie: „Für außergewöhnliche Pflichterfüllung als Projekt-Direktor der Redstone und Pershing-Lenkwaffen. Im Army Ballistic Missile Agency, Redstone Arsenal Alabama, vom 11. Juni 1956 bis zum 15. April 1960. Seine technische Tätigkeit in der Koordination und Direktion des Redstone-Systems resultierte aus seiner militärischen Verfügbarkeit als erstes erfolgreiches großes ballistisches Missile System der Vereinigten Staaten von Amerika, Monate vor dem erwarteten Termin. Kürzliche erfolgreiche Testflüge der Pershing-Raketen bezeugen seine geistreiche Fähigkeit der effektiven Koordination aller Faktoren eines extrem komplexen und höchstverfeinerten Lenkwaffensystems. Sie spiegeln seine großen Kenntnisse und die

Leistungen der Army wieder.“ Das war natürlich ein schöner Tag für mich. General Barclay unterrichtete mich wenig später, daß ich dafür vorgesehen sei, Nationaler Vorsitzender des Space Electronics and Telemetry Symposiums zu werden.

General Barklay verpflichtete mich, an einer Übersee-Dienstreise von Ingenieur-Offizieren aus dem Pentagon teilzunehmen. Stationen dieser Reise waren Frankreich, Italien und Westdeutschland. In Deutschland besuchten wir Bonn und Heidelberg. Hierbei ging es im Wesentlichen um den Verkauf der Pershing-Raketen als Luftabwehr an die genannten Staaten. Als Colonel Paul zum Major General befördert wurde, erfolgte seine Rückversetzung ins Pentagon. General Barclay ging in den Ruhestand und eine ganze Reihe von Offizieren wurden versetzt. Eine bittere Enttäuschung folgte der anderen. Als dann der Nachfolger von General Barclay, General Hurst, eintraf, mußte jeder meiner Mitarbeiter, ich ebenfalls, ihm Vortrag halten. Er verfügte, von keiner Sachkenntnis getrübt, einige Änderungen, die sich – bei ihrer Verwirklichung – verheerend ausgewirkt hätten.

Als ich Protest einlegte und versuchte, ihn von diesen Ideen abzubringen, erreichte ich nichts. Ich stand noch an seinem Schreibtisch und diskutierte, als der General einfach sein Büro verließ. Am folgenden Tag ging General Hurst auf eine Dienstreise nach Europa. General Schomburg, an den dieser Zwist weitergegeben worden war, führte dieses Mißmanagement fort. General Hurst wurde aus Europa zurückgerufen. Er rief mich nach seinem Eintreffen im ABMA an und verkündete, daß er seine Umgestaltungspläne nicht durchführen könne und ich das Forschungs- und Entwicklungsdirektorat, wie von mir geplant, weiterführen solle. Dies war offenbar dem Einfluß von General Barclay, General Medaris und General Schomburg zu verdanken.

Ich beschäftigte mich nunmehr mit dem Sergeant-System, von dessen Eleganz im Entwurf ich stark beeindruckt war. Allerdings waren die Versuchsschüsse Versager. Die ausführende Industriefirma hatte es versäumt, Zuverlässigkeitstests zum Programm durchzuführen. Man hatte die auftretenden technischen Probleme schlicht ignoriert. So ging die Flickschusterei bei allen von der ABMA gekommenen Projekten weiter. Zum Glück war das Pershing-System unter Carl Pinyerd gut vorwärts gekommen, so daß ich Wernher von Braun ansprach, um über eine mögliche Verwendung bei der NASA vorzufühlen. Von Braun erklärte mir, daß im Moment keine mir zustehende Position bei der NASA frei wäre. Allerdings sehe er eine Möglichkeit, eine solche im neugeschaffenen Office for Manned Space Flight (OMSF) im NASA-Hauptquartier, Washington D.C., im Büro für bemannten Raumflug, zu finden.

Nach einem von Wernher von Braun arrangierten Gespräch mit dem

Chef für den bemannten Raumflug, Brainerd Holmes, empfing mich dieser und machte mich mit dem ebenfalls anwesenden Dr. Ing. Nicholas Golovin bekannt, der Auftrag hatte, das neue Direktorat für System-Ingenieurwesen in Holmes Büro für bemannten Raumflug zusammenzustellen. In diesem Direktorat könne ich als Assistent Direktor für das System-Ingenieurwesen eintreten und würde meinen Dienstsitz im NASA Marshall Space Flight Center haben. Erfreut flog ich nach Huntsville zurück und kündigte dort meine Stellung bei der Army. Meine Kündigung wurde akzeptiert.

Von der Army zum NASA-Hauptquartier

Am 2. Dezember 1962 meldete ich mich zum Dienstantritt bei Nicholas Golovin, traf aber nur Mr. Julian West an. Dieser war von Brainerd Holmes beauftragt worden, das Direktorat für System-Ingenieurwesen aufzubauen. Er habe, bemerkte West, den Ingenieur James Shea zum Direktor gewählt. Ich würde sein Assistent Direktor für System Ingenieurwesen sein. Seine Thesen darüber, wie er sich meine Arbeit vorstellte, entsprachen zwar nicht den Gegebenheiten der Raketentechnik, aber seine Absicht, mir einen Dienstsitz im Marshall Space Flight Center in Huntsville anzuweisen, gefiel mir auf Anhieb. Auf dieser Dienstreise nach Washington lernte ich meinen Chef Joseph Shea noch nicht kennen, erfuhr aber, daß bereits ein Apollo-Programm-Direktorat für das Lunar Landing Program bestand. Der Direktor des Apollo-Programms hieß George Low. Er war der Mann, der alle Vorschläge und Entwürfe aus den verschiedenen Entwicklungszentren koordinierte, die von der NASA übernommen worden waren.

Das Marshall Space Flight Center hatte die Aufgabe, die gewaltigen Trägerraketen zu entwickeln, die bei einem Flug zum Mond erforderlich sein würden. Das Johnson Space Flight Center hatte die Aufgabe übernommen, das Training der Astronauten, die Mondlandung selbst und die Rückkehr vom Mond sicherzustellen.

Für Bau und Start der Mondrakete und deren wegbereitende Vorgänger erwarb die NASA ein riesiges Gelände zur Erweiterung in Cape Canaveral, an der Ostküste von Florida. Mit einer Reihe meiner engsten Mitarbeiter, welche die Army zuvorkommenderweise mit mir hatte ziehen lassen, waren wir zunächst im MSFC sehr eng beieinander untergebracht.

Durch meinen unfreiwilligen Verbleib bei der Army war ich nicht mehr so informiert, was sich im MSFC und in der NASA abspielte. Nun holte ich das Versäumte schnell nach. Mir wurden die Grundlagen des Saturn-Systems sofort klar: Zwei Trägerraketen-Systeme wurden getestet, wel-

ches dafür in Frage kam. Dies wiederum hing davon ab, auf welchem Wege der Mond erreicht werden sollte. Es gab dazu drei Möglichkeiten:

1. Der direkte Weg, wobei die Astronauten in ihrem Raumschiff mittels der Trägerrakete direkt von der Erdoberfläche zur Mondoberfläche gebracht wurden.
2. Der Erd-Orbital-Weg, bei dem die Astronauten in ihrem Raumschiff von einer Tragerrakete in eine Erdumlaufbahn gebracht werden, wobei die Treibstoffe für den Weiterflug ebenfalls in den Erdborbit gebracht, und dort mit dem Raumschiff kombiniert würden, um den Weiterflug zum Mond sicherzustellen.
3. Der Lunar-Orbitalweg, wobei eine Trägerrakete ein zweites Raumschiff von der Erdoberfläche in eine Umlaufbahn um den Mond (Lunar Orbit) transportierte. Dort angekommen würde sich die eine Hälfte lösen und mit zwei Astronauten zur Mondoberfläche hinabfliegen, während eine zurückblieb. Nach Erledigung ihres Auftrages auf dem Mond würden die beiden Astronauten (Das Lunar-Landungsteil würde auf dem Mond zurückbleiben) in ihrer Raumschiffhälfte wieder in den Lunar Orbit fliegen und sich mit dem dort kreisenden Raumschiffteil treffen. Beide Astronauten würden nach dem Docking in die andere Hälfte des Raumschiffes umsteigen und alle drei dann den Rückflug zur Erde antreten.

Die letzte Version wurde ausgewählt und dementsprechend die Entwicklungsarbeiten vorangetrieben. Dies einmal, weil das Komitee, welches den besten Weg zu wählen hatte, der Überzeugung war, daß der direkte Weg von der Erde zum Mond mit einer Super-Trägerrakete des Typs Nova nicht praktikabel sei. Einmal wegen der ungeheuren Komplexität dieses Weges, zum anderen wegen des langen Zeitaufwandes bis zur Herstellung der Nova-Rakete.

Das unter dem Vorsitz von Dr. Nicholas Golovin tagende Komitee empfahl stattdessen, die Trägerrakete des Typs Saturn V für den Erd-Orbital-Weg zu entwickeln. Die NASA stimmte Anfang 1963 diesem Vorschlag zu und gab dem MSFC für die Entwicklung der Saturn V einen entsprechenden Entwicklungsauftrag. Es war die NASA, die für die Mondlandung den Lunar Orbitalweg beschloß. Der Entwicklungsauftrag dazu ging direkt an das Johnson Space Flight Center in Houston, Texas. Im Januar 1962 lernte ich meinen Chef, Dr. Ing. Joseph Shea, Direktor des Apollo-Mondlandungsprogramms, kennen. Dabei hatte ich den Eindruck, er akzeptiere mich nur, weil Brainerd Holmes meine Beschäftigung bereits zugesagt hatte. Er machte mich mit einigen seiner Mitarbeiter bekannt und sagte, daß er einmal in der Woche meinen Bericht erwarte. Als Shea eine Konferenz in Washington einberief und

meine Mitarbeiter dazu einlud, flog ich selbstverständlich mit. Dort angekommen eröffnete mir Shea, daß er meine Anwesenheit nicht gewünscht habe. Ich hatte mich also auf eine schwierige Zeit mit Shea einzustellen.

Als einige Zeit später Brainerd Holmes mit Shea das MSFC besuchte, um mit Dr. von Braun und seinem Vertreter Dr. Rees zu sprechen, nahm ich an der Besprechung teil und hatte Gelegenheit, meine Ideen zu der Apollo-Entwicklungstechnik vorzutragen. Holmes ermahnte Shea, der völlig unerfahren war, sich meine Erfahrungen zu Nutze zu machen. Von meinem Mitarbeiterstab unter der Leitung von Dr. Ing. Leo Werner ließ ich meinen Katalog mit den Grundforderungen für das Apolloprogramm zusammenstellen und übergab ihn bei meinem nächsten Besuch Shea. Obgleich er davon beeindruckt war sagte er, daß er bereits einen Vertrag mit der Bell Telephone Laboratories abgeschlossen habe, um diese Punkte, die ich angeführt hatte, einer Klärung zuzuführen. Zur gleichen Zeit ernannte Shea einen Vertreter, der den Namen Gotraude trug. Von dem Tage an arbeitete ich mit diesem, der im Gegensatz zu Shea sehr aufgeschlossen war, zusammen. Wir einigten uns schnell auf die Erstellung der Grundanforderungen für das Apollo-Testprogramm. Ein Missionsplan wie ich ihn bereits im Pershing-Projekt erfolgreich angewandt hatte, führte beispielsweise die Erprobungsflüge der Saturn V auf, die zur strukturellen Beschaffenheit ebenso wie für die Triebwerkserprobung notwendig waren. Daraus konnte die Zahl der notwendigen Testraketen ermittelt werden. Dieser Plan fand beim Direktor des Apollo-Programms, George Low, großen Anklang. Das Jet Propulsion Laboratorium in Pasadena erstellte das Lunar Exploration Project, das die Bodenbeschaffenheit der Mondoberfläche erforschen und entsprechende Informationen zur Erde funken sollte, um einen geeigneten Landeplatz für den Apollo Lander zu finden. Dieses Programm erhielt den Namen Ranger. Als Trägerrakete diente die Atlas-Rakete. Fünf Rangers waren bereits gestartet worden, aber alle waren leider Versager. Ein Untersuchungskomitee der NASA unter Vorsitz von US-Navy Captain Albert Kelly, mit vielen Experten, arbeitete fieberhaft, um die Fehler zu finden.

Die Untersuchungen, an denen ich auf Weisung von Shea ebenfalls teilnahm, ergaben, daß weder die Atlas-Rakete voll funktionstüchtig, noch die Ranger-Sonde zuverlässig war. Deren elektronische Minielemente wurden von Kleinfirmen bezogen, welche die Prototypen in ihrer Garage zusammenbastelten. Beim Abschlußbericht der Kelly-Kommission im NASA Hauptquartier glaubte ich meinen Ohren nicht trauen zu können, als ein Vertreter des Jet Propulsion Laboratory sagte, wir stellten zu strenge Anforderungen. Ich war so ärgerlich, daß ich aufsprang und sagte: „Sie scheinen immer noch nicht begriffen zu haben, daß, wenn auch nur der geringste Zweifel an der Funktionstüchtigkeit besteht, Sie durch so lange wiederholte Verbesserungen und Testen derselben sicherstellen müssen,

daß kein Flugversager auftritt. Wenn Sie dieses Prinzip nicht einführen, wird das Ranger Projekt ein Versagerprojekt bleiben.“ Die Vertreter des NASA Hauptquartiers nahmen meinen Einwurf schweigend auf, sahen aber dann zu, daß das von mir skizzierte Prinzip durchgeführt wurde. Der nächste Ranger-Testflug war dann auch ein voller Erfolg. Das Verhalten Sheas zu mir besserte sich zusehends. Auf seinen Wunsch schickte ich meine zwei besten Terminleute, die Ingenieure Bill Sneed und Bill Payne, zu ihm nach Washington D.C.. Sie sollten ihm bei der Analyse der erforderlichen Testprogramme des Apollo-Systems zur Seite stehen.

Die Saturn-Trägerraketen I, IB – Die Saturn V

Aufgabe der Saturn-Trägerrakete war es, das Lunar-Raumfahrzeug Apollo mit drei Mann Besatzung auf eine translunare Umlaufbahn zu bringen, so daß Apollo dann um den Mond einlenken konnte. Mit zwei Mann Besatzung würde sich dann der Lunar Lander vom Apollo-Raumfahrzeug lösen und zur Mondoberfläche hinabsteigen. Er mußte natürlich die Möglichkeit haben, selbständig zum Apollo-Raumfahrzeug zurückzukehren.

Als Vorläufer für die gigantische Saturn V waren die Trägerraketen Saturn I und Saturn I-B vorgesehen. Die Army Ballistic Missile Agency (ABMA) hatte vom US-Verteidigungsministerium den Auftrag erhalten, im Redstone Arsenal eine Rakete – den sogenannten Booster – von etwa 680.000 kg Schubkraft zu entwickeln. Dies wurde durch die Bündelung von vier Redstone und vier Jupiter Tanks mit acht H-1 Triebwerken (bei denen es sich um verbesserte Jupiter-Triebwerke handelte) erreicht. Der konventionelle Treibstoff bestand aus Cryogenic, flüssigem Sauerstoff und Kerosin.

Um eine Nutzlast wie das Lunar-Raumfahrzeug in die vorgesehene Erdumlaufbahn zu bringen, mußte die Saturn I mit einer zweiten Stufe ausgestattet werden. Diese zweite Stufe wurde für den Antrieb mit flüssigem Wasserstoff und flüssigem Sauerstoff ausgelegt. Sechs Cryogenic-Triebwerke des Typs Centaur RL-10 der zweiten Stufe hatten einen Gesamtschub von 41 Tonnen. Die geplante obere Raketenstufe wurde von der Firma General Dynamics Astronautics gebaut, womit das Centaur-Programm aus der Taufe gehoben war.

Die Saturn IB war, wie die Saturn I, ebenfalls ein Arbeitspferd. Sie hatte die zusätzliche Aufgabe, noch leistungsfähigere obere Treibstufen für die Saturn V zu erproben.

Das Komitee schlug vor, für die oberen Stufen der Trägerrakete die konventionelle Cryogenic-Treibstoffkombination aus flüssigem Wasserstoff und flüssigem Sauerstoff anzuwenden.

Die Centaur-Rakete war die oberste Stufe der Atlas-Rakete. Letztendlich aber wurde entschieden, für die zweite Stufe der Saturn I B ein Triebwerk mit 100.000 kg Schub zu entwickeln, das auch in den oberen Stufen der Saturn V eingesetzt werden sollte. Dabei wurde mit Nachdruck auf die erforderliche Betriebssicherheit für den bemannten Flug hingewiesen. Die Saturn V wurde nach vielen Überlegungen als Rakete mit drei Treibstufen konzipiert. Ihre Aufgabe war es, das Apollo Spacecraft in die Flugbahn zum Mond zu schleudern.

Die erste Treibstufe hatte eine Schubkraft von 3.400.000 kg (3.400 Tonnen). Dieser Schub wurde von fünf Triebwerken zu jeweils 680.000 kg erzielt. Das Triebwerk trug die Bezeichnung F-1. Es war eine Weiterentwicklung der deutschen A 4 (V 2) Triebwerke. Die Leistungssteigerung vom 30 fachen der V 2 wurde über die Entwicklung der Triebwerke der Redstone-Rakete mit einer Schubkraft von 333 Tonnen und der Jupiter von 76 Tonnen erzielt.

Die Erprobung der Triebwerke wurde in einer geradezu begeisternden Testserie in den Santa Susanna Mountains nördlich Los Angeles durchgeführt. Die Langzeit-Triebwerktests der F-1-Triebwerke, die mit ungeheuren Geräuschen verbunden waren, erfolgten in eigens dazu eingerichteten Testständen in der Mojave Wüste auf dem Gelände der Edwards Air Force Base, nordöstlich von Los Angeles. Die erste Treibstufe, der Booster, der Saturn V mit der Bezeichnung S-IC wurde von der Boeing Company in deren Michoud-Anlagen bei New Orleans in enger Zusammenarbeit mit dem MSFC gebaut. Sie hatte einen Durchmesser von 10 m bei einer Länge von 42 m. Ihre ersten „heißen“ Tests fanden im Staate Alabama statt, die Abnahmeprüfung im Mississippi Test Facility am Pearl River. Ihr Gewicht betrug leer 300.000 Pfund, bzw. 136.000 kg. Sie war mit Kerosene und LOX, Liquid Oxygen, (flüssigem Sauerstoff) betankt. Das Treibstoffgewicht betrug insgesamt 2.042.000 kg so daß sich das Gesamtgewicht der S-IC Treibstufe auf 2.178.000 kg belief. Diese gigantische Treibstoffmenge wurde von den fünf F-1-Triebwerken in etwa 2,5 min verbraucht. Damit erreichte die Saturn V eine Geschwindigkeit von 9.600 km/h und eine Flughöhe von 60 km. Von den fünf F-1-Triebwerken war eines in der Mitte und vier drumherum dicht an der Außenhaut der Treibstufe montiert. Diese vier äußeren Triebwerke waren schwenkbar und bewirkten die Steuerung der Rakete. Ihre Verkleidungen reichten über den Durchmesser von 10 m hinaus und beherbergten auch die acht Feststoff Retrorockets (Bremsraketen), die beim Brennschluß der Triebwerke aktiviert wurden, um die Trennung der ersten ausgebrannten Treibstufe von der Saturn V zu unterstützen. Neben der Verkleidung für die vier Triebwerke waren noch vier Flossen angebracht, die der Flugstabilisierung dienten.

Diese erste Treibstufe verfügte über einige weitere Systeme, welche sie funktionsfähig machten und sie während des Checkout sowie beim Flug überwachten. Es waren dies: Das hydraulische System zum Triebwerksstart und zum Schwenken der vier äußeren Triebwerke zur Flugkontrolle. Das elektrische System für die Vielzahl der elektrischen Funktionen, das Instrumentensystem, das etwa 900 Messungen durchzuführen hatte und die Funktion der Stufe überwachte. Die zweite Treibstufe mit der Bezeichnung S-II verfügte über den gleichen Durchmesser wie die erste. Mit einer Länge von über 20 Meter hatte sie etwa die Hälfte der ersten. Diese zweite Treibstufe war trotz der geringeren Länge für uns alle eine gewaltige Herausforderung für deren Entwicklung. Anstelle des Kerosin-Brennstoffs wurde nämlich flüssiger Wasserstoff verwendet. Ihr Fassungsvermögen betrug 988.000 Liter flüssigen Wasserstoff (988 cbm) mit einem Gewicht von 70.000 kg und 315.000 Liter flüssigen Sauerstoff mit einem Gewicht von 360 Tonnen. Bei dieser Verteilung der Stoffe verursachte der sehr leichte flüssige Wasserstoff das große Volumen des Tanks. Das J-2 Gesamtriebwerk wiederum, bestehend aus fünf Einzel-Triebwerken, wurde mit flüssigem Wasserstoff und flüssigem Sauerstoff gespeist, also mit zwei flüssigen tiefsiedenden Gasen, Cryogenics, genannt. Jedes der fünf Triebwerke hatte einen Schub von 105.000 kg in der Starthöhe der Saturn von 60 km. Damit verfügte die zweite Treibstufe über eine Gesamtschubkraft von 525 Tonnen bei einer Brennzeit von 395 s, etwa 6,5 min. Bei Brennschluß hatte die Saturn V eine Geschwindigkeit von 24.500 km/h und eine Flughöhe von 183 km erreicht.

Nachdem die erste Treibstufe S-IC mit ihrem enormen Schub bewirkte, daß die Saturn V die dichte Luftschicht der Erde durchstoßen konnte und ausbrannte, wurde sie abgetrennt, weil sie dann nur noch unerwünschter Ballast war. Die zweite Stufe mußte nunmehr die weitere Beschleunigung übernehmen. Bevor nun die zweite Treibstufe diesen Part übernehmen konnte, mußte sichergestellt werden, daß sich die Treibstoffe in den Zuleitungen zu den Triebwerken befanden. Durch das Aufhören des Brennvorganges der ersten Treibstufe und der dadurch einsetzenden Verzögerung in der Fluggeschwindigkeit wurde Schwerelosigkeit erzeugt, wodurch sich die Treibstoffe unkontrolliert irgendwo in den Tanks der zweiten Treibstufe befinden konnten. Um dieses zu verhindern wurden „Ullage“-Motoren gezündet, die sich in der Zwischenstufe von der S-II zur S-IC befanden. Diese Feststoffraketen-Motoren brannten nur für wenige Sekunden, bewirkten durch die damit hervorgerufene Beschleunigung, daß sich die Treibstoffe in den Zuleitungen der Triebwerke befanden und damit sicherstellten, daß diese zünden und brennen würden. (Ullage ist ein Begriff aus der Brauindustrie und bedeutet, daß ein Flüssigkeitsmanko oder Gasraum über der Flüssigkeit in einem Behälter besteht.)

Die S-II Treibstufen wurden ebenfalls zum Testgelände Mississippi Test Facility transportiert. Dort fand der Test unter simulierten Flugbedingungen statt. Dabei kam es zu einigen unerwarteten Zwischenfällen, über die noch zu berichten ist.

Die dritte Treibstufe trug die Bezeichnung S-IVB. Sie hatte einen Durchmesser von 6,6 m. Eine Zwischenstufe in Form eines Kegelstumpfes stellte die Verbindung zur zweiten Treibstufe her, die ja 10 m Durchmesser hatte. Die Länge dieser dritten Stufe betrug 18 m. Trotz der geringen Ausmaße hatte sie dennoch ein Fassungsvermögen von 240.000 Liter flüssigen Wasserstoffs und 76.000 Liter flüssigen Sauerstoffs. Dieser Treibstoff wurde von einem J-2 Triebwerk in zwei Brennvorgängen verbraucht. Der erste dauerte 2,75 min und beschleunigte den verbleibenden Flugkörper auf 28.000 km/h und brachte ihn in eine Erdumlaufbahn von 184 km Höhe.

Im zweiten Brennvorgang, der 5,2 min anhielt, wurde eine Geschwindigkeit von 29.000 km/h erzielt, was der Fluchtgeschwindigkeit aus der Anziehungskraft der Erde entsprach, und den Flug zum Mond sicherstellte. Mit der ersten Brennzeit wurde also ein Erdorbit, oder Parkorbit, erreicht, in welchem alle Elemente und Funktionen für die zweite Brennzeit des J-2-Triebwerks und alle anderen Systeme überprüft wurden. Dies geschah in Zusammenarbeit der Astronauten mit den Bodenstationen. Nach dem Ausbrennen der zweiten Treibstufe wurde diese ebenfalls abgeworfen. Dazu waren an der Zwischenstufe von der dritten zur zweiten Stufe vier Bremsraketen angebracht, welche die Trennung unterstützten. Während der Freiflugphase im Parkorbit wurde die dritte Treibstufe mit dem noch verbleibenden Flugkörper durch kurze Schubstöße kontrolliert, die von zwei Hilfstriebwerken, dem Auxiliary Propulsion System, ausgeführt wurden. Das Instrument-Unit war das Nervensystem, oder das Gehirn der Saturn V. Es besteht aus den folgenden Hauptsystemen:

1. Strukturelles System (Bausystem)

Ein lasttragendes System, das den Schub der Treibstufen auf das Raumfahrzeug Apollo weitergab.

2. Lenk- und Flugkontroll-System

Bestimmt den Kurs im Flug und mißt die Beschleunigung, Geschwindigkeit und Position.

3. Die Elektrik

Liefert den Betriebsstrom, überwacht die Leistung der Saturn V und kann im Notfall den Flug abbrechen.

4. Instrumentations System

Mißt mechanische Bewegungen, atmosphärischen Druck, Schallniveau, Temperatur, das Abtrennen der Treibstufe, Brennschluß, usw.

5. Klimaanlage

Sorgt für die Kühlung der elektronischen Teile und des vorderen Teiles der dritten Treibstufe.

Leiter dieser wichtigen Instrumenteneinheit, war der äußerst fähige Dr. Ing. Walter Häussermann, Chef des Astronics Laboratoriums im MSFC. Er hatte diese entwickelt, gebaut und getestet. Auf ihn konnte ich mich voll verlassen. Das Gleiche galt für eine Vielzahl weiterer Paperclip-Männer, die an diesem einmaligen Großprojekt beteiligt waren. Es waren noch eine Reihe weiterer Systeme notwendig, um alle Funktionen voll zu erfüllen. Erst wenn alle diese in ihrer Zusammenarbeit voll funktionierten, erfolgte das Kommando zum Zünden des zweiten Brennvorganges der dritten Treibstufe, die bei Brennschluß eine Geschwindigkeit von 29.000 km/h und damit das Raumfahrzeug in die Flugbahn zum Mond hinaustreiben konnte.

IBM hatte den Auftrag, die Computer-Programme für die Instrumenteneinheit zu entwickeln. Mir und meinen Ingenieuren und Technikern war es vorbehalten, die einzelnen Entwicklungseinheiten zu prüfen und zusammenzubauen. Der Zusammenbau und die Montage der Saturn V wurde ebenso wie der Start dieses Giganten unter den Raketen im Kennedy Space Center (KSC) in Florida durchgeführt. Der Transport der riesigen Baustufen der Rakete konnte teilweise nur auf großen Schiffen oder mit Spezialflugzeugen zum Zielort erfolgen. Im KSC war ein Gebäude für die Saturn V mit einem anschließenden Start-Kontrollzentrum entstanden. In den Innenräumen dieses Bauwerks, das VAB (Vertical Assembly Building) – Vertikal-Montage-Gebäude – erfolgte die Montage und der Checkout-Test des Saturn V-Apollo Gespanns.

Dies sicherte die höchste Zuverlässigkeit und begrenzte Zwischenfälle auf dem Startplatz auf ein Minimum. Die Höhe dieses Gebäudes betrug 160 Meter. Hier konnten die Baustufen von Arbeitsbühnen umschlossen werden, von denen aus alle notwendigen Arbeiten durchgeführt wurden. Die angelieferten Baustufen wurden in die niedrigere Teilhalle gebracht und hier einer Eingangsinspektion und dem Checkout-Test unterzogen. Danach wurde die erste Treibstufe unter dem Brückenkran der hohen Halle plziert, der sie auf ihren Platz, die mobile Startplattform neben dem Startturm brachte, dessen Schwingarme beim Start wegschwenkten. Hier wurde sie mit vier Haltearmen befestigt.

Nach Beendigung der vorgeschriebenen Tests der ersten Stufe, wurden die jeweils nächsten Baustufen auf die vorherige aufgesetzt und den gleichen Tests unterworfen. Danach erst wurde die Apollo-Raumkapsel herangebracht und auf die Spitze der Rakete aufgesetzt.

Der Start der Saturn V

Das Start-Kontrollzentrum neben dem VAB war das elektronische Gehirn der gesamten Raketenmontage und zugleich des Startkomplexes 39, das sechs Kilometer entfernt lag. Hier befanden sich das vollautomatisierte computerkontrollierte Checkout-System und alle zugehörigen elektrischen Geräte, mit dem ein vollständiger Checkout jeder Baustufe, einschließlich der Apollo-Raumkapsel durchgeführt werden konnte. Dazu wurde ein sorgfältig entwickeltes Computerprogramm eingesetzt, das den gesamten Checkout mit elektronischer Geschwindigkeit durchführte, dennoch den Testingenieuren erlaubte, das Geschehen zu überwachen und die Computerfunktionen zu korrigieren, wenn dies notwendig werden sollte. RCA (Radio Corporation of America) war der Vertragspartner für die Entwicklung des Computerprogramms für das Kontrollzentrum. Nach einem simulierten Flugtest im VAB wurde das Gesamtvehikel Saturn V Apollo-Mondlander zum Transport zum Startplatz vorbereitet, wozu alle Verbindungen zwischen der mobilen Startplattform und dem VAB sowie dem LCC, Start-Kontrollzentrum, getrennt werden mußten. Das gesamte Gebilde mußte nun mit hydraulischer Kraft angehoben und auf ein gewaltiges für diesen Zweck konstruiertes Kettenfahrzeug gesetzt werden. Dieses fuhr dann vom VAB auf einer eigens dazu angelegten Straße – dem Crawlway (Kriechweg) – zum Startplatz. Die Stundengeschwindigkeit betrug 1,6 km/h, es ging über eine Entfernung von etwa 6 km. Am Ende des Kriechweges befanden sich die beiden Startplätze 39 und 39 B. Dort setzte das Transportfahrzeug sein ungefügtes Gebilde auf den Startturm. Danach wurden die Treibstoff-Versorgungsleitungen angelegt und die Nabelschnur über die Schwingarme des Startturms zum Saturn V Apollo-Fahrzeug bzw. dessen mobiler Launch-Plattform und dem Start-Kontrollzentrum, die alle vor dem Transport getrennt worden waren, wieder hergestellt.

Danach wurden die Vorbereitungen für den Flugbereitschaftstest getroffen, der einem wirklichen Countdown vergleichbar war, einschließlich dem Herunterzählen der Startstunden.

Die Verbindung zum Missions-Kontrollzentrum im Johnson Space Center in Houston wurde hergestellt. Der Missionsdirektor hatte nämlich mit seinem Stab den Flug von Apollo zum Mond und zurück zu leiten. Er übernahm seine Aufgabe, nachdem die Saturn V den genannten zweiten Start der dritten Treibstufe das Apollo-Raumfahrzeug in die Flugbahn zum Mond geschleudert hatte.

Ein weltweites Netz von Radiostationen war eingerichtet worden, mit Bodenstationen in Südafrika, Australien, Hawaii und Kalifornien, die zur Überwachung des Flugs zum Mond und zurück dienten. Als letzter Test vor dem wirklichen Start wurde der Countdown-Demonstrationstest, bis

auf die wirkliche Zündung der Triebwerke der ersten Treibstufe, durchgeführt. Das Besteigen des Apollo-Raumfahrzeuges durch die drei Astronauten wurde ebenfalls durchexerziert. Nachdem alle Systeme aktiviert waren, war der Erfolg auf das Menschenmögliche gesichert. Abschließend wurde die gesamte Maschinerie zum wirklichen Start aktiviert. Das Zeitintervall dazu lag zwischen 48 und 72 Stunden. Dies war dann T-minus 48 oder T-minus 72 Stunden bis zur Startzeit, wobei T die Abkürzung von Takeoff war, der auch Liftoff genannt wurde: Dem Abheben des gesamten Gespannes vom Startplatz.

Der Countdown wurde zunächst nach Stunden, dann nach Minuten und schließlich Sekunden heruntergezählt. Von T-minus 180 Sekunden aus lief der weitere Countdown völlig automatisch ab und konnte nur von dem Hauptcomputer gestoppt werden. Während dieser Zeit wurden die Treibstofftanks der gesamten Saturn V unter Druck gesetzt und die Zündung der Triebwerke der ersten Stufe eingeleitet. Nach Bestätigung der Schub-OK-Bedingungen erfolgte das Startsignal an die vier Festhaltearme, die sich lösten und die Rakete zum Start freigaben.

Soviel in knappen, nur allgemein gehaltenen Zügen zur gesamten Entwicklung der Saturn V, von der Konzeption bis zum Start.

Das Management des Saturn V-Programms

Bis zum Sommer 1963 hatte der Peenemünder Veteran Dr. Ing. Oswald Lange das Saturn V-Programm geleitet. Sein Vertreter war Dipl. Ing. Konrad Dannenberg, ebenfalls ein alter Peenemünder. Beide kamen sie aus dem Stab Dr. von Brauns. Sie hatten die Weisungen und Bauaufträge an die beteiligten US-Firmen gegeben, mußten dazu jedoch immer die Genehmigung der NASA einholen. Die Entwicklung dieser Saturn V war eine ungeheure Herausforderung, die neben dem Einsatz tausender Mitarbeiter ungeheure Geldmittel erforderte. Es ging darum, die von Präsident Kennedy im Jahre 1961 geforderte Mondlandung noch in den Sechzigerjahren zu erreichen.

Deshalb hatte die NASA auf einer Beteiligung der kompetentesten Firmen der US-Industrie gedrängt. Um dies alles optimal zu erreichen, wurde die Industrial Operations (Koordination, Lenkung und Kontrolle der an der Herstellung beteiligten Drittfirmen) ins Leben gerufen. Parallel dazu wurden alle beteiligten technischen Abteilungen und Laboratorien in die Research and Development Operations (R&DO) – Forschung und Entwicklung – zusammengeschlossen. Direktor der R&DO wurde Dr. Ing. Hermann Weidner, ein alter Peenemünder. Beide neuen Direktoren

waren Dr. Wernher von Braun unterstellt. Im MSFC wurde das Saturn-Programm in das Saturn I, I B und das Saturn V-Programm aufgeteilt. Colonel Lee B. James wurde Manager für die Saturn I und I B. Es kam zu einer Reihe von Konferenzen und Treffen aller Beteiligten in Washington D.C. Schließlich wurde ich zum Saturn V-Programm-Manager ernannt, obwohl einer der Laboratoriumsdirektoren bei einer Konferenz mit George Mueller, Dr. von Braun und Eberhard Rees unverblümt sagte, daß ich ja noch gar nicht als Programm-Manager bestätigt worden und damit auch nicht befugt sei, irgendwelche Erklärungen abzugeben. Der Chef der Öffentlichkeitsarbeit – Public Affairs Office – hatte eine Bekanntmachung zu diesem Faktum vorbereitet, die er nunmehr den Versammelten vorlas. Er erwähnte meine langjährigen Erfahrungen auf dem Raketensektor und meine Erfolge dort.

Eberhard Rees unterbrach den Vortragenden mit der Weisung, diese Bekanntmachung umzuschreiben. Heraus kam dann eine sehr verwässerte Darstellung meiner Erfolge. Rees tat dies sicherlich nicht, um mich persönlich zu kränken, sondern um keine Animositäten der Labordirektoren herauszufordern. Diese waren schließlich das Rückgrat des Braunschens Raketenteams.

Einige weitere Ereignisse sahen mich immer wieder am Vortragspult. Als Dr. Mueller im MSFC sein Managementkonzept vortrug, wurde dieses mit kritischen Gegenstimmen beantwortet. Als ich nun an der Reihe war, meine Meinung zu äußern, unterstützte ich George Muellers Konzept vorbehaltlos. Muellers Umstrukturierungspläne waren nämlich dieselben, wie ich sie bei dem Pershing-Projekt verwirklicht hatte. Danach kam ein Stabsmitglied des MSFC, Direktor Erich Neubert, zu mir. Dieser hatte mich in der Vergangenheit mehrfach schonungslos wegen meiner Managementmethoden kritisiert, diesmal war er begeistert und sagte wörtlich: „Sie haben eine staatsmännische Entscheidung getroffen!“

Als Eberhard Rees von mir verlangte, daß ich beispielsweise Oskar Lange und Konrad Dannenberg, die bisher Saturn-Manager gewesen waren, ersetzen sollte, weil er sie nicht für fähig hielt dieses gewaltige Projekt zu bewältigen, lehnte ich dies ab. Er konnte mir keinen einzigen Mann nennen, der sie hätte ersetzen können.

Eine Reihe wichtiger Helfer, Mitarbeiter und tüchtiger Manager fand ich unter den amerikanischen Wissenschaftlern. Die weitere Zusammenarbeit mit Dr. George Mueller, dem Leiter des Office of Manned Space Flight und Major General Samuel Phillips, Direktor des Apollo-Programms, war exzellent. Sie verfügten über ausgezeichnete Managementbüros und mein Büro arbeitete mit den ihren im Hauptquartier in Washington D.C. gut zusammen.

Es kam zu einer Reihe von Konferenzen und Treffen aller Beteiligten in Washinton D.C. Allmonatlich wurden die Spitzenmanager durch Dr.

George Mueller und Sam Phillips zu Programmbesprechungen eingeladen. Jeder Manager mußte dort über den Fortschritt seiner Arbeit, aber auch über auftretende Probleme berichten. An diesen Besprechungen nahmen nicht nur ich, Wernher von Braun und sein Vertreter Eberhard Rees, sondern auch Robert Gilruth, Direktor des Johnson Space Center, und Dr. Kurt Debus, Direktor des Kennedy Space Center, teil. Eine beträchtliche Zahl an Experten und auch Manager von den Kontraktoren kamen hier immer wieder zusammen, um alle Stufen der Rakete, die Saturn I und I B und die Saturn V sowie das Mondlandefahrzeug – Lunarlander –, zu besprechen und zügig voranzubringen.

Diese überaus komplexe Zusammensetzung von Wissenschaftlern, Ingenieuren, Industrie-Verbänden und Handelskontoren, umfaßte alle nur möglichen Aktionen im Rahmen des Saturn V-Programms.

Unter meiner Leitung wurde ein extensives Boden-Testprogramm etabliert und kontrolliert. So wurden beispielsweise Qualifikations und Zuverlässigkeitstests durchgeführt, die bis zum letzten Ventil, zu jeder Pumpe, jedem Schalter und allen elektronischen Modulen reichten. Alle Subsysteme, Baukonstruktionen ebenso wie Antriebselemente und Flugkontrollen, gehörten dazu. Der Checkout der Triebwerke war die wichtigste Prüfungsaufgabe, desgleichen jener der kompletten Treibstufen. Zwei komplette Saturn V-Apollo Vehikels wurden parallel getestet. Eines im Kennedy Space Center in Florida und das andere im Marshall Space Flight Center in Alabama.

Stages 285

Die großen verschiebbaren Schautafeln meines Saturn V-Kontrollraumes wurden im NASA-Hauptquartier bekannt. Die Nachricht davon drang direkt bis zum Chef, dem NASA-Administrator James Webb, durch. Dieser kündigte seinen Besuch bei uns an. Dabei wurde er von Herrn Schulz, Direktor des US-Budget Büros, begleitet. Diese beiden Herren, Wernher von Braun und mein Chef, Direktor des MSFC Industrial Operations, Air Force General Edmund O'Conner, trafen sich mit mir und meinen Managern in unserem Kontrollzentrum, um über noch zu klärende Details zu sprechen.

Ich bat Bill Sneed, Chef des Planungs- und Kontrollbüros, über jedes Detail zu berichten. Alle hörten wie gebannt zu, und die Schautafeln, welche die aufgeteilten Groß- und Kleinkomponenten der Saturn V zeigten, trugen das ihre dazu bei, das gesamte Programm transparent und überschaubar zu machen. James Webb sprach uns allen enthusiastisch seine Anerkennung für die geleistete Arbeit aus. Er erklärte: „Ich habe die höchstentwickelte Art menschlicher Bemühungen vor mir, die ich jemals

gesehen habe!“ Mein Saturn V Programm-Kontrollzentrum wurde zum Vorbild für das NASA-Apollo-Programmbüro in Washington D.C. und für andere Zentren der Hauptkontraktoren. Kurze Zeit später erschien der Präsident der Weltbank, Mr. George Woods, an einem Sonntag bei mir zu Hause. Dieses paßte uns gar nicht so gut, da wir wochentags fast jeden Tag bis zu 12 und mehr Stunden arbeiteten und das Wochenende als Erholungszeit benötigten. Woods begriff außerordentlich rasch, was hier vorging und steckte uns alle mit seinem Enthusiasmus an.

Nach langen schwierigen Phasen wurde die Stufe der S-II bei einem Test der Herstellerfirma zerstört. Daraus ergaben sich schwere Differenzen und völlig unbegründete Vorwürfe. Als endlich die Treibstufen für den ersten Flug der Saturn V im Vehicle Assembly Building im KSC für den Zusammenbau geprüft wurden, verlief der Test ohne größere Schwierigkeiten. Lediglich die Problemstufe S-II, bei der die Schweißnähte undicht waren und sich das außen angebrachte Isoliermaterial der Treibstoffbehälter löste, war wieder ein Patzer. Das Problem konnte nicht gleich gelöst werden, obgleich ich mehrere Stunden in direktem telefonischen Kontakt mit der KSC stand. Meine Enttäuschung stieg mehr und mehr an, je länger die Ungewißheit dauerte. Erst am anderen Morgen erhielten wir Nachricht, daß das Problem gelöst, die Schweißnähte dicht seien und die Isolation sich nicht mehr ablöse. Weitere schwerwiegende Probleme standen nicht mehr an, und so kam schließlich der Tag, an dem das Saturn V-Apollo-Vehikel zum Startkomplex gerollt werden konnte, für eine Countdown-Demonstration ohne Astronauten an Bord.

Am 26. August 1967 war der Test erfolgreich gelaufen. Als Starttag war nun der 7. November 1967 vorgesehen. Die Saturn V mit dem aufgesetzten Apollo-Mondlander wurde nun als Apollo 4 bezeichnet, bzw. als SA-501.

Der 9. November 1967 war mein 61. Geburtstag. Bei Besuchen im KSC wohnte ich immer im nahegelegenen Holiday Inn in Cocoa Beach. Auch für den Start der Saturn 501/Apollo 4 hatte ich mich dort angemeldet. Als ich im Hotel eintraf, fand ich draußen an der Markise ein Schild mit Geburtstagsgrüßen für mich, worüber ich mich sehr freute. Meine Frau, die mich in den Jahren dieser mörderischen Anspannung mit größter Aufopferung umsorgt hatte, war mit meiner Sekretärin, Beatrice Glenn, und deren Ehemann im Auto zum KSC gefahren. Unterwegs trafen sie sich mit unseren anderen Freunden und kamen geschlossen in Cocoa Beach an.

Ich selber flog mit meinem Deputy zum Kennedy Space Center, wo wir den Countdown beobachteten. Von meinem umsichtigen Manager für Tests, Howard Burns, hatte ich mir einen Testingenieur erbeten, der mich

über alle anstehenden Fragen beraten sollte. Dieser Helfer war William Freye, ein geradezu phantastischer Ingenieur, der aus den Cross-talks (Kreuzundquer-Gespräche) vor dem Countdown heraushörte, um was es gerade ging, so daß wir den Countdown genau verfolgen konnten. Dies war besonders wichtig für mich, da General Phillips mich gebeten hatte, den Start für dieses Wunder freizugeben.

Als sich sieben Minuten vor dem Start in den Kreiseln Ungleichheiten zeigten, teilte ich dies General Phillips mit. Minuten höchster Anspannung vergingen, bis endlich alle Kreisel gleichmäßig liefen. Nunmehr erteilte ich die Freigabe zum Start. Unmittelbar danach begann der Countdown. Die drei letzten Minuten, automatisch vom Bodencomputer gesteuert, verliefen glatt. Die Zündung der Triebwerke der ersten Treibstufe S-IC erfolgte bei Null und die gigantische Rakete hob um eine Sekunde nach sieben Uhr ab. Zuerst kaum wahrnehmbar, dann schneller und schneller werdend, stieg sie majestätisch über dem Startplatz in die Höhe und kam nach 11 Sekunden am höchsten Punkt des Startturms vorbei.

Da die Luftlinie vom Startplatz zum Kontrollzentrum etwa sechs Kilometer betrug, dauerte es 18 Sekunden bis die Schallwellen es mit voller Wucht trafen und zum Erbeben brachten. Ich wandte mich jener großen Tafel zu, auf der die vorgeschriebenen Sollwerte mit den gefunkten Istwerten verglichen werden konnten und atmete erleichtert auf, denn ich sah, daß die erste Treibstufe, dann auch die zweite und dritte den vorgezeichneten Leistungskurven genau folgten. War das ein Erfolgserlebnis! Als die dritten Treibstufe brannte, ging die Rakete in den geplanten Orbit um die Erde. Um Apollo 4 aus dem Erd-Orbit zu bringen und zum Mond zu schleudern, war es erforderlich, die dritte Stufe noch einmal zu zünden. Auch das gelang einwandfrei. Ein ungeheures Glücksgefühl machte mich sprachlos.

In der anschließenden Pressekonferenz wurde Wernher von Braun als Ideengeber und Entwickler der Saturn V und als Vertreter des MSFC-Industrie Teams, das die Rakete produziert hatte, eingehend befragt. Er genoß offensichtlich diese Befragung nach dem erfolgreichen Flug des ersten Saturn V-Apollo Vehikels. Da Wernher die gestellten Fragen beantwortet hatte, beschränkte ich mich darauf zu sagen: „Dies ist die größte Geburtstagskerze, die ich jemals erhalten habe!“

Nach dieser erfolgreichen Demonstration menschlichen Geistes und industriellen Geschicks sah ich dem nächsten Start Saturn 502/Apollo 6 mit großem Vertrauen entgegen. Dieser Start sollte der letzte unbemannte sein, danach würde Saturn 503/Apollo 8 mit Astronauten an Bord fliegen. Aber es kam anders, denn nach dem Start von Saturn 502/Apollo 6 am 4. April 1968 stellten sich während des Fluges schwerwiegende

Abweichungen heraus. Wir erreichten zwar den Erdborbit, jedoch nur in elliptischer Form, aber die zweite Zündung erfolgte nicht und damit war ein Emporschleudern von Apollo 6 aus der Erdumlaufbahn in die Flugbahn zum Mond nicht möglich. Wir hatten also Probleme in der zweiten und in der dritten Treibstufe mit den J-2-Triebwerken gehabt. Ein Verdrahtungsfehler hatte die zweite Treibstufe des J-2-Triebwerkes nach dem Versagen der ersten abgeschaltet. Dieser Fehler zeigte, daß wir trotz aller Anstrengungen nicht in der Lage waren, alle menschlichen Faktoren auszugleichen. Nach Auswertung der Fluginformationen fanden wir heraus, daß sich im hinteren Teil des S-IC-Brenners längsseitige Bewegungen mit einem Takt von fünf Schwingungen pro Sekunde eingestellt hatten, die durch die Eigenschwingung des Antriebssystems verursacht worden waren. Dieses Phänomen – als Pogo-Effekt bekannt – war zwar schon früher im Saturn-Projekt untersucht, aber festgestellt worden, daß genügend Spielraum bestehe.

Dies wurde durch den Flug der Saturn 502 widerlegt. Während des Untersuchungsprozesses, der ein intensives Boden-Testprogramm mit Computer-Flugsimulationen kombinierte, wurde erkannt, daß dieser Fehler durch die Wellenbewegungen des flüssigen Sauerstoffes in den Zuflußleitungen zum Triebwerk verursacht worden war. Diese Fehlerquelle wurde durch Heliumgas behoben, das in die Vorventilhöhlung eingeführt wurde und als Kissen gegen diese Wellenbewegung diente.

Die Triebwerksversager aber stellten ein rätselhaftes Phänomen dar. Nach Auswertung aller Fluginformationen und großer Detektivarbeit zusammen mit dem Kontraktor der North American Rocketdyne und einer Reihe von Bodentests und Computersimulationen wurde festgestellt, daß sie auf ein strukturelles Versagen der Brennstoff-Zuführungsleitung zum Zündsystem des Triebwerkes zurückzuführen war. Auch dieses Problem wurde gelöst. Nachdem die gründliche Untersuchung beendet war, waren wir vom MSFC uns einig, daß der nächste Saturn 503/Apollo 8-Flug ein Erfolg werden mußte. Auf einer abschließenden Konferenz, an der George Mueller, Sam Phillips, Wernher von Braun und die MSFC-Direktoren mit ihren Assistenten, sowie Spezialisten der Triebwerk-Kontraktoren und auch der neu ernannte NASA Administrator, Thomas Payne, beteiligt waren, hatte ich das letzte Wort zu den Chancen des nächsten Fluges: „Ich schlage Ihnen vor, den nächsten Flug Saturn 503/Apollo 8 durchzuführen und diesen mit Astronauten zu bemannen.“

Es herrschte zunächst Schweigen, einige Zustimmung wurden laut, doch eine Entscheidung wurde in dieser Konferenz nicht gefällt. Schließlich erhielten wir aber vom NASA-Hauptquartier Nachricht, den Flug wie von mir vorgeschlagen vorzubereiten. Die Vorbereitungen waren rasch erledigt und am 21. Dezember 1968 hob Saturn 503/Apollo 8

vom Startplatz im Kennedy Space Center ab. An Bord befanden sich die drei Astronauten Borman, Lovell und Anders. Die Saturn 503/Apollo 8 erreichte ohne jeden Zwischenfall den Erdorbit. Durch das zweite Brennen der dritten Treibstufe wurde Apollo 8 zum Mond geschleudert, wo es 20 Stunden in einer Mondumlaufbahn verblieb. Die Astronauten wurden dadurch die ersten Menschen, welche die Rückseite des Mondes sahen.

Der Jubel aller Beteiligten war groß und meine Freude nicht minder, denn dies sollte nach meiner eigenen Entscheidung die letzte Aufgabe für mich gewesen sein. Bereits lange vorher hatte ich dem Marshall Space Flight Center mitgeteilt, daß ich mit 62 Jahren in den Ruhestand treten würde. Da dieser große Erfolg ein einmaliger Abschluß meiner Tätigkeit in der Raketenforschung war, stand mein Entschluß trotz der vielen gegenteiligen Bitten fest. So schied ich Ende des Jahres 1968 aus dem Berufsleben und damit aus dem Management des Saturn V-Programms aus und übergab alle Aufgaben und Pflichten an meinen Freund Lee B. James als meinem Nachfolger. In Anerkennung meiner Verdienste als Saturn V-Manager erhielt ich am 14. November 1968 die Exceptional Service Medal der NASA. Nach dem erfolgreichen Start und Flug der Saturn 503/Apollo 8 wurde mir am 8. Januar 1969 eine besondere Ehre in Gestalt der Verleihung der Distinguished Service Medal zuteil, die höchsten Auszeichnungen der NASA.

Die letzte Auswertung der Saturn 503/Apollo 8-Mission zeigte fehlerlose Leistungen. Die Längsschwingungen waren nicht mehr aufgetreten und die Triebwerke der zweiten und dritten Treibstufe funktionierten fehlerfrei. Damit war bewiesen, daß das Saturn V-Apollo Vehikel sich in einem optimalen Zustand für die nächsten Flüge befand, die mit der Mondlandung am 20. Juli 1969 ihren Höhepunkt erreichten.

VOM RAKETENPIONIER ZUM „KRIEGSVERBRECHER“

Die Frau an seiner Seite: Zeiten der Bewährung

Nach seiner Pensionierung war Arthur Rudolph längere Zeit als Konsulent bei einigen großen Firmen tätig, um nicht so abrupt aus dem jahrzehntelangen Arbeitsleben herausgerissen zu werden. So konnte er beim Marshall Space Flight Center und in der US-Industrie noch wichtige Arbeit leisten, die ihm zudem noch Freude machte und ihm nicht das Gefühl gaben, nutzlos geworden zu sein. Seine Frau berichtete über die Folgezeit:

Unser späterer Umzug nach Kalifornien 1974 verlief reibungslos. Wir waren froh, in der Nähe unserer Tochter zu sein. Wir bauten ein Haus in San Jose und bezogen es im Februar 1974. Eigentlich verlief alles nach Plan und völlig harmonisch. Ende März bekam Arthur einen Herzinfarkt, der aber bald auskuriert war.

Im August 1982 flogen wir nach Deutschland, um uns einige Seniorenheime in landschaftlich schöner Gegend anzusehen. Wir trugen uns nunmehr mit der Absicht, wenn wir in späteren Jahren in ein Altersheim gehen müßten, daß dies in unserer alten Heimat sein würde. Dazu hieß es natürlich Erkundigungen einziehen, ob wir uns einen annehmbaren Altersruhesitz von der Pension meines Mannes würden leisten können. Konkrete Pläne hatten wir noch nicht, denn nach wie vor hatte Amerika, neben der Tatsache daß unsere Tochter dort heimisch war, auch für Arthur und mich besondere Reize aufzuweisen. Wir besichtigten einige Heime und fanden auch eines, das uns zusagte. Realisiert haben sich diese Pläne nicht. Es kam alles ganz anders!

Als wir in die USA zurückkamen, fanden wir ein Schreiben des Office of Special Investigations (OSI) vor. Es begann eine unsäglich demütigende und erniedrigende Kampagne, mit der mein Mann zum Mörder und Sadisten gestempelt werden sollte. Als mein Mann von der ersten OSI-Befragung am 13.10.1982 zurückkam und mir über den Verlauf derselben berichtete, kam mir dies sehr merkwürdig vor, obwohl alles harmlos schien. Er und ich konnten nicht erkennen, was eigentlich die Befrager gewollt hatten, ob sie etwas im Schilde führten und warum diese Untersuchung gegen meinen Mann geführt wurde. Arthur meinte in einer Art von Hellsichtigkeit: „Das war noch nicht alles, Martha! Das wird noch weitergehen.“

Diese völlig undurchsichtige Art war es, die uns beunruhigte. Erst gegen Ende dieser OSI-Befragung ergab sich plötzlich der tiefere Sinn der Aktionen. Arthur wurde der Vorschlag gemacht, Amerika zu verlassen und die US-Staatsbürgerschaft gegen die Zusicherung aufzugeben, daß

wir dann nicht weiter behelligt würden und mein Mann seine Pension weiter beziehen werde.

Diese ganze Undurchsichtigkeit veranlaßte uns unmittelbar vor dem zweiten Gespräch mit dem OSI am 4. Februar 1983 nach einem Anwalt zu suchen, der Arthur vertreten könnte. Dies war ein schwieriges Unterfangen, weil wir keinen finden konnten, der mit solchen Fragekomplexen vertraut war. Das OSI hatte zu dieser Zeit erst seine Arbeit aufgenommen, demzufolge wußte auch kein Anwalt, wie man diesem Büro des US-Justizministeriums gegenüber treten sollte. Arthur war eines seiner ersten Opfer.

Natürlich stellten wir uns die Frage, ob diese Befragungen etwa mit Vorwürfen zusammenhingen, wegen irgendwelcher Angaben, die Arthur über seine Dienstzeit von 1933 bis 1945, gemacht hatte. Mein Mann schloß das aus, weil von den Amerikanern nach 1945 alles nachgeprüft worden war und er stets vollständig und wahrheitsgetreue Angaben gemacht hatte. Darüber hinaus hatte er ja wiederholte Sicherheitsprüfungen durchlaufen müssen. Die FBI-Akte steht uns ja vollständig zur Verfügung, und sie enthält absolut nichts, was strittig gewesen wäre.

Nach der zweiten Befragung standen wir vor der Frage, ob wir uns auf eine gerichtliche Auseinandersetzung mit dem OSI einlassen könnten, oder eine Vereinbarung treffen sollten. Im Falle einer gerichtlichen Auseinandersetzung mußten wir damit rechnen, daß diese Jahre dauern, Unsummen verschlingen würde, und daß nicht feststand, ob wir heil daraus hervorgehen würden. Falls wir den Prozeß verlieren sollten, könnte dies auch den Verlust der US-Staatsbürgerschaft für mich und meine Tochter bedeuten. Daß wir darüber hinaus mit einer Flut von persönlichen Schikanen und Behelligungen zu rechnen hatten, war vorprogrammiert. Hinzu kam dann noch der angedrohte Verlust der Pension meines Mannes: Unser aller Ruin. Aufgrund dieser Sachlage, seines hohen Alters und eingedenk seiner Krankheiten, entschied sich Arthur dazu, sich dem Kompromißvorschlag zu beugen und die USA zu verlassen. Die diffusen, völlig unbewiesenen Anwürfe des OSI und der angeblichen OSI-Zeugen, die wir nicht kannten und deren Namen uns nicht genannt wurden, hatte mein Mann auf keinen Fall akzeptiert, sondern Zeit seines Lebens daran gearbeitet, deren Richtigstellung und die Wiederherstellung seines Rufes zu erreichen.

Am 27. März 1984 haben Arthur und ich von San Francisco aus die USA verlassen. Unsere Tochter hatte uns dorthin begleitet, um sich von uns zu verabschieden. Als ich und sie einmal kurz weggingen, trat der OSI-Chef Neil Sher auf Arthur zu, um sich zu verabschieden und ihm viel Glück zu wünschen. Das war der absurde Höhepunkt des Wirkens dieses Mannes und seines Büros, das dem US-Justizministerium unterstand.

Am 25. Mai 1984 hat mein Mann auf dem US-Generalkonsulat in

Hamburg durch die Abgabe des US-Passes seine amerikanische Staatsbürgerschaft zurückgegeben. Abschließend beantragte er am 6. Juni 1984 bei der Einwohnerabteilung der Hamburger Innenbehörde die deutsche Staatsbürgerschaft. Dieser Antrag ruhte etwa drei Jahre bei den Behörden, weil das zum gleichen Zeitpunkt angestrebte Verfahren gegen meinen Mann bei der Hamburger Staatsanwaltschaft lief. Dieses war von den USA aus angezettelt worden, mit dem festen Willen, Arthur Rudolph in Deutschland schuldig sprechen zu lassen, was in den USA nicht gelungen war.

Mein Mann hat mehrfach bei dem zuständigen Regierungsdirektor Sorg des Einwohnermeldeamtes vorgesprochen, um den Grund der langen Verzögerung zu erfragen. Es gab im weiteren Verlauf dieses Antrages mehrere Gespräche, bei denen auch ich anwesend war. Regierungsdirektor Sorg erklärte uns, daß eine Einbürgerung so lange nicht in Frage komme, wie das Verfahren gegen Arthur laufe. Dieses wurde am 17.2.1987 mit einer Entscheidung zu Gunsten meines Mannes abgeschlossen, er war danach völlig rehabilitiert. Nunmehr konnte unsere Einbürgerung erfolgen. Einmal – dies sei nachgetragen, weil es die Hintergründe dieses Verfahrens erhärtet –, war Arthur mit Eberhard Rees bei Oberstaatsanwalt Duhn, der das Verfahren leitete. Arthur schilderte mir später dieses Gespräch, in dem Oberstaatsanwalt Duhn betonte: „Dieses Verfahren ist nicht auf meinem Mist gewachsen.“ Unseren Nachforschungen zufolge soll eine Hamburger Justizsenatorin dabei eine maßgebliche Rolle gespielt haben und unsere Einbürgerung sowie unseren Kampf um die Rehabilitierung meines Mannes um drei Jahre zurückgeworfen haben. Mit dem Ergebnis, daß mein Mann die Wiederherstellung seines Rufes nicht mehr selber erleben konnte.

Wir waren von diesem staatsanwaltschaftlichen Ermittlungsverfahren in Hamburg völlig überrascht worden. Damit hatten wir nicht gerechnet, denn Arthur war als freier Mensch aus Amerika ausgewandert. Er hat dort vor keinem Gericht gestanden, wurde demzufolge auch nicht irgendwelcher Verbrechen angeklagt. Dies von Deutschen gegen einen Deutschen angezettelte Verfahren war ähnlich böse wie jene Befragungen des OSI, mit einem gravierenden Unterschied, daß mit Oberstaatsanwalt Duhn ein aufrechter Richter dem Verfahren vorstand, der sich nicht von getürkten Zeugenaussagen und „Berufszeugen“ beeinflussen, sondern allein die Wahrheit gelten ließ.

Die Zentralstelle zur Verfolgung nationalsozialistischer Verbrechen in Ludwigsburg hatte ja bereits vor diesem langen Prozeß, der Deutschland sehr viel Geld gekostet und viele Zeugen zu einer kostenlosen Reise nach Deutschland verholten hat, gesagt, daß „gegen Dr. Arthur Rudolph nichts Belastendes vorliegt.“ Selbst das Simon Wiesenthal Centrum in Wien

hatte zu Protokoll der Hamburger Staatsanwaltschaft ausgeführt, „daß nichts Belastendes gegen Dr. Arthur Rudolph zu finden“ sei.

Das völlig widersinnige Verfahren in Deutschland hat uns mit seinen Schwierigkeiten um die Einbürgerung voll in Anspruch genommen und ausgefüllt. Dagegen trat alles andere zurück.

In dieser Zeit erhielten wir von Freunden in den USA und besonders von Prof. Dr. Winterberg unendlich viele Hilfen. Während in Deutschland die Gazetten immer wieder die alten Lügen auftischten, waren unsere Freunde in den USA unermüdlich dabei, den Ruf meines Mannes wiederherzustellen. In dieser Zeit lief auch die Artikelserie in der Zeitung und das Buch von Thomas Franklin „An American in Exile“ war auf dem Markt. Aber es gab auch Schmähchriften und Notizen in den Zeitungen und Magazinen, mit Anschuldigungen, die seit langem widerlegt waren. Dies alles nahm meinen Mann schwer mit. Er hatte sich im Mittelwerk bis zum Rande der persönlichen Selbstaufgabe für seine Arbeiter – ganz gleich ob es Häftlinge oder Zivilarbeiter waren – eingesetzt und entging einigemal nur knapp einer Festnahme, die ihn vernichtet hätte.

In Hamburg wurden wir von einer Vielzahl von Journalisten behelligt, die telefonisch und persönlich versuchten, meinen Mann zu unbedachten Äußerungen zu provozieren. Besonders gemeingefährlich war jener Tom Bower, der persönlich zu uns kam und um ein Interview bat. Als mein Mann nicht dazu bereit war, sagte er: „Wenn Sie mir kein Interview geben, dann schreibe ich eben auch, was die Zeitungen hier schreiben.“ Wir hörten heraus, daß wir dann einen schlechten Bericht zu lesen bekommen würden. Mit unserem seinerzeitigen Rechtsanwalt, zu dem wir fuhren, um in dieser Angelegenheit beraten zu werden, hatten wir anschließend ein Gespräch mit Tom Bower, bei dem auch Filmaufnahmen gemacht wurden. Tom Bower zeigte sich dabei von seiner besten Seite, aber der Zeitungsartikel, den er in der „Zeit“ veröffentlichte, war einfach teuflisch.

Ab 1984 kam unsere Tochter jedes Jahr einmal nach Deutschland, um mit uns zusammen zu sein. Wir machten uns Gedanken darüber, ob wir uns nicht auch einmal in Kanada wiedersehen könnten. Dies hatte Arthur bei dem Agreement mit dem OSI dort auch angesprochen. Ihm wurde geantwortet, daß ein Treffen in Kanada oder Mexico durchaus möglich sei. So kam es, daß wir uns schließlich 1990 für Kanada entschieden, wo wir mit unserer Tochter Ferien machen wollten. Viele treue Freunde aus Huntsville fanden ihren Weg auch dorthin, um mit uns mehrere Tage zu verbringen.

Wir flogen also nach Toronto und wurden auf dem dortigen Flugplatz über neun Stunden in einem engen, unbequemen Raum in der Immigrationsabteilung festgehalten. Der dortige Leiter nahm mir mein kleines Notizbuch ab, als ich gerade darin nach einer hilfreichen Adresse suchte. Er ging mit dem Büchlein weg. Als er zu lange fortblieb, ging ich ihm nach und sah, daß er das Buch Seite für Seite kopierte. Als er mich sah, schickte er mich mit den wütend hervorgestoßenen Worten weg: „Machen Sie, daß Sie fortkommen!“ Bei der Ausreise erschien dieselbe Person noch einmal am Flugzeug, offenbar um festzustellen, ob wir auch wirklich abfliegen würden.

Die Unternehmungen in Deutschland

Seit unserer Ankunft 1984 in Deutschland haben wir an den jährlich stattfindenden Fahrten der ehemaligen Peenemünder teilgenommen. Einmal waren wir auf dem Geburtstag von Hermann Oberth in Österreich, das andere Mal, als mein Mann die Goldene Hermann-Oberth-Medaille erhielt, in dessen Heim in Feucht. Bei Oberths Geburtstag war auch ein russischer Astronaut anwesend, der sich angeregt mit Arthur unterhielt. Als wir im Jahre 1992 mit einem bekannten Ehepaar in Bad Sachsa waren, um mit ihnen den Schulanfang ihrer Tochter zu feiern, besuchten wir auch die alten Arbeitsstätten meines Mannes und waren in Ilfeld, am Kohnstein und in der Lager-Dora-Gedenkstätte.

Im folgenden Jahr zu Ostern waren wir auch zu den Vorträgen im Lager Dora dabei und trugen uns in die Teilnehmerliste ein. Wir saßen ziemlich vorn und hörten zu, was der Vortragende Rainer Eisfeld über meinen Mann sagte. Die Tatsachen waren richtig, soweit wir dies verfolgen konnten. Obwohl uns Eisfeld erkannt haben mußte, hat er uns weder während der Vorträge noch nachher angesprochen. Trotz aller schönen und erhebenden Erlebnisse, darunter die Verleihung des Goldenen Ehrenringes der Peenemünder, ließen die Beschuldigungen und das Abstempeln als Kriegsverbrecher meinen Mann nicht zur Ruhe kommen. Bis zu seinem Tode litt er darunter und nach meiner Sicht haben ihn diese Verleumdungen früher ins Grab gebracht.

Es war für uns immer schwerer, zu erkennen was das OSI meinem Mann eigentlich vorwarf, oder was man ihm im Falle eines öffentlichen Prozesses hätte vorwerfen können. Die nebulösen Beschuldigungen hatten sich allesamt in Nichts aufgelöst. Die Zeitungen und andere Medien haben ihm exemplarisch alle Toten im Gesamtkomplex Mittelbau I bis Mittelbau III angelastet. Man hatte ihm den Tod von Tausenden Juden in seiner Arbeitsstelle – der Mittelwerk GmbH – angedichtet. Als dies als

Zwecklüge entlarvt war, erfolgte dennoch kein Widerruf in welchem Medium auch immer! Wir hatten das Gefühl, als sei mein Mann im gesamten Mittelbau der große Zampano gewesen, der in allen 60 und mehr Häftlings-Arbeitsstätten gleichzeitig war, um so viele Häftlinge wie möglich zu Tode zu schinden.

Es war so, als habe er über allem jenem Schrecklichen, das im gesamten Mittelbau passiert ist, das Regime geführt. Hitler, Himmler, Speer und Kammler waren nur seine Marionetten, die ausgerechnet er tanzen ließ. Wegen dieser schreienden Ungerechtigkeiten, die an meinem Manne begangen worden sind, haben sich seine Freunde und Bekannten in den USA und in Deutschland um ihn bemüht, sich für seine Rehabilitierung voll engagiert und sind bis zum US-Präsidenten vorgeedrungen. Die Quittung, die meinem Mann dennoch nach zweieinhalb Jahrzehnten aufopferungsvoller Tätigkeit für die US-Weltraumfahrt vom OSI präsentiert wurde, hat Tausende Amerikaner auf die Barrikaden getrieben. Unter ihnen viele Kongreßabgeordnete, die sich der Wahrheit und dem Fairplay verbunden wußten.

Als US-Senator Green meinem Manne auch noch die Auszeichnungen aberkannt wissen wollte, wurde er von Arthurs Freunden in seine Schranken verwiesen. Es handelte sich um denselben Kongreßabgeordneten, der die widerlichsten Lügen über ihn vor den Kongreß gebracht und später niemals diese Verleumdungen auch nur mit einem Wort bedauert hat.

Auch die NASA stand zu ihm und hat diese weitere Ehrabschneidung, die in der Aberkennung seiner Auszeichnungen gelegen hätte, nicht geduldet. Während Arthur durch diese letzten kummervollen Jahre nach unserer Heimkehr aus Kanada körperlich deutlich abbaute, arbeitete sein Geist nach wie vor exzellent. Dies zeigte sich bei unserer Teilnahme am 50. Jahrestag des ersten Raumfluges einer Rakete – der A 4 – am 3. Oktober 1992, als er seinen Freunden und den vielen Interessierten Rede und Antwort stand.

Im folgenden Jahr wurde seine Gesundheit rapide schwächer. Wir haben uns nach der Möglichkeit für ein Altersheim umgesehen und es im Sommer 1995 in Hamburg gefunden. Ein halbes Jahr später, in der Sylvesternacht 1995, ist er hier gestorben.

Warum sich Juden in aller Welt gegen meinen Mann gewandt hatten, konnte und kann ich auch heute noch nicht verstehen. Er hatte buchstäblich nichts mit Juden bei seiner Arbeit in Deutschland zu tun. In dem Werk, in dem er als Betriebsdirektor tätig war, gab es keinen einzigen.

Nur auf ein Lügenmärchen aufgebaut, haben sich Juden in aller Welt, ohne Kenntnis von der Sachlage, als seine ärgsten Feinde gefühlt und auch so gehandelt. Das ist uns allen, die meinen Arthur und den Vater unserer Tochter gekannt haben, ein ewiges Rätsel geblieben: Dieser bedingungslose Haß auf einen Menschen, der völlig unschuldig war.

Daß neben allen Arbeitern vor allem auch mein Mann unter den bedrohlichen Dingen litt und im April 1945 ebenfalls vor dem totalen Zusammenbruch stand, wie jeder andere auch, sei nur am Rande erwähnt. Ebenso die Tatsache, daß ihm von allen Seiten – und nicht zuletzt von den Häftlingen im Mittelwerk – bescheinigt wurde, ein anständiger Vorgesetzter gewesen zu sein. Als ich Ende August des Jahres 1996 in die USA flog, und dort bis Anfang November 1996 bei meiner Tochter blieb, haben wir eine lange Rundreise unternommen und sind bis nach Huntsville, Alabama, gekommen. Viele alte Freunde, die wir besuchten, und andere, die sich spontan bei uns meldeten, haben uns gezeigt, daß Arthur in ganz Amerika unvergessen ist und daß keiner von ihnen auch nur ein Wort davon glaubt, was von den Massenmedien gegen ihn verbreitet wurde. Auch für sie hat ihr Vaterland und ihr amerikanisches Demokratieverständnis nach diesen Taten gegen ihren Freund Arthur Rudolph einen dunklen Fleck bekommen, der nicht eher ausgelöscht sein wird, bis dem Raketenfachmann, der Amerikas Astronauten in den Weltraum schoß und zum Mond brachte, eine zwar späte aber dennoch nicht nutzlose Rehabilitation gegeben wird.

ALS STAATENLOSER IN DEUTSCHLAND

Die Freunde und die Feinde

Nachdem Arthur Rudolph aus den USA ausgewiesen und durch angebliche „Beweise“ über von ihm zu verantwortende Kriegsverbrechen überführt worden war, die vom sowjetischen KGB gefälscht und mit stillschweigendem Einverständnis des US-Justizministeriums und von Mitarbeitern des Simon Wiesenthal Center für Holocaust Studien in Los Angeles als wahr dargestellt wurden, war die „Jagd“ auf ihn noch einmal freigegeben worden. Die unbewiesenen Beschuldigungen und die nachfolgende publizistische Kampagne durch das Wiesenthal Center zielten darüber hinaus auch noch auf die Herausstellung einer angeblichen Nazi-Bedrohung der USA ab. Dr. Winterberg dazu: „In unserem Lande wurden den erschreckten Amerikanern – besonders aber den Juden – diese Nazibedrohung suggeriert, mit der gleichzeitigen Aufforderung, Geld dafür zu spenden, alle Nazi-Kriegsverbrecher in den USA vor Gericht zu bringen.“ Daß auch Arthur Rudolph einen solchen Bettelbrief erhielt und zu Spenden angehalten wurde, um seine eigene Diffamierung zu finanzieren, scheint ein Stück aus dem Tollhaus zu sein, ist aber die nackte Wahrheit. Dieser Brief des Simon Wiesenthal Center liegt dem Autor vor.

Zu allem Übel druckte das Establishment der Printmedien überwiegend nur das, was ihm durch dieses Zentrum und das OSI zugespielt wurde. Nur eine Handvoll Amerikaner waren sich bewußt, daß dies alles eine „Fehlgeburt der US-Justiz“ war. Diese Menschen vereinigten sich mit dem festen Willen, für Arthur Rudolph zu kämpfen.

Generalmajor John B. Medaris, während der Fünfzigerjahre Chef der Army Ballistic Missile Agency im Redstone Arsenal, erklärte in aller Öffentlichkeit, daß der amerikanische Staat „die Verfolgung dieses verdienten Mannes mit illegalen Mittel, außerdem ungerecht und unmoralisch betreibt. Ich kann keinen einzigen justitiablen Beweis gegen diesen Mann finden, der 30 Jahre lang unserem Lande gedient hat.

Die Anschuldigungen des US-Justizministeriums, daß er Häftlinge verfolgt und sie mit Gewalt zur Arbeit unter inhumanen Bedingungen angetrieben haben soll, um die V 2 zu bauen, sind nichts als leere Parolen. Die Behauptung des OSI, es habe beweiskräftige Dokumente zu diesen Vorwürfen, waren offenkundig gewordene Lügen. Sie wurden deshalb auch zu keiner Zeit durch das Justizministerium unseres Landes publik gemacht. Diese Haltung der obersten Justizbehörde versetzt den OSI-Beweisen den Todesstoß. Faktum ist, daß Rudolph niemals auch nur einen Arbeiter verfolgt oder angetrieben hat.“

Eigentliche Beweise wurden hingegen von Dr. Friedwardt Winterberg

gesammelt und sind bereits zum Teil genannt worden. Sie beweisen, daß das OSI mit Hilfe des Wiesenthal Center und des KGB einen „Buhmann“ aufgebaut hatte.

Eines der wichtigsten Indizien sei an dieser Stelle noch genannt, um die Umtriebigkeit des KGB und des STASI ins rechte Licht zu rücken. Winterberg fand während seiner Forschungen heraus, daß alle von OSI und dem KGB aufgebotenen „Beweise“ von jemand anderem erfunden worden waren. Und dies bereits 20 Jahre vorher. Er fand ein Buch des Stasispitzels Dr. Julius Mader, das 1964 erschienen war. Aus diesem hatten OSI und KGB beinahe wörtlich die Anschuldigungen entnommen, die nun gegen Dr. Arthur Rudolph erhoben worden waren.

„Der einzige Grund für die Anklage gegen Arthur Rudolph“, so Dr. Winterberg, „ist politisch motiviert. Das KGB hat dem OSI seine gefälschten Unterlagen zugespielt, um die in Gang kommende amerikanische Friedensbewegung in Europa zu forcieren und vor allem die Stationierung der Pershing II-Raketen in Deutschland zu verhindern, indem man erklärte, daß es Nazis waren, welche diese Raketen konstruiert und gebaut hätten und daß Nazi-Kriegsverbrecher hinter alledem steckten, was die Welt gefährden könnte. Sie hätten bereits für die Nazis die verheerendsten Vernichtungswaffen gebaut.“

Dr. Winterberg stellte dazu richtig: „Arthur Rudolph und seine Ingenieure haben im Auftrag und auf Befehl des Staates im Mittelwerk gearbeitet. Sie haben die Sklavenarbeiter nicht eingestellt. Diese Häftlingsarbeiter sind durch die SS zur Verfügung gestellt und zur Arbeit im Mittelwerk gezwungen worden, nachdem Hitler ihrem Einsatz zugestimmt hatte. Nur die SS gab ihnen Befehle und niemand von diesen bedauernswerten Opfern eines Regimes, die im Mittelwerk gearbeitet hatten, beschuldigte Arthur Rudolph in den nachfolgenden Prozessen in Dachau, Köln und Essen auch nur mit einem Wort.“

Patrick Buchanan, Kommunikationsdirektor im Weißen Haus, und seine Freunde, die der Sache Rudolph auf den Grund gehen wollten, fanden heraus, daß das US-Justizministerium in Verbindung mit dem sowjetischen KGB gestanden hatte. Diese war durch die Vermittlung des UdSSR-Botschafters in Washington zustande gekommen. Sie fanden Hinweise, daß in einer Anzahl versuchter Deportationen von US-Bürgern, einschließlich John Demjanjuku und Frank Walus, das OSI-Büro durch das KGB Beweise fabrizieren ließ.

Noch am 22. Oktober 1984 hatte die Süddeutsche Zeitung unter anderem verkündet: „Arthur Rudolph wird beschuldigt, während seiner Arbeit für die V 2-Raketen der Nazis jüdische Zwangsarbeiter zu Tausenden zu Tode geschunden zu haben“, obgleich zu dieser Zeit bereits die Unhaltbarkeit dieser Anschuldigung bekannt war. Dr. Ing. Walter Häussermann schrieb an die Leserbrief-Redaktion, die seinerzeit von

Dr. Christian Uhlmann geleitet wurde:

„Huntsville Alabama, 6. Juli 1985

Ich möchte auf Ihr Schreiben vom 18.2.1985 zurückkommen, das ich als Erwiderung auf meinen Brief erhielt. Leider haben sie meine Fragen nicht beantwortet. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir Ihre 'dpa'-Quelle mitteilen würden, die Bemerkung 'Er wird beschuldigt, während seiner Arbeit für die V 2-Rakete der Nazis jüdische Zwangsarbeiter zu Tausenden zu Tode geschunden zu haben', kann ich nur als verleumderisch und übelste Hetze bezeichnen. Ich würde gern erfahren, wer diese Bemerkung aufgebracht hat. In meinem weiteren Bekanntenkreis wurde keine derartige Veröffentlichung in den USA gefunden, noch wurde eine derartige Beschuldigung in dem Agreement des Office of Special Investigation mit Dr. Rudolph gemacht. Dr. A. Rudolph war technischer Leiter der V 2-Herstellung. Er hatte keinen Einfluß auf die Behandlung der Arbeiter im Lager Dora/Nordhausen oder gar außerhalb der Produktion. Dies war allein die Verantwortung der SS. Dr. Rudolphs Aufgabe verlangte die Verwendung von Handwerkern und technisch begabten Arbeitern, die leistungsfähig sein mußten. Sie wurden mindestens so gut ernährt wie die deutsche Zivilbevölkerung, wie dies von Prof. Hochmuth und dem Lagerinsassen Frank Barwacz bezeugt wird. Die oben angeführte Veröffentlichung in Ihrer Zeitung entbehrt jeder Logik und Wahrheit. Die weitere beiliegende Kopie eines Schreibens des Leitenden Oberstaatsanwaltes Streim der Landesjustizverwaltungen in Ludwigsburg besagt ferner, daß Dr. Rudolphs Name während aller umfangreichen Ermittlungen über Dora-Nordhausen nicht bekannt geworden ist. Ich möchte Ihnen versichern, daß ich mindestens so sehr an der Verfolgung der Verbrecher in den Mittelbaulagern, für welche die SS verantwortlich war, interessiert bin, wie an der Rehabilitierung unschuldiger Angestellter. Mit freundlichen Grüßen! W. Häussermann.“

Auf eine Antwort wartet Dr. Häussermann noch heute.

Bemühungen um eine Wiedereinbürgerung Arthur Rudolphs

Da Dr. Arthur Rudolph nach seiner Ausbürgerung und Aberkennung der US-Staatsbürgerschaft ohne Paß war, galt er nach seinem Eintreffen in Deutschland, in der BRD, als Staatenloser, der beliebig hin und hergeschubst werden konnte, ohne daß sich irgend ein Staat der Welt darum zu kümmern brauchte. Arthur Rudolph mußte versuchen, die deutsche Staatsbürgerschaft zurückzugewinnen. Zwar protestierte die Regierung der BRD beim US-State Department wegen der Umstände, unter denen Arthur Rudolph nach Deutschland zurückgeschickt wurde, ohne jeden Ausweis und andere Papiere. Die US-Staatsbürgerschaft war ihm am

25. Mai 1984 aufgekündigt, und am selben Tage dem US-Konsulat in Hamburg mitgeteilt worden. Der deutsche Generalkonsul, Elfriede G. Krüger, informierte das US State Department, daß Rudolph illegal nach Deutschland eingereist sei und brandmarkte dies als gesetzeswidriges Verhalten der USA.

Ein Offizieller des US State Departement konterte jedoch, daß die Aktion gegen Rudolph mit dem internationalen Recht vereinbar gewesen sei. Der Sprecher fügte hinzu: „Als Rudolph seine US-Staatsbürgerschaft betrieb, hat er seine Nazivergangenheit verschwiegen und dies kann ein Grund dafür sein, daß er überhaupt kein legaler US-Staatsbürger werden konnte, und möglicherweise auch keiner war.“

Allan A. Ryan, der frühere Chef des OSI, erklärte laut Meldung der Washington Post vom 6. Juni 1985, kaltschnäuzig: „Es ist Sache der Deutschen“, was sie im Falle Rudolph zu tun gedenken. Wir haben zwei Jahre auf seine Überführung verwandt und wären die letzten, die nun seine Unschuld und seine Satisfaktion betreiben. Es gibt hier nicht einen, der ihn in diesem Lande wünschte.“ Der Jüdische Weltkongreß sekundierte mit der Feststellung vom 5. Juni 1985: „Die Kontroverse über Rudolph ist Teil einer absichtlichen politischen Handlungsweise Westdeutschlands, mit dem Ziele, die Deportation von Kriegsverbrechern nach Deutschland zu verhindern.“ Es galt also, durch die Erringung der deutschen Staatsbürgerschaft für Arthur Rudolph mit aller Macht einzutreten. Bereits am 27. Februar 1985 schrieb Dr. Ernst Stuhlinger an den Petitionsausschuß des Deutschen Bundestages: „Sehr geehrte Damen und Herren Abgeordnete. Die Unterzeichneten bitten, das Gesuch um die Wiedereinbürgerung des Herrn Dr. Arthur Rudolph, Hamburg, zu genehmigen. Dr. Rudolph lebte und arbeitete als deutscher Staatsbürger bis Kriegsende in Deutschland. Nach dem Kriege ging er gemeinsam mit Wernher von Braun nach den Vereinigten Staaten und nahm maßgeblich an verschiedenen Raketenprojekten teil. Im Jahre 1982 wurde ihm von dem 1979 errichteten Office of Special Investigations vorgeworfen, KZ-Häftlinge „zu Tode gearbeitet“ zu haben. Diese Anklage steht im Gegensatz zu dem Befund amerikanischer Justizbehörden und der amerikanischen Armee, die Dr. Rudolph unmittelbar nach dem Kriege einer gründlichen Investigation unterzogen und ihn für unschuldig erklärt haben.“

Die Ankläger boten Dr. Rudolph an, entweder auf seine amerikanische Staatsbürgerschaft zu verzichten und das Land zu verlassen, oder sich aber einer langwierigen Gerichtsverhandlung zu unterwerfen, zu der das OSI Zeugen beschaffen werde, die aber Dr. Rudolph vor dem Prozeß nicht genannt werden könnten. Falls dann Dr. Rudolph den Prozeß verlor, würde er auch seiner Pensionsansprüche verlustig gehen. Außerdem wür-

den seine Frau ebenso wie seine Tochter der amerikanischen Staatsbürgerschaft verlustig gehen. Unter diesem Druck zog Dr. Rudolph die erste Alternative vor. Dies sowohl seines Alters wegen (geboren 1906), als auch wegen der enorm hohen Kosten seiner Verteidigung. Diese Entscheidung war mitbeeinflusst durch seine Erwägung, im Laufe der nächsten Jahre ohnehin nach Deutschland zurückzukehren und seinen Lebensabend dort zu verbringen. Die Unterzeichneten sind nach einer sorgfältigen Durchsicht der ihnen zugänglichen Vernehmungs- und Anklageschriften überzeugt, daß die Anschuldigungen gegen Dr. Rudolph zu Unrecht bestehen. Diese Überzeugung gründet sich auf eine Reihe von Fakten und Dokumenten, die zum Teil diesem Brief als Anlagen beigelegt sind.

Professor Dr. F. Winterberg aus Reno, Nevada, zur Zeit Gastprofessor in Konstanz BRD, bat uns, seinen Brief vom 29. Januar diesem Gesuch beizufügen. Professor Winterberg machte kürzlich einen Zeugen ausfindig, der als KZ-Häftling im Mittelwerk gearbeitet hatte, der Dr. Rudolph als technischen Direktor der V 2-Fertigung kannte und der bereit ist, die Unschuld Dr. Rudolphs zu bezeugen. Wir wären Ihnen, sehr geehrte Damen und Herren, sehr dankbar, wenn sie das Gesuch Dr. Rudolphs um Wiedereinbürgerung befürworten, bzw. genehmigen würden.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ernst Stuhlinger, Walter Häussermann, Karl Heimburg.“

Der Brief von Prof. Dr. F. Winterberg an den Petitionsausschuß des deutschen Bundestages hatte folgenden Wortlaut:

„Sehr geehrte Damen und Herren Abgeordnete,

Ich bin amerikanischer Wissenschaftler deutscher Abstammung (Jahrgang 1929) und gegenwärtig Gastprofessor an der Universität Konstanz. Als Sprecher vieler gleichdenkender Amerikaner deutscher Abstammung stelle ich an den Ausschuß den Antrag, seinen Einfluß im Bemühen um die Einbürgerung eines hochverdienten deutschen Raumfahrtpioniers und einem der engsten Mitarbeiter des verstorbenen Wernher von Braun, Herrn Dr. Ing. e. h. Arthur Rudolph, geltend zu machen. Herr Dr. Ing. h. c. Rudolph ist seit 1930 in der Raketen- und Raumfahrtforschung tätig. Er ist jetzt 78 Jahre alt und hat sich entschlossen, die letzten Jahre seines Lebens gemeinsam mit seiner Frau in der alten Heimat zu verbringen.

Wegen des hohen Alters des Antragstellers bitte ich Sie, sehr verehrte Damen und Herren Abgeordnete, sich dafür einzusetzen, daß dieser Antrag auf Wiedereinbürgerung vorrangig behandelt wird. Durch Unterschrift haben sich 81 hervorragende international bekannte Wissenschaftler und andere Persönlichkeiten meinem Antrag angeschlossen. Dieser Antrag ist bestimmt ganz im Sinne des leider so frühzeitig verstorbenen Dr. Wernher von Braun. Mit vorzüglicher Hochachtung! Dr. F. Winterberg.“

Doch vor einer solchen Wiedereinbürgerung hatte die Rachsucht des OSI und anderer Stellen noch einen Prozeß gestellt, mit dem Arthur Rudolph endgültig in den Orkus gestoßen werden sollte.

Bis zur Vernichtung! Das Ermittlungsverfahren

Offenbar hatte das OSI, nachdem es ihm gelungen war, Arthur Rudolph aus den USA zu entfernen und ihn zur Aufgabe seiner US-Staatsbürgerschaft zu erpressen, nicht mit einem solchen Sturm der Entrüstung in den USA gerechnet. Zu Tausende trafen Briefe bei den Medien ein, wurde selbst der US-Präsident, Ronald Reagan, in diese nach der Volksmeinung betrügerischen Machenschaften des OSI hineingezogen und verlangte eine sofortige Überprüfung der Unterlagen und die Sperrung der Besprechungsprotokolle zwischen OSI und Arthur Rudolph. Diese hätten ans Licht gebracht, daß Arthur Rudolph völlig unschuldig war und, daß es keinerlei Beweise für jene Anklagen und Vorwürfe gab, mit denen das OSI den Raketenpionier überschüttet hatte. Es bliebe nur noch an dieser Stelle festzuhalten, daß der Angeschuldigte in keiner Weise rechtskräftig verurteilt werden konnte.

Das Office of Special Investigations hatte keine gerichtlichen Befugnisse und nach wie vor hatte Arthur Rudolph kein Strafregister. Dies sollte anders werden! Um ihn dennoch vor Gericht bringen und wegen jener angeblichen Taten zu verurteilen, deren er durch das OSI angeklagt worden war, sollten die deutschen Justizbehörden als willfähriger Erfüllungsgehilfe dem hochdekorierten Raketenfachmann den Garaus machen. In einem von der Staatsanwaltschaft beim Landgericht Hamburg anhängigen Ermittlungsverfahren sollte Arthur Rudolph nach seinem Hinauswurf aus Amerika und Aberkennung der US-Staatsbürgerschaft nunmehr als „Staatenloser“ vor die Schranken des Gerichtes treten. Die Anklagepunkte lauteten: „Verdacht der Teilnahme an dem unbarmherzigen Tod von Häftlingen im Konzentrationslager Mittelbau/Dora.“

Es erscheint völlig absurd, daß ausgerechnet die US-Justizbehörden, die für Kriegsverbrechen zuständig waren, diesen Prozeß in Deutschland fortzusetzen beabsichtigten. Dennoch war es so: Sie alarmierten das Deutsche Auswärtige Amt in Bonn und veranlaßten dieses, gegen Dr. Arthur Rudolph tätig zu werden. Dies unter Hinweis darauf, daß der Angeschuldigte US-Staatsbürger gewesen sei, der von einer Unterabteilung des US-Justizministerium – dem Office of Special Investigations – dieser Verbrechen für schuldig befunden worden sei. Er habe seine US-Staatsbürgerschaft zurückgegeben und in Deutschland Aufenthalt genommen. Rätselhaft erschien, daß man ihn nicht in den

USA verurteilt hatte, wenn man schon gegen ihn tätig geworden war. Wobei auch den deutschen Behörden zu dieser Zeit, man schrieb das Jahr 1985, unklar war, ob das OSI überhaupt als Rechtsinstanz dazu legitimiert war.

Das Amt für Öffentliche Anklagen in Hamburg, dem dieser Fall übergeben wurde, sah nach Übergabe der Unterlagen und den verschiedenen Anklagepunkte, die ihm aus den USA zuzingen, „den Anfangsverdacht auf kriminelle Straftaten gegeben“. „Arthur Rudolph kann in Deutschland angeklagt werden“, hieß es am Schluß dieser Feststellungen. Dies, obgleich in den USA kein Prozeß wegen begangener Kriegsverbrechen gegen ihn angestrengt, und es demzufolge auch zu keiner Verurteilung gekommen war. Dies sollte nun die deutsche Justiz nachholen, um die nicht verstummten Proteste aus allen Schichten der US-Bevölkerung mit diesem Schuldspruch niederzuknüppeln. Das Hamburger Gericht nahm seine Arbeit auf, stellte zunächst die Identität des am 9. November 1906 in Stepfershausen/Thüringen geborene Arthur Rudolph fest, um daran anschließend zu formulieren:

„Das Ermittlungsverfahren gegen den Rentner und früheren Betriebsdirektor in der Staatsunternehmung Mittelwerk GmbH, mit Sitz in Berlin, betrifft den Verdacht der Beteiligung des Rudolph daran, daß Häftlinge des KZ-Mittelbau/Dora im Sinne des § 211 StGB grausam getötet wurden, denen vorgeworfen worden war, durch 'Sabotage' die Produktion von Marschflugkörpern des Typ V 2 (Vergeltungswaffe 2, einer Art von Rakete mit Bombenladung) beeinträchtigt zu haben.

Rudolph war in der Mittelwerk GmbH technischer Direktor und führte, unterstützt von einem Mitarbeiterstab die Aufsicht über die Produktion, die in unterirdischen Stollen durch Häftlinge des in unmittelbarer Nähe eingerichteten KZ Mittelbau/Dora durchgeführt wurden. Rudolph hielt sich so gut wie täglich vorübergehend in der Produktionsstätte auf, weil er die Verantwortung für eine möglichst fehlerfreie Fertigung der Marschflugkörper hatte. Es handelte sich um technisch kompliziertes Kriegsgerät, das nur bei einem hohen Qualitätsstandard seine Funktion erfüllen konnte und das die NS-Führung als besonders wichtige Kriegswaffe einschätzte. Soweit die Arbeitskräfte KZ-Häftlinge waren hatte Rudolph nur ein begrenztes, von den Erfordernissen der Produktion her bestimmtes Weisungsrecht. Die Häftlinge unterstanden im übrigen der SS.

In der Produktion kam es, sei es unbeabsichtigt infolge mangelnder technischer Ausbildung, oder infolge der menschenunwürdigen Behandlung, sei es auch absichtlich, zu Produktionsfehlern, die wohl auch zu gezielten Zerstörungen sei es der Produktionsgeräte, sei es der Fertigungsteile, führten. Es existierte auch eine auf Widerstands-

handlungen ausgerichtete Gruppierung. Da die über die Häftlinge verfügenden Stellen keinerlei Kontrolle unterlagen, nahmen sie sich freie, wenn nicht völlig willkürliche Verdachtszuweisung heraus.

In den unterirdischen Produktionsstätten fanden in den Jahren 1944–1945 vor den Augen der Häftlinge mehrere Hinrichtungen Widerstands- oder Sabotageverdächtiger statt. Diese Hinrichtungen geschahen aufgrund von Befehlen der SS-Dienststellen. Die ausführenden Tatbeteiligten waren SS-Angehörige oder auch Funktionshäftlinge. Die zivilen Angehörigen der Unternehmung Mittelwerk GmbH, die im Besitz des Reiches stand, waren an den Hinrichtungen nicht unbeteiligt. Einmal waren sie es, die Fabrikationsmängel und Fehler aufdeckten und Fälle wirklicher oder vermuteter Sabotage meldeten. Zum anderen hielten sie sich teilweise während der besonders auf Abschreckung zugeschnittenen Hinrichtungsprozeduren an der Hinrichtungsstätte auf. Daß Rudolph Meldungen wirklicher oder vermuteter Sabotage erstattet oder weitergegeben oder sonst zur Kenntnis bekommen hat, ist bisher nicht bekannt, aber möglich!

Seinen eigenen Angaben, die er 1947 im amerikanischen Gerichtsverfahren gegen Andrae und andere, und 1982 in seinem amerikanischen Ausbürgerungsverfahren gemacht hat, ist zu entnehmen, daß er wenigstens einmal bei einer Erhängung anwesend war. (Das „wenigstens“, das mehrere Teilnahmen suggerieren sollte, ist von dem deutschen Gericht eingefügt worden). Durch weitere Ermittlungen sind vor allem folgende Fragenkomplexe zu klären:

1. Vorgeschichte der geschilderten Erhängung.
2. Beteiligung des zivilen Managements der Firma Mittelwerk GmbH an der Aufdeckung der angeblichen Verschwörung.
3. Eingrenzung der befehlsgebenden Stellen (Befehl, die Erhängung durchzuführen; Befehl, die übrigen Häftlinge zusehen zu lassen).
4. Wer kann als Augenzeuge dieser Erhängung über das Verhalten Rudolphs kurz vor, während und nach der Erhängung aussagen?
5. Hat Rudolph insbesondere in dem zu Ziffer 4 umrissenen Zeitraum selbst irgendwelche Anordnungen gegeben, oder in irgendeiner Weise deutlich gemacht, wie er zu der Erhängung stand?
6. Was ist sonst über das Verhalten des Rudolph zu den Häftlingen bekannt?
7. Wie wurde die geschilderte Erhängung durchgeführt?
8. Jeder Zeuge, der die Erhängung miterlebt hat, möge nach weiteren Augenzeugen befragt werden.“

Der gesamte Fragenkomplex zeigt eindeutig auf, daß absolut nichts gegen Arthur Rudolph vorlag und daß man eifrig bemüht war, Zeugen ausfindig zu machen, die ihm hätten etwas am Zeug flicken können. Alle

geschilderten und hier aufgezeigten Fragen der Oberstaatsanwaltschaft waren bereits hundertprozentig geklärt und bedurften eigentlich keiner weiteren Zeugenaussagen mehr.

Die Zeugen, die vom Hamburger Amtsgericht befragt wurden, gliederten sich in drei Gruppen. Einmal die früheren Häftlinge selber, sodann Kollegen und Mitarbeiter des Angeschuldigten, und schließlich auch noch die früheren SS-Wachmannschaften, Kapos und Lagerälteste. Hier ihre Aussagen ohne jeden Zusatz:

Zeuge Martin Adler: Er war Häftling im Mittelbau/Dora und erklärte, daß er keine Erhängung gesehen habe, die in Anwesenheit des Angeschuldigten vorgenommen wurde. Wörtlich gab er zu Protokoll „Rudolph hatte keinen Kontakt zu den Häftlingen und war nicht in Tötungsakte verwickelt.“

Zeuge Francis Barwacz: Häftlingsarbeiter im Mittelwerk, erklärte, daß die dort beschäftigten deutschen Zivilisten alle Häftlinge korrekt behandelten. Er stand für den Angeschuldigten auf und schrieb in diesem Sinne – als einziger Amerikaner der im Mittelwerk selber gearbeitet hatte – an Präsident Ronald Reagan. In diesem Brief vom 18. Februar 1985 betonte er: „Die angeschuldigte Person ist unschuldig. Ebenso seine Ingenieure und andere Angestellte des Mittelwerkes.“ Zu den Statements jüdischer Zeugen, die in den USA veröffentlicht worden waren und aus denen hervorging, daß Juden im Mittelwerk gearbeitet hätten, erklärte er: „Ich habe niemals Juden im Mittelwerk gesehen.“

Professor Dr. Friedwardt Winterberg zum gleichen Fragenkomplex: „Diese Vorwürfe, daß Rudolph Juden im Mittelwerk zu Tode geschunden habe, sind unwahr. Alle Zeugnisse dazu sind unglaubwürdig. Vor allen Dingen auch deshalb, weil diese Zeugen nicht im Mittelwerk gearbeitet haben und demzufolge aus eigener Zeugenschaft nichts über die dort arbeitenden Häftlinge gekannt haben. Die Beschuldigungen des OSI, daß Häftlinge jüdischen Glaubens und Herkunft im Mittelwerk gearbeitet hätten, haben sich als völlig haltlos herausgestellt.“ (Was mit jüdischen Häftlingen im gesamten KL Mittelbau/Dora geschah und ab wann sie dort eingekerkert waren, hat der Autor in einer Zusammenstellung nach Unterlagen der Gedenkstätte Dora ermittelt).

Zeuge Vadim Fjodorowitsch Bykadorow: Er erklärte am 11.8.1986 vor einem Moskauer Befragungsgesicht, das aufgrund des OSI-Hilferufes nach neuen Zeugen an das KGB eingerichtet wurde, daß er Arthur Rudolph nicht kenne und demzufolge auch nichts gegen ihn aussagen könne.

Zeuge Nikolai Maximowitsch Dektjarew: Er will in der Endfertigung der V 2 gearbeitet haben. Seine Aussage lautete: „Geschäftsführende Zivilangestellte gingen gemeinsam mit den Mitgliedern der SS durch das Untergrundwerk, um die Arbeitsausführung durch die Häftlinge zu prü-

fen. Exekutionen fanden alle Tage statt. Sie wurden vor den Augen der Zivilarbeiter durchgeführt.“ Auf die Frage nach dem Verantwortlichen für diese täglichen Massenexekutionen sagte er: „Ich kenne die Namen jener, die die Befehle dazu gaben, nicht. Aber ich kenne den Namen des Direktors der Werkstatt. Er lautet Wernher von Braun. Nach seinen Instruktionen wurden die Häftlinge durch Erhängen oder Erschießen getötet. Von Brauns Vertreter war Arthur Louis Hugo Rudolph. Wenn er im Werk erschien, dann folgten unvermeidlich Exekutionen nach. Er hat einigemal an Gruppenerhängungen im Tunnel teilgenommen. Zwar habe ich es nicht selber gesehen, aber ich glaube es. Ich würde ihn anhand eines Fotos nicht erkennen. Auch dann nicht, wenn ich ihm gegenübergestellt werden würde.“ Dazu bedarf es keinerlei Kommentars. Dieser Häftling kannte sämtliche Vornamen Rudolphs, die keiner seiner Kollegen wußte. Und solches nur zu glauben, ist denn doch höchstens in einer Märchenstunde von Belang.

Das Gericht erkannte denn auch: „Diese Aussage ist nicht von Nutzen. Wernher von Braun war nie Direktor des Mittelwerkes und die angebliche Teilnahme Rudolphs an Erhängungen sind vom Zeugen nicht gesehen worden. Oberstaatsanwalt Duhn: „Diese Zeugenaussage ist nicht geeignet, eine kriminelle Tätigkeit Rudolphs zu beweisen.“ (Das genaue Gegenteil davon ist der Fall).

Zeuge Roman Drung: „Ich kann mich an den Angeschuldigten Rudolph nicht erinnern.“ (Wenn Arthur Rudolph der Teufel in Menschengestalt gewesen wäre, auf dessen Konto 20.000 bis 30.000 Tote gekommen wären, hätte Drung als Arbeiter im Mittelwerk dies wissen müssen).

Zeuge Mendel Leben: „Ich kenne den Angeschuldigten nicht.“

Zeuge Alfred Meinhardt: „Ich war Oberkapo im Mittelwerk und hätte von kriminellen Handlungen des Ingenieurs Arthur Rudolph mit Sicherheit Kenntnis gehabt. Ich kannte Wernher von Braun. Von Arthur Rudolph weiß ich nichts.“

Zeuge David Mietler: „Ich arbeitete im Mittelwerk.“ – „Das war die Aussage die er zu machen hatte. Aufgrund seiner psychischen Hinfälligkeit war er nicht in der Lage überhaupt eine weitere Aussage zu machen und wurde vom Gericht entlassen.

Zeuge Thadeusz Jan Patzer: Als Häftlingsfunktionär im Mittelbau tätig fungierte er als Dolmetscher für polnische Häftlinge und nahm an fast allen Erhängungen teil, ohne daß ihm Arthur Rudolph auch nur einmal aufgefallen oder er ihn auch nur von weitem gesehen hätte.

Zeuge Georg Reichenberger: Er war ebenfalls Funktionär und nahm an Tunnelerhängungen teil. Er sagte aus, daß die Arbeiter der jeweiligen Schicht daran teilnehmen mußten, ebenso viele Zivilisten. Er erinnert sich an den SS-Offizier Bischoff. „Arthur Rudolph aber kenne ich nicht.“

Zeuge Otto Slawski: Als Funktionär überwachte er die Sklavenarbeiter im Tunnelsystem des Kohnstein. Er erwähnte zwar den Namen des

Angeschuldigten, ließ aber offen, ob er ihn aus der Erinnerung kannte oder ihn erst später durch die Presse erfuhr.

Zeuge Abraham Verde: „Ich kenne den Angeschuldigten nicht“, war seine erste und einzige Antwort.

Zeuge Alan Zimm: „Von Januar bis April 1945 war ich im KL Mittelbau/Dora. Ich arbeitete im Tunnel und habe den Angeschuldigten beinahe täglich gesehen. Auch im Zusammenhang mit zwei Erhängungen. Diese erfolgten im späten Februar und frühen März 1945.“ Auf weiteres Befragen gab er zu, daß er den Beschuldigten nie gesehen habe, weil er selber keinmal direkt bei Erhängungen zugegen gewesen sei. Er sei vielmehr damit beauftragt gewesen, nachzusehen ob die Erhängten nach dem Herunternehmen noch lebten, als er die beklagte Person mit Direktor Sawatzki und Wernher von Braun im Tunnel gesehen haben wollte. (Offenbar sollte Zimm, die noch nicht toten Erhängten mit einem Gegenstand erschlagen. Dies würde auch erklären, warum die SS ausgerechnet ihm die Gelegenheit gaben, immer wieder in der Nähe der Erhängten zur Stelle zu sein, wenn er gebraucht wurde).

Zeuge Willy Zwiener: Er war Oberkapo und an mehreren Tötungsdelikten beteiligt. Zur Tätigkeit eines Exekutierers hatte er sich freiwillig gemeldet. Darüber hinaus war er einer der berüchtigten Lagerältesten. In Dachau wurde er zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt. Zur Person Rudolphs befragt, erklärte er mit Bestimmtheit: „Ich kenne den Angeschuldigten nicht.“

Zeuge Hans Möser: Dieser Zeuge wurde vom US-Justizministerium benannt. Als Schutzhaftlagerführer im KL Mittelbau II – Ellrich – tätig, war er als einziger Angeklagter vom Dachauer Militärtribunal zum Tode verurteilt und exekutiert worden. Aus seinen Wort für Wort durchforsteten Prozeßunterlagen konnte der Name Rudolph nicht ein einziges Mal herausgefiltert werden.

Diese Tatsachen zeigen auf, daß Arthur Rudolph nicht einmal am Rande in die Tötungsmaschinerie der SS verquickt war. Mit diesem „tot-sicheren“ Zeugen hatte das US-Justizministerium einen guten Entlastungszeugen für Arthur Rudolph aufgeboten, auch wenn das Gegenteil beabsichtigt war. Übrigens wurde jener russische Häftling, der Dr. Arthur Louis Hugo Rudolph als SS-Hauptsturmführer „kannte“ und selbst dessen unter der Achsel eingetätzte SS-Nummer wußte, direkt vom KGB eingewiesen und mit den auszusagenden „Wahrheiten“ ausgestattet. Das KGB kannte natürlich jenen Dr. Arthur Rudolph genau, der SS-Hauptsturmführer war (und nicht die weiteren Vornamen Louis und Hugo trug). Daß dieser für den Tod von 7.000 bis 8.000 Häftlingen des Lagers Mittelbau II – Ellrich – verantwortlich galt, und natürlich auch, daß er nicht mit dem Raketeningenieur Rudolph identisch war; doch das scherte sie keinen Deut. Sie präsentierten dem OSI und der Hamburger Staatsanwaltschaft jenen Augenzeugen, der Arthur Rudolph vernichten

würde, womit ja der Zweck dieses Verfahrens erreicht worden wäre. Diese Kaltschnäuzigkeit, der unbändige Vernichtungswille einem Unschuldigen gegenüber, wurde durchschaut. So kam denn auch Oberstaatsanwalt Duhn schließlich zu der Erkenntnis: „Arthur Rudolph wurde in diesem schwerwiegenden Fall mit einem Manne gleichen Namens verwechselt, der allerdings bereits am 21. August 1904 in Schlotheim/Thüringen geboren wurde und anfangs der Dreißigerjahre seinen Dokortitel erlangte“. Die zuerst brandheiße Spur hatte sich über Nacht zur Eiseskälte abgekühlt, und damit waren die Lügengebäude des KGB entlarvt.

Der SS-Hauptsturmführer Rudolph verschwand in der Versenkung. Wieder einmal mehr war ein Schuldiger für immer der Gerichtsbarkeit entzogen, während Arthur Rudolph nach wie vor als Sündenbock dastand.

Zeuge Heinrich Rudolph: Er diente als SS-Mann im Lager Ellrich und war von der Luftwaffe übernommen worden. Er kannte Arthur Rudolph nicht und war auch nicht mit ihm verwandt, so daß er entlassen wurde.

Zu den Massakern und Peinigungen im KL-Mittelbau/Dora wurden auch Teilnehmer an diesen Exzessen aus den Reihen der Wachmannschaften gehört. So der SS-Untersturmführer Sander, der bereits als SS-Hauptscharführer seine blutige Spur durch das Lager Ellrich gezogen hatte.

Zeuge Sander: Bereits vor dem Essener Gericht, das gegen ihn in Sachen Erhängungen und Mißhandlungen ermittelte, sagte er aus: „Ich war im Mittelbau II – Ellrich – mit der Gegenspionage beauftragt und hatte alle wegen des Verdachts der Sabotage oder des Widerstandes gegen die Lagergewalt verdächtigen Häftlinge zu verhören. Diese Sabotagehandlungen betrafen nicht das Mittelwerk, sondern den Mittelbau II – Ellrich. Es war meine Aufgabe das Überwachungssystem gegenüber den Häftlingen zu vervollkommen.“ Ohne Genehmigung, aber mit stillschweigender Duldung führte er die Verhöre mit den Verdächtigen durch und fertigte nach Geständnissen über Sabotage- oder Widerstandsaktivitäten Meldungen darüber an, die er seinem direkten Vorgesetzten im SS-Reichssicherheitshauptamt vorlegte: „Alle Beweise und Reports unserer Spitzel wurden von mir dem RSHA vorgelegt.“ Unter seiner Herrschaft begannen im November 1944 die zahlreichen Erhängungen, die sämtlich das Lager Ellrich betrafen. Sander wurde von dem Essener Gerichtshof wegen erwiesener Teilnahme an zwei Häftlingsmorden zu sieben Jahren und sechs Monaten Haft verurteilt. Bei allen seinen Befragungen hat Sander mit keinem Wort auf Zivilingenieure des Mittelwerkes hingewiesen und konnte in diesem Zusammenhang auch keinen einzigen Namen nennen.

Zeuge Wilhelm Simon: Als SS-Oberscharführer des Gefangenen-

kommandos Mittelwerk beschwor er, mit den Erhängungen nichts zu tun gehabt zu haben. Er wisse nichts von einer – sei es auch nur indirekten – Beteiligung der Zivilangestellten oder der Ingenieure und führte aus: „Ich kann mich nicht erinnern, daß einer der Namen der Ingenieure in diesem Zusammenhang jemals genannt wurde. (Simon war vom Dauchauer Militärtribunal zu lebenslänglicher Haft verurteilt worden). Ich kann nicht sagen, ob oder in welcher Weise Arthur Rudolph über Erhängungen auch nur informiert war. Der Sicherheitsdienst der SS war es, der diese Strafen mit größter Freude ausführte, ohne auch nur den geringsten Unschuldsbeweis der Häftlinge anzuerkennen.“

Weitere Angestellte des Mittelwerkes (neben den bereits genannten Aussagen in den vorangegangenen Abschnitten) und Chefs des Mittelwerkes legten vor diesem Gericht ebenfalls Zeugnis ab, oder wurden (so im Falle des inzwischen verstorbenen Dr. Kettler) aus früheren Bekundungen zu diesem Problem zitiert.

Zeuge Dr. Kurt Kettler: Als Direktor der Betriebsdirektion I des Mittelwerkes hatte er im Gespräch mit dem Zeugen Manfred Bornemann, der sich literarisch mit dem Mittelbau befaßte, erklärt: „Arthur Rudolph war ein hervorragender technischer Experte. In der Sache Sabotageberichte, die ihm zur Last gelegt wurden, kann ich nichts sagen, weil ich darüber niemals etwas erfahren habe.“

Zeuge Rudi König: Als Zivilangestellter arbeitete er in der Maschinen-Konstruktionswerkstatt des Mittelwerkes. Er gab an, gehört zu haben, daß es Dr. Rudolph befohlen worden sei, die Zivilisten zu einer Erhängung zu schicken, bei welcher sechs Häftlinge zu Tode gebracht wurden. Er selber sei wegen einer falschen Weisung in die Galerie geschickt worden, wo aber die Erhängung nicht stattgefunden hatte, so daß er weder sie noch Arthur Rudolph habe sehen können. Zu den Befehlen und Weisungen und jenen, die sie erteilten, sagte er: „Alle Instruktionen wurden von der SS erteilt. Dr. Rudolph hatte keine Autorität, diese in Sachen der Häftlinge zu erteilen. Er war es aber, der sich für die seiner Obhut anvertrauten Häftlinge aufopferte und sie – wo immer er konnte – mit Extranahrung versorgte, obgleich dies verboten war.“

Zeuge Hans Möhring: Als Wehrmatsangehöriger war er zur Überwachung der Anlagen des Mittelwerkes eingesetzt. Er erklärte: „Die Anklagen gegen Arthur Rudolph sind falsch! Er konnte unmöglich schuldig sein, weil es ihm – wie allen Zivilisten des Mittelwerkes – verboten war, sich mit den Häftlingen zu befassen und weil diese ausschließlich der SS untergeordnet waren. Ich bin überzeugt, daß die Anklagen gegen ihn durch die US-Medien zügellos gewesen sind und keinerlei konkrete Verdachtspunkte enthielten, was ebenfalls auch für das OSI und dessen Anschuldigungen zutrifft.“

Nach Anhörung der 64 Zeugen und Überprüfung der vorgelegten

„Dokumente“ erkannte Oberstaatsanwalt Duhn, daß Dr. Arthur Rudolph von allen Anklagen freigesprochen werden müsse, „da nicht der geringste Beweis einer Straftat erkannt werden konnte.“ Als letzten russischen Zeugen ließ die Außerordentliche staatliche Kommission kurz vor Ende des Ermittlungsverfahrens am 2. Januar 1987 dem Ermittlungsrichter über das Generalkonsulat Hamburg eine Aussage zugehen, die bereits wenige Tage nach der Befreiung des Mittelbaus/Dora unter Vorsitz des Lagerkommandanten Oberstleutnant Tschernyschew gemacht wurde. Diese wurde am 26. Oktober 1945 vor der nach Nordhausen kommenden Kommission unter Oberst Bondarenko noch einmal wiederholt und zu Protokoll genommen. Darin heißt es: „Laut den vorhandenen Angaben ist das Lager im Jahre 1942 von russischen Kriegsgefangenen erbaut worden. Die Lagerräumlichkeiten waren für etwa 20.000 Personen ausgelegt. Nach den sichergestellten Angaben der Lagerverwaltung sind vom Jahre 1942 an, bis zum 11. April 1945 etwa 120.000 russische Kriegsgefangene und solche anderer Nationalität durch dieses Lager gegangen.“ Unter Punkt 2 dieser „Denkwürdigkeiten“ ist zu lesen: „Laut Angaben der vier Kriegsgefangenen, die bei der Befreiung durch die Rote Armee noch im Lager waren, Reismann Heinrich, Lassmann Heinrich, Paprotzky Josef und Tepljamow Viktor, sind nach den verbleibenden Dokumenten, in den Öfen des Dora-Krematoriums etwa 35.000 Häftlinge verbrannt wurden.“ Jeder Kommentar zu dieser Darstellung ist überflüssig. Die 16.000 Toten, die eruiert wurden, sind nicht weniger schlimm und beschämend, als die genannten 35.000, die angegeben wurden, nach dem Motto: „Geht es nicht noch ein wenig größer?“ Doch es geht noch weiter: „Zwei bis drei Stunden am Tage wurden die Häftlinge gezwungen Sport zu treiben, zu springen, sich auf den Kopf zu stellen und so umzudrehen, aufstehen und hinfallen und ähnliche Übungen.“ Mit dieser Zeitangabe aber kommen die russischen Skribenten in arge Schwierigkeiten, denn auch in deutschen KL hat der Tag nur 24 Stunden. Die weitergehenden Ausführungen: „Das Innenleben im Lager war völlig in den Händen von Verbrecherelementen oder Homosexuellen. Diese Verbrecher haben alle wichtigen Posten innerhalb des Mittelbaus/Dora innegehabt. Sie waren Lagerälteste, Krankenälteste, Kommandoälteste, Lagerpolizei, Kapos und Oberkapos. Sie hatten die unumschränkte Macht im gesamten Lager.“ Diese Verhöhnung der wirklichen Häftlinge und ihres tapferen Zusammenhaltens durch so massive Anschuldigungen, fiel nicht einmal in den USA auf. Doch weiter in den Zeugenaussagen: „Die Exekution durch Erhängen wurden durch das Lagerradio bekannt gegeben. Alle Formen der Exekution wurden im Fabrik-Krematorium durchgeführt und nicht auf dem Lagerterritorium.“

Diese Blütenlese von „Zeugenaussagen“, von Personen, die dabeigewesen sein sollen (das Mittelwerk aber niemals von innen gesehen hatten), fiel so auch nach dem ersten Durchsehen unter den Tisch. Ober-

staatsanwalt Duhn ließ sie nicht einmal verlesen, denn sie hätten schließlich nur einen Heiterkeitsausbruch hervorgerufen und ein solcher wäre im Hinblick auf 16.000 Tote und ihr blutiges Schicksal unerträglich gewesen. Die deutschen Befrager fanden die OSI-Beweise ohne jede Substanz und Wert, denn alle aufgebotenen Zeugen, die das OSI im Verein mit dem russischen KGB aufzubieten hatte, konnten in dieser Sache entweder nichts aussagen oder kannten Dr. Arthur Rudolph überhaupt nicht. Der überwiegende Teil der Zeugen war nicht einmal im Mittelwerk gewesen, sondern hatte sich in anderen Teillagern – vor allem in Ellrich – befunden. Der ganze riesige Aufwand, der den deutschen Steuerzahler Hunderttausende von DM kostete, war nichts anderes als ein großangelegtes Täuschungsmanöver, mit dem die deutsche Justiz überrumpelt und zum Büttel des OSI und des US-Justizministeriums gemacht werden sollte. Der beabsichtigte Effekt, Arthur Rudolph nun durch ein deutsches Gericht doch noch schuldig sprechen zu lassen, war an der Genauigkeit und Aufrichtigkeit des Oberstaatsanwaltes Duhn zerschellt, der befunden hatte: „Des Beklagten Aussagen in früheren Prozessen und in der Befragung durch das OSI und des Landgerichtes Essen, das in Bezug auf die Tunnelerhängungen gerichtlich untersuchte, zeigt keine Belastung für ihn. Es bleibt offen, welche Erhängung der Beschuldigte gesehen hat, angesichts der Liste von zehn Erhängungen vom 22. November 1944 bis zum 21. März 1945 kann er sich im Hinblick auf die Vielzahl der Möglichkeiten nicht an das exakte Datum dieser Erhängung erinnern.“ Oberstaatsanwalt Duhn zog am 14. Februar 1987 das Fazit: „Nach Anhörung der Zeugen und Überprüfung der vorgelegten Erklärungen muß Dr. Arthur Rudolph von allen Anklagen freigesprochen werden, da nicht der geringste Beweis einer Straftat vorgebracht werden konnte. Die Befragungen des Angeschuldigten durch das Office of Special Investigations, einem Departement des US-Justizministeriums, sind nicht geeignet, hinreichende Gründe für eine Schuld im Sinne der Kriminalgesetze zu finden.“

Dr. Arthur Rudolph erhielt nun die deutsche Staatsbürgerschaft zurück, um die sich viele seiner Freunde bemüht hatten. Für die deutsche Justizbehörde war er ein unbescholtener Mensch, der der Staatsbürgerschaft würdig war. (Siehe dazu: Protokoll der Verhandlungen und Befragungen der Zeugen in der Sache Arthur Rudolph, aus dem Deutschen in die englische Sprache für die US-Justizbehörde übersetzt von Hans-Rudolf von der Heide).

Die Reaktion des OSI – Der Rundumschlag Rosenbaums

Nachdem die deutsche Justiz als williger Büttel des OSI „versagt“ hatte und darüber hinaus das gesamte Lügengebäude dieses Departements des US-Justizministeriums zusammengestürzt war, holte der Anwalt Eli Rosenbaum, Hauptverursacher dieses ganzen widerlichen Schmierentheaters, zu einem weiten Rundumschlag aus. Sein Ziel war die Diffamierung der deutschen Justizbehörden. „Die deutsche Justizbehörden hatten überhaupt nicht die Befugnis in dieser Kriegsverbrechersache zu urteilen. Sie könnten lediglich jene Taten verfolgen, die Erste-Grad-Mörder verursachen oder gegen solche Straftäter vorgehen, die Menschen wegen ihrer anderen Rasse töteten.

Wenn aber ein Ankläger in Westdeutschland beweisen kann, daß irgendein Mörder hinter einem Maschinengewehr, mit einem Grinsen in seiner Visage, 500 kleine jüdische Schulmädchen niedermäht und dann zu seiner Verteidigung sagt: ‘Herr Ankläger, ich habe nichts gegen Juden, in welcher Weise auch immer. Ich hätte dies nie aus eigenen Stücken getan, aber es war mein Auftrag, diese zu töten. Mir wurde befohlen, dies zu tun und ich tat es gut.’ Dies wäre eine perfekte Verteidigung nach Westdeutschem Recht. Er würde von dem deutschen Gericht freigesprochen.“

Womit Rosenbaum nichts anderes sagen wollte, als daß die deutschen Gerichte einen Mord an „500 kleinen jüdischen Schulmädchen“ nicht ahnden würde. Es ist nicht bekannt, wie die deutsche Justiz auf diese blindwütige Anklage geantwortet hat, ob sie diese überhaupt zu Gesicht bekommen hat und dazu schwieg. Eine Antwort darauf hätte eigentlich überhaupt nicht gegeben werden können, außer jener der Unzurechnungsfähigkeit des Geiferers.

Dieser Anwalt des Rechts, der im Jahre 1994 sein Buch „Betrayal, the Untold Story of the Kurt Waldheim Investigations and Cover Up“ (St. Martins Verlag, New York) herausbrachte, zeigte sich als exzellenter Lügner. Er wurde nach seinem Ausscheiden aus dem OSI als Anwalt des Jüdischen Weltkongresses im Jahre 1986 nach Wien geschickt, um das Vorleben Waldheims zu erforschen. Dort „klärte“ er in Geheimbesprechungen ab, daß Kurt Waldheim „Nazikriegsverbrecher“ sei und daß man diesem „alten Schurken“ die Wahl zum österreichischen Staatspräsidenten unmöglich machen müsse. In dem anschließenden Kesseltreiben mit einer Mischung aus Sensationsgier und Vertrauensseligkeit – den gleichen Ingredienzien, die man dem „Fall Rudolph“ beigemischt hatte –, und einer unbegrenzten Vertrauensseligkeit gegenüber russischen und jugoslawischen Quellen, taptten Waldheims Verfolger in die Falle, ebenso wie jene Verfolger von Arthur Rudolph den

Geheimdiensten des Ostens und des OSI ins Garn liefen. Rosenbaum, an seiner eigenen Unfehlbarkeit festhaltend, „eine paranoische Figur“, wie die Frankfurter Allgemeine am 10.8.1994 schrieb, ist wild entschlossen, nur solche Informationen und „Fakten“ zu akzeptieren, die in sein Weltbild passen. Dies führte ihn wie im Falle Waldheim auch in der Sache Rudolph in die Irre.

Die ganze Tragik des Falles um den verdienten Raketenpionier Arthur Rudolph, Träger höchster amerikanischer Auszeichnungen und Ehrungen, liegt darin, daß sich das Justizministerium darin verwickeln ließ und nunmehr die Akten über diesen Skandal in den sichersten Tresor gesteckt, diesen verschlossen und den Schlüssel weggeworfen hatte. Unter diesem Gesichtspunkt ist es zu begreifen – nicht aber zu billigen oder sang- und klanglos in Kauf zu nehmen –, daß auch die deutsche Justizbehörden in der Sache Arthur Rudolph, selbst der seit über ein Jahrzehnt um die Rehabilitierung ihres Mannes bemühten Frau Martha Rudolph jede Akteneinsicht verwehrte. Dies, obgleich nur über Akteneinsicht belegt werden kann, was das OSI als Beschuldigungsmaterial an die Zentralstelle in Ludwigsburg bzw. an die Staatsanwaltschaft Hamburg gegeben hat und welche Auswirkungen dieses Material (das möglicherweise ebenso gefälscht ist wie viele andere Zeugenaussagen etc.) auf das Verfahren hatte. Offenbar ist die deutsche Justiz nach wie vor an Weisungen aus den USA gebunden und hilft – möglicherweise gezwungenmaßen – mit, die Fakten zu verschleiern, bzw. diese gar nicht erst herauszugeben. Dies Verhalten aber könnte und wird Frau Martha Rudolph daran hindern, zur Rehabilitierung ihres Mannes das zwischen ihm und dem OSI geschlossene „Agreement“ aufheben zu lassen. Spricht da noch jemand, angesichts der hier ausgebreiteten und bewiesenen Fakten von Recht oder gar von Gerechtigkeit?

Zwischenfazit

Obgleich nunmehr aus diesem Ermittlungsverfahren vor einem deutschen Gericht von allen Anschuldigungen des OSI gereinigt, und von allen Zeugen als absolut integre Persönlichkeit und sauberer Charakter bezeichnet, wollte (und konnte) das US-Justizministerium die Akten über Arthur Rudolph, wie dies von vielen Seiten gefordert wurde, nicht mehr öffnen. Eines war sicher: Würden sie geöffnet, dann kämen die Manipulationen des OSI ans Tageslicht, dann würden weitere Enthüllungen über Fälschungen, Täuschungen und dreiste Lügen offenbart werden müssen.

In der Zeitschrift „21. Jahrhundert“ vom Mai–Juni 1989 schrieb denn auch Marsha Freeman unter dem Titel „Entlastet ! – Der Space Forscher Arthur Rudolph ist unschuldig.“ „Vier Jahre nach den seltsamen

Befragungen Rudolphs durch das OSI, die mit massiven Erpressungen endeten, hatte Oberstaatsanwalt Duhn beim Hamburger Amtsgericht den Fall aufgeklärt, den Namen des Raketenforschers Arthur Rudolph von jedem Schuldvorwurf gereinigt und diesem die deutsche Staatsbürgerschaft zurückgegeben.“ Kurze Zeit später – man schrieb noch das Jahr 1989 – sollte in der Erinnerung an die berühmte „Mondoperation“ von 1969 ein Wiedersehenstreffen stattfinden, an dem alle ehemaligen Pioniere der Raumfahrt- und Raketenforschung beteiligt sein sollten. Der Vorstand des gebildeten Gremiums setzte alle Hebel in Bewegung, um jenen Mann wieder in ihrer Mitte feiern zu können, der den Hauptanteil an diesem Erfolg gehabt hatte. Dazu mußte es ihnen wenigstens gelingen, eine Einreisegenehmigung für einige Tagen oder Wochen für Arthur Rudolph zu erreichen. Ohne ihn wären alle Feiern sinnlos. So versuchten Rudolphs Freunde in den ersten sechs Monaten des Jahres 1989 alles, um ihn während der am 20. Juli des Jahres stattfindenden Feiern dabei zu haben und gemeinsam das Ereignis um Apollo 11 und die Mondlandung zu feiern.

Aber bereits Anfang Juni 1989 mußten sie erkennen, daß sie gegen Windmühlenflügel anrannten. Walter Häussermann sagte dazu: „Wir sehen nun, daß es hoffnungslos ist. Es gibt keinen Weg mehr, den wir gehen könnten, um für ihn doch noch ein Visum zu erreichen; das OSI blockiert jeden unserer Schritte. Dennoch werden wir nicht nachlassen, Arthurs Namen von dem Makel zu reinigen. Das U.S.-Justizministerium hatte es abgelehnt, das Prozeßprotokoll der Hamburger Behörde und den Richterspruch des Oberstaatsanwalt Duhn zur Kenntnis zu nehmen, auf dessen Basis die deutschen Behörden die Wiedereinbürgerung Rudolphs gründeten. So wurde denn die Würde und Integrität unseres Freundes Arthur Rudolph auf dem Altar der außenpolitischen Ideologie der USA geopfert.“

So sah es auch geraume Zeit vorher Henry Duval in „The Spotlight“ vom 8. Juli 1985: „In der Sache der schnellen Deportation eines der weltgrößten Raketenforschern ist die USA in das tiefste Loch seiner ehemaligen Größe abgestürzt.“

BIS ZUM BITTEREN ENDE

In Kanada – Arthur Rudolph ist unschuldig

Arthur Rudolph und seine Frau reisten 1990 nach Kanada, um sich dort mit ihrer Tochter und einigen Freunden zu treffen, und neue Anstrengungen zu unternehmen, seine Rehabilitierung auch in den USA durchzusetzen. Daß er in Deutschland nach zweieinhalbjährigen Befragungen vieler Zeugen von allen Vorwürfen freigesprochen wurde, ließ auch für die USA hoffen. Die Einreise nach Kanada hätte ohne jede Formalität erfolgen müssen, denn der Raketenpionier war nicht nur unschuldig, sondern in den USA auch keines Verbrechens angeklagt gewesen. Außerdem hatte er den Rückflugschein in der Tasche und machte keinen Hehl daraus, daß er von hier aus wieder in seine neue Heimat Deutschland zurückkehren würde. Charles Bendall, einer seiner Freunde, erklärte dazu: „Arthur ist der ihm zur Last gelegten Verbrechen nicht schuldig und er will nichts anderes, als seinen durch das OSI befleckten Namen reinigen und auch in den USA die Wahrheit ans Licht bringen.“

Nachdem Martha und Arthur Rudolph in Toronto über neun Stunden widerrechtlich festgehalten worden waren gab der kanadische Einwanderungsminister Best bekannt: „Der Name Arthur Rudolph ist auf eine für mich mysteriöse Weise in den Flughafen-Fahndungscomputer gelangt, der ihn als unerwünschten Ausländer auswies. Deshalb mußte ich als Minister das tun, was hier geschehen ist.“ Die Nachricht von der Einreise des Ehepaares Rudolph nach Kanada ging wie ein Lauffeuer durch die Weltpresse und bereits am 6. Juli, nur zwei Tage nach ihrer Ankunft in Toronto, wurde in einem Bericht der „Frankfurter Rundschau“ behauptet, daß „Rudolph als mutmaßlicher Kriegsverbrecher in Kanada verhört“ worden sei. Dies traf nicht zu, denn inzwischen hatte ja das Amtsgericht Hamburg (was der deutschen Presse offenbar entgangen war) nach zweieinhalbjähriger Recherche und der Befragung von allein 64 Zeugen aus dem Bereich des KZ-Dora in seinem Schlußbericht vom 17. Februar 1987 erklärt: „Arthur Rudolph ist unschuldig!“ Es war in Kanada „The Globe and Mail“, die als erste Gazette, sicherlich ohne dies zu wollen, den richtigen Täter für die Drangsalierung und Tötung der Häftlingsarbeiter im Gesamtgebiet des Mittelbaues nannte, als sie schrieb: „Von den im Dora-Nordhausen-Camp lebenden und von dort zur Arbeit eingesetzten Sklavenarbeitern sind mehr als 25.000 Gefangene gestorben, während sie für die Untergrund-Raketenfabrik Tunnels bauten.“ Genau so war es und es sei allen Verleumdern ins Gedächtnis zurückgerufen: Tunnels baute Arthur Rudolph nicht.

Dazu an dieser Stelle der Bericht der Außenstelle der Wirtschaftlichen Forschungsgesellschaft WIFO vom 31. Dezember 1943, der dies zwei-

felsfrei unter Beweis stellt. Dieser Bericht wurde von den beiden Außenstellen-Direktoren Neu und Höhler unterzeichnet und sagt unter B. ARBEITSEINSATZ: „Zur Leistung der unten genannten Arbeiten sind eingesetzt: 20 Firmen, 650 Zivilarbeiter und 9.200 Häftlinge.“ Dies bedeutet, daß von den Ende 1943 im Lager Dora zusammengepferchten 10.000 Arbeitskräften 9.200 damit befaßt waren, die Kohnsteinanlage von 98.000 Quadratmeter auf 110.600 Quadratmeter aus dem Anhydritberg auszubrechen, die fünf Hallen 29, 33, 38, 40 und 41 zu vertiefen und den Vortrieb im Fahrstollen A mit 100.000 cbm auszubrechendem Anhydrit zu bewerkstelligen und darüber hinaus die kreisrund ausgeschossenen Hallen 25-28, 30-32, 34-37, 39 und 42 aufzufüllen und zu planieren. Ferner galt es, die Tanks und Lagerstellen der WIFO zu demontieren und die Fässer und Tanks in den Raum der tschechisch-polnischen Grenze zu verbringen, wo die WIFO ein Faßlager unterhielt.

In der ersten Fertigung der A 4 (nunmehr V 2) standen Arthur Rudolph bis Ende Dezember 1943 wenig mehr als 20, später dann etwa 200 Zivil- und Häftlingsarbeiter zur Verfügung. Daß er von diesen nicht zweimal 3000 Häftlinge geschunden und so arbeitsunfähig gearbeitet haben konnte, daß sie als „zum Tode verurteilt in zwei Transporten im Januar und Februar 1944 wieder nach Buchenwald zurückgeschickt wurden“, leuchtet ein. Dafür waren ganz andere verantwortlich.

Die ganze Farce der Beschuldigungen gegen diesen Raketeningenieur wird nirgendwo so deutlich wie in den als Meldungen an die WIFO-Hauptstelle nach Berlin, Lokhaus, gesandten Fakten, die Direktor Neu in seinem Tätigkeitsbericht vom 31. Dezember 1943 festgehalten hat.

Zurück nach Kanada:

Als man von der US-Führung aus einem vorgeschlagenen Hearing in Kanada nicht zustimmte, erklärte James A. Traficant (Vertreter der Republikaner von Ohio) dazu: „Es ist eine amerikanische Grausamkeit, wenn Mr. Rudolph nicht Gelegenheit gegeben wird, seine Unschuld zu beweisen.“ Und weiter dazu: „Nach allem, was Juden im Zweiten Weltkrieg angetan wurde, glaubt nun jeder von ihnen, zu wissen, daß Arthur Rudolph ein Kriegsverbrecher ist, und handelt danach. In diesem Augenblick befindet sich der Raketenforscher in Kanada. Dieses Land hat ihm schließlich gestattet, in einem Gesprächsraum zu sitzen, seine Überzeugungen und Entlastungen vorzubringen und danach nach Hamburg zurückzukehren.“

Im Gegenzug antwortete der Kanadier Manuel Prutschi, Nationaldirektor der Gemeinde der Juden in Kanada – CJC: „Alle Kanadier, die sich in den Menschenrechten auskennen, sollten es widerlich finden, daß Rudolph Kanada als seine Basis mißbraucht, um seine schwarze Naziwäsche weiß zu waschen.“ Der CJC-Präsident Les Scheininger

sekundierte ihm: „Es ist besorgniserregend, daß sich Kanada in diese Sache hineinziehen ließ. Nun, da Rudolph ohne jedes legale Recht hier steht, sollte er ohne jeden Aufschub entfernt werden.“ Waren denn diese und andere Gruppen, die in gleicher Weise einen Unbescholtenen zum Prügelknaben machten, noch immer nicht darüber informiert, daß Arthur Rudolph weder von irgend einem Gericht in den USA angeklagt werden konnte und, daß er vor dem Hamburger Gericht wegen erwiesener Unschuld freigesprochen worden war? Wußten die US-Medien, welche diese Lügenmärchen gegen den Raketenpionier kolportierten, immer noch nicht, daß Rudolph völlig unschuldig war, als sie erklärten: „Rudolphs Nazikarriere sollte alle zivilisierten Länder dazu bewegen, ihn auszustoßen.“ Die Forderung nach einer sofortigen Deportation Rudolphs aus Kanada wurde auch damit begründet, „daß ohne eine solche Sofortmaßnahme ein Präzedenzfall geschaffen sei“, der Kanada zu einem „attraktiven Refugium für Ex-Nazis machen würde.“ So von Les Scheininger erklärt.

Trotz aller Behinderungen und Beschuldigungen gelang es Jim Traficant, das Hearing in Kanada durchzuführen. Das OSI wurde als Beteiligte dringend eingeladen. Neil Sher, sein Direktor, antwortete: „Es ist beschlossene Sache, daß wir eine solche Diskussion ablehnen. „Wir“ – das konnten nur Sher und Rosenbaum sein. Der Kongreß, der ebenfalls mit einigen Vertretern erscheinen sollte, hüllte sich in Schweigen, denn es hätte ja die niemals bewiesenen angeblichen Kriegsverbrechen Rudolphs mit den angeblich vorhandenen Dokumenten beweisen müssen. Daß das OSI nicht teilnahm, ist daraus erklärbar, daß es ja selber als Angeklagter dort auftreten mußte, denn alles, was es gegen Rudolph vorbrachte, wurde ja von dem deutschen Gericht in Hamburg widerlegt und dutzende Zeugen des Betruges überführt; andere wiederum wußten nicht einmal wer Arthur Rudolph war, konnten ihn anhand von alten Fotos nicht identifizieren oder sagten gar energisch aus, daß sie ihn niemals gesehen hätten. Damit wird die ganze Integrität des OSI, seine Kompetenz und sein Ruf in Zweifel gezogen. Hatten Direktor Sher und seine Mitarbeiter nicht gerade diese Zeugen als ihre Zeugen bezeichnet? Warum verteidigte der US-Generalstaatsanwalt Richard Thornburg sein OSI-Büro nicht, indem er Deutschlands Justiz der „Reinwaschung eines Kriegsverbrechers“ anklagte?

Auch die Klärung der Frage, was im Lager Mittelbau wirklich geschehen war und wer dort für was verantwortlich war, hätte Arthur Rudolphs Unschuld zwingend bewiesen. Blicke nur noch zu klären, wer daran interessiert war, daß das Justizministerium der USA Arthur Rudolph in diese „Hoked-up-Action“ verwickelte und es zuließ, daß der erfolgreiche Raketenforscher sang- und klanglos aus den USA ausgewiesen und seiner Staatsbürgerschaft beraubt wurde. Hatte jene Unterabteilung des US-

Justizministerium OSI damit zu tun, das im Volksmund bereits seit langem den „Ehrentitel“ „Türöffner des sowjetischen Geheimdienstes KGB“ trug? Könnte es sein, daß alle geheim und unter Verschuß gehaltenen „Beweise“ gegen Dr. Arthur Rudolph und die strikte Weigerung sie freizugeben und damit Dr. Rudolph zu entlasten, die Handschrift des KGB trägt? Auf dem Hearing in Niagara Falls, wenige Tage nach der Ankunft der Rudolphs, sagte der Kanadier Sol Littmann, daß „das Land verdammt werden muß, weil es Rudolph nicht nur die Einreise, sondern auch dieses Hearing erlaubt hat, das als Plattform für seine abscheulichen Attacken gegen das US-Justizministerium und dessen legales System angesehen werden muß.“ Offenbar verwechselte dieser Herr Ursache und Wirkung miteinander.

Die Anwältin von Arthur Rudolph, Barbara Kulaszka, erwiderte auf diesen läppischen Einwurf: „Die kanadische Regierung hat den in Deutschland erfolgten Freispruch für Arthur Rudolph mißachtet, indem es ihn als unbescholtenen Menschen auf die Fahndungsliste setzte.“ Als Arthur Rudolph sein Schlußwort sprach, erklärte er: „Als mich Congressmann Traficant bat, ich möge mich einem Lügendetektortest unterziehen, tat ich dies freiwillig. Dieser Test bewies zweifelsfrei die Wahrheit aller meiner Worte und damit auch meine Unschuld.“ Die Aufforderung an die maßgeblichen OSI-Befrager, es ihm gleichzutun, wurde abgelehnt. Arthur Rudolphs Worte drangen den Zuhörern eindringlich in die Ohren: „Ich liebe Amerika und will meine Staatsbürgerschaft zurück. Ich verlange nicht mehr, aber auch nicht weniger, als daß mein Name von dem Schmutz gereinigt werde, der auf ihn geworfen wurde und, daß mir und meiner Familie Gerechtigkeit widerfährt.“ Jim Traficant erklärte abschließend, daß er mit juristischen Mitteln gegen den US-Staat vorgehen werde, um diesen zu zwingen, alle Unterlagen in der Rudolph-Sache offenzulegen. Unter dem Beifall aller Zuhörer rief er aus: „Wenn Rudolph wirklich ein diabolischer Dämon voller finsterner Handlungen war, wer, zum Teufel, veranlaßt unsere Steuerzahler, ihm noch Jahr für Jahr 50.000 Dollar an Pension zu zahlen? Wir wünschen, daß entweder sein Name gereinigt, oder daß er als NS-Kriegsverbrecher enttarnt wird. Dann aber nicht mit getürkten Zeugen, und ohne jede Falschmünzerei durch hieb- und stichfeste Beweise, von denen bis heute kein einziger beigebracht wurde.“

Weitere Lügengebäude

Das US-Justizministerium hat den Fall Rudolph abgeschlossen und wird ihn „nie wieder“ eröffnen. Warum nicht? Jeder der zu lesen versteht und der die Zeugenaussagen zu gewichten weiß, jeder der die Tatsachen

der Geschehnisse im Mittelbau kennt, weiß auch, wer für jene 16.000 Toten verantwortlich ist, die das Kuratorium des Museums Mittelbau minutiös aufgezeichnet hat, ohne aber die 1.734 durch die amerikanische Luftwaffe am 3. und 4. April 1945 getöteten Häftlinge zu nennen. Der Autor Franklin sagte nach Bekanntwerden der Behandlung Rudolphs in Toronto: „Ich hoffe, daß Präsident Bush bei der kanadischen Regierung intervenieren wird. Immerhin ist ihm noch zwei Wochen vorher in Huntsville eine Petition übergeben worden, mit der Bitte, er möge dem Generalstaatsanwalt erlauben, Arthur Rudolph vorübergehend in die USA einreisen zu lassen, um dort mit Traficant und seinen Freunden seine Verteidigung aufzubauen.“ Die Petition war von folgenden Persönlichkeiten der USA unterschrieben worden: Major Steve Hettinger; Direktor des Marshall Space Flight Centers. Jack Lee; von der Universität of Alabama. Dr. Louis Padulo; Präsident des Alabama Space and Rocket Center. Ed Buckbee; retired Direktor der Teledyne Brown Engineering. Joseph Moquin; Lt General Charles Eifler; Major General John G. Zierdt; Redstone Arsenal.

Das Fazit des Treffens und des Hearings in Kanada zog McInnish: „Als wir Arthur Rudolph brauchten, war er für alle Amerikaner ein Heros. Er war ein Mann, der so unendlich viel für die amerikanische Freiheit getan hat, wie kaum ein zweiter. Nun ist er ein Geächteter. Nicht die amerikanischen Bürger haben ihn dazu gemacht, sondern eine Handvoll Männer, die sich erdreisteten ihn mit Lügen und Fallstricken zu erledigen. Von Nazijägern, die sich auf ihn eingeschossen haben, ohne zu wissen, was sie sagten und ohne den geringsten Beweis dafür.“

Die Initiatoren der Hetzjagd gegen Arthur Rudolph sprachen von Zeugen, die ihre Version der Wahrheit beedien würden und, daß es ihnen möglich sei, Arthur Rudolph für 20 Jahre hinter Gitter zu bringen oder ihm gar Straftaten nachzuweisen, für die der Nürnberger Gerichtshof die Todesstrafe verhängt hätte. Keine dieser angeführten Straftaten wurde Rudolph vorgehalten, viel weniger noch bewiesen. Zu Tausenden gingen aufrechte Amerikaner für ihn auf die Straße und nahmen es damit in Kauf ebenfalls Nazis oder Antisemiten genannt zu werden. Sie wußten ohne jeden Zweifel, daß das OSI diese Saat des Hasses und der Verleumdungen ausgesät hatte. Es hatte Arthur Rudolph für alle Toten in den weit über 60 Lagern des Mittelbaues verantwortlich gemacht und ihm allein die moralische Schuld daran angelastet.

Das OSI und auch andere „Spätverfolger“ äußerten immer wieder, daß alles, was Hitler inszeniert habe, für alle Zeiten auf allen Deutschen lasten würde, und dies sogar im Sinne persönlicher Schuld. Hitlers Moral und Hitlers Motive aber waren nicht die Moral und nicht die Motive von Arthur Rudolph oder der anderen Raketenspezialisten, wie sie alle diese zeit ihres Lebens unter Beweis gestellt haben.

Auch 1994 noch wiederholte Neil Sher im Werk von Rolf Steininger, „daß Arthur Rudolph im Mittelwerk nur seine Arbeit tat, um dem Dritten Reich zu nutzen und die Häftlinge umzubringen.“ Er nannte wieder die Zahl von 20.000. Ob diese Worte nur Dummheit oder weitere böswillige Anwürfe sind, braucht hier nicht geklärt zu werden, da sie ja als frei erfunden entlarvt wurden. Daß Arthur Rudolph „schuld am Tode von 20.000 Häftlingen“ sei ist eine andere Anschuldigung, die die deutsche Justiz angeht, die Rudolph zweifelsfrei als nichtschuldig erkannte. Wie weit nun diese deutsche Justiz auf den Anwurf der „Begünstigung und Reinwaschung eines NS-Verbrechers“ geantwortet hat, entzieht sich jeder Kenntnis. Wer aber die Fakten gelesen und eingeordnet hat, dem wird die Wahrheit jenes Transparentes einleuchten, das über einer Schnellstraße bei Niagara Falls mit vier Worten postulierte: „ARTHUR RUDOLPH IST UNSCHULDIG!“

VERLEUMDET – GEJAGT UND HEIMATLOS

Die Vorgeschichte einer Hexenjagd

Nach seiner Pensionierung, die dem großen Erfolg mit der Saturn V folgte, erhielt Dr. Arthur Rudolph von allen Seiten der amerikanischen Öffentlichkeit Beweise der uneingeschränkten Hochachtung. Einige seien an dieser Stelle aufgezeigt, weil sie bestätigen, daß dieser großartige Ingenieur und Forscher zu einem Heros der amerikanischen Geschichte geworden war. Das Büro für Öffentliche Angelegenheiten veröffentlichte im Mai 1968 ein Statement des George C. Marshall Space Flight Center der NASA über den ausgeschiedenen Dr. Arthur Rudolph: „Er arbeitete von August 1963 bis Mai 1968 als Manager des Saturn V-Programms. Vorher war er von Dezember 1961 bis August 1963 stellvertretender Direktor für Systemtechnik im NASA-Büro für bemannte Weltraumfahrt in Huntsville. Zu dieser Zeit repräsentierte er den vollen Umfang dieses technischen Systems im Hauptquartier. Dies einschließlich des Fahrzeugdesigns und der Ausführungsstudien für Kommunikation und der Bodenstation-Studien, der technischen Tests und der Qualitätsprüfung für die Technik, sowie der Zwischenkommunikation der Raumfahrzeuge mit den Bodenstationen. Von 1956 bis 1958 war er technischer Direktor der Entwicklung der Redstone-Raketenwaffensystems und von Juli 1960 bis Dezember 1961 Direktor des wiedererrichteten Forschungs- und Entwicklungsdirektorates innerhalb der Ballistischen Raketenagentur der Army in Huntsville, Alabama. Er erhielt den Bachelorgrad für Mechanische Technik der Universität Berlin und im Februar 1959 den Doktorgrad des Rollings College in Florida. Zehn Jahre des Ruhmes und der Ehrungen waren der Höhepunkt seines immensen und fruchtbaren Schaffens.

Von seinem früheren Kollegen, dem Direktor des George Marshall Space Flight Center, W. R. Lucas, erhielt Rudolph am 9. November 1977 einen besonderen Geburtstagsgruß: „Heute feiern wir mit großer Anteilnahme zwei Meilensteine: Deinen Geburtstag und den 10. Jahrestag des ersten Starts der Saturn V.

Auf diesen ersten Start zurückblickend fiel mir zuerst ein, daß er genau auf den Tag des Geburtstages des Mannes fiel, der eine führende Rolle bei der schwierigen Geburt der Saturn V gespielt hat.

Du wirst auch nach Deinem Weggang von uns immer auf diesen Tag zurückblicken und darauf, daß der Start für Dich ein einmaliges kolossales Geburtstagsgeschenk war. Diese gigantische Rakete war so sehr ein Teil von Dir und Deinem Leben, daß sie nie daraus wegzudenken sein wird.

Wir blicken zurück und erinnern uns an jene Schlüsselrolle, die Du bei uns gespielt hast. Dies wissen wir von allen Mitgliedern des Marshall Center.

Happy Birthday! Dein Freund W.R. Lucas.“

Arthur Rudolph war bei Freunden, Bekannten und unbekanntem Verehrern unvergessen. Er verlebte mit seiner Frau Martha friedliche Jahre seiner Pensionszeit in der Ruhe ihres Heimes am Monte Sano Mountain. Immer wieder kamen Menschen zu ihm, um sich mit ihm zu unterhalten und seine Andenkensammlung mit der Vielzahl von Raketen in Miniaturformat zu betrachten. Die Tochter Marianne arbeitete als Werbegraphikerin für die NASA im Ames Forschungszentrum nahe San Jose in Kalifornien. Damit war sie über die ganze Breite des amerikanischen Kontinents von ihren Eltern entfernt und konnte entweder nur in ihrem Urlaub, oder aber zu Weihnachten zu ihnen fahren. Deshalb entschieden sich Arthur und Martha Rudolph, zu ihrer Tochter nach Kalifornien zu ziehen. Der Umzug erfolgte im Sommer 1974. Die beiden Rudolphs bauten sich dort ein Haus. Während dieser Zeit hatte Arthur Rudolph Probleme mit seiner Gesundheit, die er aber in den Griff bekam. Das Leben ging erfreulich weiter und das Einleben im Westen der USA ging dank der Hilfe ihrer Tochter rasch vonstatten. Nichts schien die Beschaulichkeit und Ruhe in diesem Hause stören zu können. Arthur Rudolph fand wieder Zeit, sich mit Problemen der Raumfahrt zu befassen und vor allem dem großen Weltverteidigungsplan SDI der NASA seine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Dreizehn Jahre der Beschaulichkeit waren dem Ehepaar Rudolph vergönnt, ehe mit einem Schlag diese friedliche Stimmung vergiftet wurde. Die Katastrophe begann im September 1982, als der Postbote einen eingeschriebenen Brief für Dr. Arthur Rudolph brachte. Er war von einem Büro der Regierung, von dem weder er noch seine Familie jemals etwas gehört hatten. Dieses Büro nannte sich nach dem Briefkopf Office of Special Investigations – OSI – Büro für Sonderbefragungen. Er war an Dr. Arthur Rudolph gerichtet und trug die Überschrift: „Department of Justice: „Mr. Arthur L.H. Rudolph 5962 Colorview Court San Jose, California 95120.

Dear Mr. Rudolph: Sie werden hiermit ersucht, zu einem Interview im Office des Generalstaatsanwaltes der Vereinigten Staaten für den nördlichen Distrikt von Kalifornien am Mittwoch, dem 13. Oktober, um 10.00 Uhr Vormittags zu erscheinen. Bitte, notieren Sie, daß diese Befragung im Raum 508 stattfindet. Dort bitten wir Sie, nach Mr. Neal M. Sher zu fragen.

Die Befragung wird einige Punkte zu Ihrer Einwanderung in die USA und ihrer Naturalisierung als US-Staatsbürger betreffen. Insbesondere sollen auch Ihre Aktivitäten zwischen den Jahren 1939 und 1945 in Deutschland Gegenstand einiger Fragen sein. Dazu ist erwünscht, daß Sie

alle Korrespondenzen, Dokumente und Photographien mitbringen, die während der Zeit Ihrer Aktivitäten entstanden sind und sich in Ihrem Besitz befinden. Dazu auch solche Fakten, welche Ihre Ankunft in den USA, die Einreise und die Naturalisierung als Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika beleuchten.

Zu dem Treffen am 13. Oktober können Sie sich auf eigene Kosten von einem Rechtsanwalt Ihrer Wahl begleiten lassen, sofern Sie dies wünschen. Ein Dolmetscher steht hier zu Ihrer Assistenz zur Verfügung für den Fall, daß Sie das Gefühl haben, einen zu benötigen.

Bitte benachrichtigen Sie dieses Büro, wenn Sie wünschen, daß ein Dolmetscher anwesend sein soll.

Very truly yours Allan A. Ryan jr. Direktor.“

Dieses Schreiben sollte für Arthur Rudolph immense Folgen haben. Er ging im Vertrauen auf die Wahrung seiner Rechte als Staatsbürger dorthin und wurde restlos „auseinandergenommen.“ Dies alles hätte er nicht einmal nötig gehabt, denn wie der Huntsviller Rechtsanwalt Patrick Richardson berichtete, hatte auch er zwei Klienten, ebenfalls Raketenforscher und deutsche Ingenieure, die nach 1945 in die USA verbracht worden waren, vor dem selben Büro des OSI zu vertreten. Auch sie sollten in gleicher Weise durch dieses Büro vernichtet werden. Dazu der Rechtsanwalt: „Das OSI machte weitere Versuche, Paperclip-Männer in Huntsville auffindig zu machen, die ihnen auf den Leim gehen würden. Zwei von ihnen kamen zu mir, mit der Bitte ihnen beizustehen. Ich ermittelte zunächst, daß die OSI keine Vorladungsgewalt hatte. Dementsprechend war alles, was ich diesem Büro sagte: ‘Machen Sie einen fliegenden Absprung!’ Damit war für meine beiden Klienten die Sache für immer vom Tisch. Mir jedenfalls zeigte sich das OSI als Tiger ohne Zähne. Wenn Arthur Rudolph das gleiche zu dieser unverschämten Aufforderung gesagt hätte, das ist meine feste Überzeugung, wäre dies auch in seinem Falle das Ende des OSI-Versuchs gewesen ihn unter Druck zu setzen. So aber war es der Anfang von etwas, was zu glauben sich jeder Bürger unseres freien Landes weigert.“

Arthur Rudolph war sich völlig sicher, daß ihm nichts passieren könnte, denn er hatte ja bereits alle Fragen vor mehreren Gremien des Staates umfassend und ohne Beanstandung beantwortet. Wichtig und für ihn verheerend war auch der Umstand, daß er sich keinem seiner alten Freunde anvertraute. Er wollte niemanden in seine Sache hineinziehen, so auch diese Befragung, 37 Jahre nach seiner ersten, allein meistern. Allerdings hatte er nicht mit der puren Böswilligkeit und dem ausgeklügelten Raffinement seiner Befrager gerechnet. Er war wie vom Donner gerührt, als sie ihn schließlich neben einigen Lappalien der Beihilfe des Mordes an 20.000 und mehr seiner Arbeiter bezichtigten. Dies war für ihn ein schreckliches Erwachen. Er sah sich plötzlich über Nacht einer

Verleumdungskampagne gegenüber die ihn – inzwischen 77 Jahre alt, und mehrfach herzkrank – zu Boden zu schmettern drohte.

Einer der OSI-Anwälte, Eli Rosenbaum, der die erste Besprechung mit Rudolph durchführte, trieb den Raketenspezialisten mit immer neuen sophisticateden Tricks und blitzschnell eingestreuten Anschuldigungen in die Enge. Arthur Rudolph, der englischen Sprache nicht in dem Maße mächtig, wie er dies gegenüber solchen rhetorisch geschulten Anwälten hätte sein müssen, mußte schließlich zugeben: „Sie haben mich hereingelegt. Ich war einfach zu ungeschickt. Ich wußte nicht einmal, daß das OSI gegenüber unbescholtenen US-Bürgern keine Vorladungsbefugnis hatte und daß kein US-Bürger gezwungen war, mit dem OSI zu kooperieren. Man hätte mich nur dazu zwingen können, wenn das OSI – wie in einigen anderen Fällen geschehen – eine Klage vor einem Ordentlichen Gericht gegen mich erheben würde.“ „Rudolph konnte sich sicherlich nicht selber helfen, als er mit uns sprach“, erklärte Rosenbaum später selbstgefällig.

Das OSI und seine Machenschaften aus der Sicht Arthur Rudolphs

„Meine Frau und ich befanden uns gerade zu einem Besuch in Deutschland, wo wir uns einen Altersruhesitz aussuchen wollten, um die letzten Jahre unseres Lebens in der alten Heimat zu verbringen. Da der Brief des OSI also nicht beantwortet werden konnte, erhielt unsere Tochter Marianne, die das Haus behütete, schließlich einen Telefonanruf. Der Anrufer vergewisserte sich, daß er meine Tochter am Apparat hatte und erfuhr durch sie, daß wir nicht zu Hause seien und erst Ende September zurückerwartet würden. Als Marianne fragte, was denn dieser Anruf und der eingeschriebene Brief bedeuteten, erklärte ihr der Anrufer, der sich weder selbst ausgewiesen noch zu erkennen gegeben hatte, in wessen Auftrag er diesen Anruf tätigte, daß es sich lediglich um eine Routineüberprüfung handele. Dieser Anruf kam vom OSI. Es war wahrscheinlich einer seiner Anwälte, der ihn tätigte. Das OSI mußte ein Büro des Justizministeriums sein, das damit beauftragt worden war, Nazi-Kriegsverbrecher zu jagen, was wir zu dieser Zeit noch nicht wußten. Ich sammelte meine Unterlagen, es waren etwa 100 Seiten, und nahm sie mit zu dem vereinbarten Befragungsort. Auf einen Rechtsanwalt verzichtete ich, für einen solchen Aufwand sah ich keinen Bedarf, schließlich hatte ich ein reines Gewissen.“

Dies und die Tatsache, daß er keinen Kontakt mit seinen Freunden aufnahm, brachte ihn schließlich in große Schwierigkeiten. Nicht einmal seiner Tochter sagte er etwas von der Befragung, weil ihm in dieser Situation

nicht klar war, daß er sich in einer Zwangslage befand, aus welcher er ohne juristische Hilfe und den Rat seiner Freunde nicht herausfinden sollte. Er sagte sich selber: „Ich habe nichts zu verstecken. Ich habe alle meine Einsätze in Kriegszeiten minutiös geschildert und kann den Befragern diese inzwischen vom Zahn der Zeit angenagten Unterlagen wohlgenut vorlegen. Außerdem befand ich mich ja nicht in Nazideutschland, sondern in Amerika, dem Lande, das mir so viel zu verdanken hatte.“ Es war ja nicht die Gestapo, die ihn verhören wollte, sondern das Büro des Justizministerium der USA, eines Landes, das ihn zur Arbeit an der Raketentechnik angeworben hatte, um die freie Welt vor den Russen zu schützen und ihr den Kommunismus zu ersparen, der ganze Länder zu Grunde richtete. „Dies war doch das Land, dessen Astronauten ich mit der Saturn V zum Mond geschickt hatte. Es war das Land, das mich mit Ehrungen förmlich überschüttet hatte.“

Der erste Tag dieser Befragung glitt gleich nach den Anfangsworten des Befragers Eli Rosenbaum in eine Sphäre ab, die zum einen völlig unreal war und zum anderen nicht zum Fragenkomplex gehörte. Eli Rosenbaum wettete los, daß Hitler die Vorherrschaft der arischen Rasse postuliert habe und daß er, Rudolph, durch seine frühe Zugehörigkeit zur SA ebenfalls diesem Kultus huldige. Dazu Rudolph: „Deutschland ist wie die USA ein Schmelztiegel vieler Rassen. Die Nordische Rasse ist Nonsens“, bekräftigte er das, was er bereits in Garmisch zum selben Thema gesagt hatte. Damit war dieses Thema jedoch nicht abgehakt, sondern wurde in stets neuen Variationen wiederholt.

Danach mußte er über seine Arbeit in den verschiedenen deutschen Firmen, über seine Freundschaft zu Dr. Wernher von Braun und von den Raketenversuchen berichten, die sie gemeinsam durchgeführt hatten. Seine Arbeit in Peenemünde bis zu jenem verheerenden 18. August 1943, als die HVA gebombt und dort vor allem das Zwangsarbeitslager Trassenheide vernichtet und 800 Todesopfer gefordert hatte, war gleichfalls Gegenstand des Interesses. Danach berichtete Rudolph von seiner Tätigkeit im Mittelwerk und über jene böse Überraschung, die er beim erstmaligen Betreten der unterirdischen Raketenfabrik erlebt hatte: Daß auch in seinem Arbeitsbereich politische Häftlinge, von der SS überwacht, gearbeitet hatten. Er berichtete von dem Erhängen jener sechs Häftlinge, dem er auf Anweisung der SS-Führung beizuwohnen hatte und konnte mit Sicherheit erklären, daß er weder mit Sabotageberichten oder deren Weiterreichung, noch mit brutalen Antreibermethoden zu tun gehabt hatte. „Ich und die anderen Zivilarbeiter und Techniker waren nicht befugt Weisungen, die nicht mit der direkten Arbeit zu tun hatten, an Häftlinge zu erteilen.“

Auf Befragen berichtete er seinen drei Zuhörern, daß er nur wenig zur Verbesserung der Situation der Häftlinge habe beitragen können. Als er

einmal eine Erleichterung anordnete, sei er durch seinen Vorgesetzten, Direktor Sawatzki, dabei gesehen und verwart worden, er werde ihn ins KZ schicken, wenn er solches noch einmal versuchen sollte. Er erklärte, daß er etwa um den 7. April 1945 herum den Tunnel verlassen und sich nach Garmisch abgesetzt hätte. Dort sei er von US-Truppen gefangen genommen worden, die ihn auch zu seiner Arbeit befragt hätten. Als Eli Rosenbaum ihn fragte, welche Möglichkeiten die Häftlinge zur Sabotage gehabt hätten und, ob er, Rudolph, Sabotageberichte geschrieben oder weitergeleitet habe, erwiderte Rudolph, daß ihm kein einziger Fall von Sabotage bekannt geworden sei und er selber keinen solchen Fall je selber gesehen habe. Demzufolge habe er auch keine Veranlassung gehabt, Berichte über Sabotageakte zu schreiben. Er verwies in diesem Zusammenhang auf die verschiedensten Kontroll- und Prüfungsgremien und darauf, daß es eigens zur Sabotageverhinderung aufgestellte SD-Einheiten auch im Mittelwerk gegeben habe. Jeder Verdacht auf Sabotage in diesem entscheidend wichtigen Fertigungsbereich wäre sofort unterbunden worden.

Nach fünfstündiger Befragung wurde Arthur Rudolph vom Chef des OSI, Allen Ryan, mit den Worten entlassen: „Ich bin mir Ihrer Ehrlichkeit und Offenheit bewußt und danke Ihnen, daß Sie uns so lange Zeit gegeben haben, mit Ihnen zu sprechen. Wir haben eine Vielzahl neuer Informationen erhalten, die weitere Klarheit verschafften und die Situation verstehen halfen, in der Sie sich damals befanden.“

Nach dieser Befragung herrschte für drei Monate Ruhe. Dann hörten die Rudolphs erneut vom OSI, der noch einige weitere Fragen hatte. Zur Klärung derselben baten sie ihn zu einem neuen Interview. Dieses begann am 4. Februar 1983 am selben Platz. Arthur Rudolph sah noch immer keine Notwendigkeit, einen Anwalt einzuschalten. Mr. Ryan war nicht anwesend. Sher und Rosenbaum trugen diesmal ihre Fragen vor, die sich den gleichen Themen wie bei der ersten zuwandten. Es ging vornehmlich um Rudolphs Rolle im Mittelwerk in der Organisation der Werksführung, um den Einsatz der Häftlinge und deren Mißhandlungen, um Rudolphs Beziehungen zu den Häftlingsarbeitern und seine „Flucht“ nach Bayern.

Wieder einmal mehr und noch intensiver als bei der ersten Befragung wurde seine Einstellung zum Rassenproblem auf die Tagesordnung gesetzt. Dieses Thema war bereits abgehandelt worden und das Protokoll der ersten Befragung zeigt den ganzen Umfang dessen auf. Diesmal war es wieder Eli Rosenbaum, der die Befragungen durchführte, die sich über weite Strecken zu einem endlosen Monolog entwickelten. „Während Rosenbaum seine Weisheiten zu Rassenfragen von sich gab, kam Rudolph nur sehr sporadisch zu einem 'Könnte sein', oder zu einem unbestimmten Grunzen, wie das Tonband dies wiedergibt. Rosenbaum erging sich in Platitüden, die zum einen keinerlei Sinn ergaben, und zum

anderen nichts mit Rudolphs Tätigkeit im Mittelwerk zu tun hatten. Schließlich aber kam Rosenbaum zur Sache. Auch sie hatte zwar nichts mit dem Thema Rudolph und seiner Arbeit im Mittelwerk zu tun, brachte aber ein völlig neues Faktum ins Spiel, mit dem Rosenbaum dem Befragten Rassendünkel und Haß gegenüber jüdischen Menschen in die Schuhe schieben wollte. 'Sie wissen', sagte Rosenbaum geradeheraus, 'daß das Nazi-Regime die Formen humanen Lebens absolut mißachtete. Es gab für sie Menschen, von denen sie ernsthaft sagten, daß sie unerwünscht seien. Wissen Sie das? Wissen Sie, daß es Nazipolitik war, den unerwünschten Juden überlegen zu sein? Zusammenfassend: Sie waren ihnen entbehrlich, Man hielt sie – wie auch die Russen – für Untermenschen. Ist das korrekt?'"

Arthur Rudolph wußte nicht, wie ihm geschah. Er stellte sich verzweifelt die Frage, was denn mit diesem Monolog beabsichtigt sein könne. Er schüttelte nur den Kopf und fügte dem Protokoll hinzu, bevor er es unterzeichnete: „Ich glaube nicht an eine überlegene Rasse!“

Was beabsichtigte Rechtsanwalt Rosenbaum mit dieser Tirade, die gar nichts mit Rudolphs Tätigkeit zu tun hatte? Wollte er damit seine Behauptung untermauern, daß im Mittelwerk, Rudolphs Tätigkeitsfeld, „tausende Juden umgekommen seien“, um ihn, Rudolph, mit deren Tod zu belasten? Eines ist sicher, wären Juden wirklich im Mittelwerk eingesetzt gewesen, dann hätte das OSI gegen Arthur Rudolph eine Gerichtsverhandlung vor einem ordentlichen Gericht angestrengt, dann wäre sein Leben mit Sicherheit vernichtet gewesen, ganz gleich ob er jüdische Häftlinge mißhandelt und getötet hatte oder nicht. Allein dieser fürchterliche Verdacht hätte ausgereicht. Er hätte nicht nur seine Freiheit verloren, sondern auch seine Staatspension und seine Angehörigen wären aus den USA ausgewiesen worden, während er in einem Gefängnis verschimmelt wäre.

Nach der zweiten Befragung ging Arthur Rudolph nach Hause und wartete. Winter und Frühling gingen vorüber, aber er hörte nichts vom OSI. Erst im Sommer 1983 sollte er wieder etwas von diesem Büro erfahren. Es war Neil Sher, Direktor des OSI, der ihm am 25. Juli 1983 schrieb: „Die wichtigen einleitenden Entscheidungen sind erfolgt. Ich bin bereit, diese und die inzwischen eingegangenen neuen Zeugenaussagen mit Ihnen zu diskutieren, gemeinsam mit dem Anwalt, den Sie dazu auswählen, Ihre Interesssn zu vertreten. Dieser soll mich über die unten angegebene Telefonnummer kontaktieren.“ Es war nunmehr also Sher, der darauf bestand, daß Arthur Rudolph einen Anwalt einschaltete, nachdem er zwei vielstündige Befragungen ohne Anwalt allein zu Ende gebracht hatte.

Instinktiv hatte sich Arthur Rudolph bereits um einen Anwalt bemüht, vor allem das zweite Zusammentreffen hatte ihm zu denken gegeben.

Dazu Rudolph selber: „Nach dem zweiten Interview hörte ich lange Monate nichts von diesem Büro. Mir war bereits der Verdacht gekommen, daß mit ihm etwas nicht stimmen konnte und ich hatte mir aus der Anzeigenseite der Mercury News einen Rechtsanwalt herausgesucht.

Es war die für Einwanderungsfragen spezialisierte Sozietät Wong, Main und Wu. Ich telefonierte mit Mr. George Main und wünschte ihn zu sprechen. Bei diesem ersten Treffen zeigte ich Mr. Main, was ich alles dem OSI an Dokumenten übergeben hatte. Als er es gelesen hatte, sagte er, daß ich mit meiner Unterschrift unter diese Protokolle meine eigenen Rechte weggeworfen hätte. Ich hätte bereits zum ersten Treffen einen Anwalt mitnehmen müssen.“

Der Autor Thomas Franklin, der Rudolphs Geschichte in den USA veröffentlichte, fragte den Raketeningenieur, warum er seinen alten Freunden aus Huntsville nicht über diesen Angriff des OSI erzählt habe, zumindest gleich nachdem er die erste Befragung hinter sich gebracht hatte. – „Das wollte ich zuerst auch tun. Aber nach einer Diskussion mit meiner Frau Martha entschieden wir uns beide, daß wir unsere Freunde nicht mit hineinziehen sollten. Sie sehen, ich war so naiv, daran zu glauben, daß in einem freien Land, dessen Bürger ich bin, mir nichts Ungutes passieren könnte.“

Rechtsanwalt Main rief sofort OSI-Direktor Sher an und suchte um eine Aussprache nach, die sofort zum 2. September 1983 in Mains Büro vereinbart wurde. „Main und ich“, so Rudolph, „hatten den Eindruck, daß Sher und Rosenbaum dieses Treffen wahrnehmen würden. Die beiden OSI-Chefs erschienen denn auch in Mains Büro, wo wir beide auf sie warteten. Sie erklärten Main, daß sie nur mit ihm sprechen wollten und nahmen ohne mich in Mains Büro Platz. Ich wartete derweilen in einem der Seitenbüros. Als diese Besprechung vorüber war, instruierte Main mich über das, was vor sich gegangen war. Ich fragte ihn, ob er über meine auch ihm vorgelegten Dokumente gesprochen habe. Er bestätigte dies, um sofort weiterzugehen und zu sagen: ‘Darin waren keinerlei Beweise. Die Beweise, die sie mir vorlegten, befanden sich in dem Protokoll der ersten Besprechung mit ihnen. Mehr hatten sie nicht. Sie zeigten mir Bilder von Einäscherungsöfen des Krematoriums, aber das waren keine Beweise, denn sie hatten mit Ihrer Sache nichts zu tun, sondern waren so etwas wie Blendgranaten’“. Rudolph fuhr fort: „Von dieser ohne mich stattfindenden Besprechung wurde ein Protokoll erstellt und das sahen wir uns gemeinsam an. Die beiden OSI-Agenten verschwanden für einen Augenblick aus dem Raum und kamen mit diesem Dokument zurück.“

Dieses „Dokument“ ist eines der interessantesten Machwerke in Sachen Arthur Rudolph. Der Ingenieur äußerte sich dazu: „Wir brauchten einige Zeit, es Punkt für Punkt durchzusprechen. Eine erklärende Note zu

Beginn desselben sagte, daß der Gebrauch der Worte 'wir' und 'die Regierung' durch Eli Rosenbaum und Neal Sher selber angemerkt worden seien.“

Die Regierung wisse nichts davon, daß sie mit „die Regierung“ in diesem Protokoll in Anspruch genommen worden sei, aber es sei so üblich, in dieser Art zu argumentieren. (Demnach waren also Sher und Rosenbaum „die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika“) Zwischen dem, was Sher, und jenem, was Rosenbaum gesagt hatte, wurde kein Unterschied gemacht. Shers Erklärung dazu: „Die Regierung hat zwei Formen zur Beweisführung und zur Befragung in einem Gerichtsprozeß, dies ist eine davon.“ (Nur daß es kein Gerichtsprozeß war!) „Wir glauben“, so Sher und Rosenbaum, „daß sich in Rudolphs Aussagen die hauptsächlichen Beweise befinden. Die Regierungsdokumente, die wir haben, ergänzen dieselben. Die faktische Regierungsbasis (immer nach Neil und Rosenbaum) für diese Sache basiert auf einer Aufstellung, nach der Dr. Rudolph das Arbeitssklavensystem im Mittelbau durchführte. Er wurde weiterhin beschuldigt, Sabotageprotokolle, wenn nicht geschrieben, so doch an die SS- Wachmannschaften weitergegeben zu haben. Da aber Dr. Arthur Rudolph bereits mehrfach zu Protokoll gegeben hatte, daß es in seiner Abteilung keine Sabotage gegeben hat, wäre es Sache des OSI gewesen, die einzige – dazu gefälschte und teilweise geschwärzte – Aussage der seinerzeitigen Sekretärin Hanne-Lore Bannasch (später verheiratete Ranft) zu verifizieren, was nicht geschah. Erst nach den beiden Vernehmungen wurde von Seiten des OSI mit Frau Ranft Kontakt aufgenommen, wobei diese erfuhr, daß man ihre seinerzeit 1947 in Dachau gemachte Aussage verfälscht hatte. Das OSI erklärte ferner, daß sechs Gefangene, die als Exempel für alle möglichen weiteren Saboteure gehängt worden waren, ein Beweis dafür seien, daß Arthur Rudolph, der dieser Erhängung mit allen anderen Mitarbeitern beiwohnen mußte, ein Teil dieses „Sabotage-Report-Network“ gewesen sei.

Arthur Rudolph stellte richtig, daß diese Erhängungen stattgefunden hätten, weil diese Häftlinge als Verschwörer und Teilnehmer an einer Lagerrevolte zum Tod verurteilt worden seien. Sie hätten, so die Aussagen der daran beteiligten Häftlinge, versucht, das gesamte Lager zu besetzen und alle Wachen und mißliebige Kapos zu töten. Alle diese Anschuldigungen – keine von ihnen bewiesen – bildeten den Kern der OSI-Aktivitäten gegenüber Arthur Rudolph, der keinen einzigen der angeführten Sabotageberichte auch nur zu Gesicht bekommen hat, weil es keinen Sabotagefall in seinem Arbeitskreis gab und er somit auch keinen solchen weitergegeben hat. Rechtsanwalt Main bat um die Ablichtung einer solchen Zeugenaussage. Und hier bekommt diese ganze Farce ihren kriminellen Anstrich, denn Sher und Rosenbaum erklärten, sie seien von ihrem Zeugen nicht befugt oder ermächtigt worden, die Aussagen an den

Angeschuldigten weiterzugeben. Vor allem aber dürfe sein Name und seine Anschrift nicht preisgegeben werden. Sie waren bereit, Rechtsanwalt Main einen einseitigen Auszug der Aussage zu übergeben, der dies alles erhärte.

Dieses eine Blatt, das Main nunmehr erhielt, war an drei breiten Stellen mit schwarzer Tusche unkenntlich gemacht worden, so daß die wesentlichen Teile der Aussage unleserlich geworden waren. Einige schmalere Ausstreichungen und darüber bzw. darunter eingefügte Maschinenschriftzeilen zeigten eindeutig Manipulationen an. Diese Seite war so aufgemacht, als sei sie nur wenige Tage vor diesem Treffen der beiden OSI-Beamten mit Rechtsanwalt Main aufgenommen worden. In Wahrheit aber war es eine Seite aus der protokollierten Aussage von Hanne-Lore Bannasch aus dem Jahre 1947 in Dachau. Allein der unermüdlichen Detektivarbeit von Frau Martha Rudolph war es dann zu verdanken, daß schließlich in einem Washingtoner Archiv dieses Protokoll gefunden wurde und man wußte, wer die Schreiberin war. Der richtige Text, den Frau Bannasch seinerzeit zu Protokoll gab, lautete: „Ich kenne kein Beispiel von Sabotage im Mittelwerk, das ich anführen könnte“. Erneut über eventuelle Berichte zum Sabotagethema befragt, spekulierte sie: „Wenn solche existiert hätten, dann könnte sie Direktor Rudolph geschrieben haben.“ Diese Aussage war so unkenntlich gemacht, daß der Eindruck erweckt wurde, Dr. Rudolph habe sie geschrieben. Darüber hinaus erklärte Hanne-Lore Bannasch in ihrem fünfseitigen Brief, daß auch diese Lesart nicht korrekt gewesen sei. Sie habe sie nicht zurechtrücken können, weil sie diese Aussage niemals zu Gesicht bekommen hatte und nun wollte sie dies tun. Dieser Brief soll hier eingebracht werden, um die Kontinuität der Anklagen und Aussagen zu erhalten.

Die Befragung von Frau Ranft

Die OSI-„Forscher“ waren bei der Durchsicht der Dachauer Gerichtsakten auf eine nicht unterschriebene Befragung von Frau Bannasch gestoßen und hatten mit einigen rhetorischen Kunststückchen und einer Flasche Tusche eine Schuld konstruiert. Da sie sich voll auf dieses „Beweisstück“ stützten, schickten sie lange nach den beiden Befragungen des Beschuldigten zwei ihrer Rechercheure aus, die Frau Bannasch dazu bewegen sollten, in diesem Sinne auszusagen und möglichst eine neue Anschuldigung gegen Arthur Rudolph zu schreiben.

Es war der 21. September 1983, als diese in Weilheim/Oberbayern, dem Wohnort von Frau Ranft, auftauchten und diese befragen wollten, ohne zu erkennen zu geben, worum es überhaupt ging. Frau Ranft ließ sich von Mr. Teuer und Miss Shave nicht über den Tisch ziehen und erklärte ihnen,

daß sie zunächst jenes Protokoll sehen möchte, auf das sich die beiden Abgesandten stützten. Dies wurde ihr verweigert. Erst als zu Beginn des Jahres 1985 Prof. Dr. Winterberg zu ihr kam, der eigene Befragungen in Sachen Rudolph durchführte, erfuhr sie, daß man sie als Werkzeug gegen Dr. Arthur Rudolph benutzen wollte. In einem handgeschriebenen Brief vom 25. Februar 1985, der vom Amt in Weilheim vom dortigen Urkundsbeamten Schedel unter der Nr. 643/85 beglaubigt wurde, sagte sie: „Erklärung: Hiermit erkläre ich zuerst einmal, daß ich während meiner Tätigkeit im Mittelwerk, Niedersachswerfen bei Nordhausen/Harz, keine schriftlichen oder mündlichen Sabotage-Reports von Herrn Arthur Rudolph erhalten habe (auch nicht für Herrn Sawatzki bestimmte). In diesem Zusammenhang komme ich auf meine Vernehmung durch Mr. Teuer und Miss Shave in Gegenwart von Kriminalhauptmeister Huber, Weilheim, zurück, die am 21. 9. 1983 stattfand. Nach fast fünfstündiger Vernehmung haben mich die beiden Genannten nur beiläufig über Herrn Arthur Rudolph – dies in keiner Weise detailliert – befragt.

Detailliert darf ich deshalb an dieser Stelle zur Person Rudolph noch ausdrücklich betonen, daß ich ihn seit 1939 als ausgesprochen integren Menschen kenne, der sich bezüglich der im Einsatz befindlichen Häftlinge auch nicht das Geringste hat zu Schulden kommen lassen. Herr Rudolph war immer ein sehr ruhiger, ausgeglichener und stets allen Menschen gegenüber hilfsbereiter Mensch.

Weiterhin erkläre ich, daß ich das im Protokoll vom 21.9. 1983 zitierte Protokoll meiner Vernehmung aus dem Jahre 1947 im Dachaprozeß über das Lager Dora (die Person Rickhey betreffend) nicht gesehen, noch erhalten habe.

Meine Bitte an Mr. Teuer und Miss Shave dieses Protokoll von ihnen zu erhalten, wurde von diesen dahingehend beantwortet, daß ich dies ‘überall zur Einsicht erhalten’ könne. Sie selbst haben mir kein Exemplar zur Verfügung gestellt.

Ich habe nun, vor kurzem nach langen Bemühungen, meine in englischer Sprache verfaßte Aussage von 1947 erhalten und habe nach Durchsicht feststellen müssen, daß verschiedene meiner Aussagen in diesem Protokoll nicht meinen deutschen Formulierungen entsprechen, sondern in der englischen Übersetzung sinngemäß anders ausgelegt worden sind. Bei der Veröffentlichung in der Washington Post vom 4.11.84 wird unter anderem zitiert, daß ich – unter meinem Mädchen-namen Hanne-Lore Bannasch – Sekretärin von Herrn Rudolph gewesen sei. Dies ist eine Falschbehauptung, und aus den vorgenannten Protokollen ist klar ersichtlich, daß ich als Sekretärin von Herrn Sawatzki tätig war.

Außerdem habe ich stets von sechs Häftlingen gesprochen, die im Untertagewerk exekutiert wurden und nicht von 60 (!). Diese Aussage wurde gleich im Protokoll von 1947 derart geändert, daß anstatt sechs,

sechzig eingesetzt wurden. Gegen diese Fehler verwahre ich mich hiermit strengstens.

Zum Abschluß sei hiermit nochmals betont, daß für die KZ-Häftlinge ausschließlich (Unterstreichung Ranft) die SS zuständig war, deren Angehörige im Dachauprozeß 1947 entsprechend verurteilt wurden. Die zivilen Angehörigen des Mittelwerkes waren – unter Strafandrohung der SS – gar nicht befugt, Häftlinge eigenmächtig zu bestrafen. Bei gründlichem Nachdenken und Kenntnis der Veröffentlichungen über Herrn Arthur Rudolph nach seiner Ausreise aus den USA Anfang 1984 kann ich nur feststellen, daß Mr. Sher und Mr. Teuer, Miss Shave und eventuell andere mehr, ihre Ermittlungen nur allzu flüchtig – und dadurch teilweise sehr falsch – geführt haben. Nach alledem drängt sich mir nunmehr der Verdacht auf, daß man wohl nicht die eigentliche Wahrheit, sondern einen Schuldigen (um jeden Preis) sucht. Und das nach 40 Jahren. In Kenntnis der von der Presse veröffentlichten Anklagepunkte muß ich leider feststellen, daß die gegen Herrn Rudolph vorgebrachten Belastungspunkte (soweit sie sich auf angebliche Aussagen von 1947 und tatsächliche von 1983 beziehen oder beziehen sollten) entweder nachweislich falsch oder unrichtig interpretiert sind. Wäre meine Aussage 1947 schon als Belastung des Herrn Rudolph von den amerikanischen Überprüfungsbehörden gewertet worden, dann hätte Herr Rudolph bereits seinerzeit in Amerika keine Verwendung gefunden (ebenso wie Herr Rickhey) und zugleich hätte ich seinerzeit sofort die Richtigstellung des mir unbekanntem Gerichtsprotokolls veranlassen können.

Hanne-Lore Ranft

Weilheim den 25. Februar 1985.“

Mit dieser Aussage ist der hauptsächlichste Belastungspunkt wie eine Seifenblase geplatzt. Dies alles hätte das OSI bereits selber eruieren können, wenn es Frau Ranft als Zeugin benannt und vernommen hätte. Man zog es statt dessen aber vor, ein altes, nicht beglaubigtes Gerichtsprotokoll als „neue Aussage einer Zeugin“ zu präsentieren.

Die Ankläger im Militärprozeß von 1947 klagten Arthur Rudolph nicht an. Insbesondere deshalb, weil er ihnen eine schriftliche Aussage zu diesem Prozeß zur Verfügung gestellt hatte. Daß sie Frau Bannasch, besser Frau Ranft, nicht hätten erreichen können, wird durch die beiden Abgesandten, die allerdings zu spät nach Deutschland reisten, und die Frau Ranft mühelos erreichten, widerlegt. Aber es lag ihnen überhaupt nichts daran, von Frau Ranft widerlegt zu werden. Lieber legten sie eine getürkte Seite eines Gerichtsprotokolls vor, die 35 Jahre alt war und in dem Arthur Rudolph ein einziges Mal genannt wurde.

Der andere Teil der Strategie des OSI, der ganz Amerika erregte, den US-Senator Green zum Eingreifen brachte, so daß sich der US-Senat

damit befaßte, waren nichts als Verleumdungen, die so grotesk sind, daß sie schon komisch wirken und nicht böartig. Letzteres waren sie jedoch, wie Arthur Rudolph am eigenen Leibe erfahren sollte. Auch Senator Green verbreitete die Lüge, daß „Arthur Rudolph im Mittelwerk 60.000 (!) Häftlinge geschunden hat und daß aufgrund dieser barbarischen Handlungen davon 20.000 elendig zu Grunde gingen.“ Diese Farce wird durch Hunderte von Häftlingsaussagen und von Werken bekannter Dora-Forscher, von Instituten und Universitäten als schlichte Erfindung gekennzeichnet. Es wurde zweifelsfrei festgestellt, daß im gesamten Mittelbau (I, II und III zusammengenommen) etwa 16.000 Häftlinge zu Tode gekommen sind. Davon allein 7.000 bis 8.000 im Mittelbau II „Erich“ = Ellrich. Durch wen und wann diese erschreckende Zahl an Häftlingen den Tod fanden ist in den einschlägigen Publikationen zum Thema akribisch untersucht und aufgelistet. Dazu wurden alle zugänglichen Quellen, insbesondere von ehemaligen Häftlingen und von den Stellen der Dora-Gedenkstätten und von anderen ausgewertet und durch Zeugen erhärtet, die selber durch die Hölle des Mittelbaues gegangen sind.

Bei den OSI-Beamten Sher und Rosenbaum aber liest sich das so: „Die Regierung (also sie selber) beabsichtigt, Rudolphs Bemühungen zu dokumentieren, diese Sklavenarbeiter zu quälen und zu töten, weil er bereits zu dieser Zeit eine antisemitische Haltung gehabt hat, noch bevor er ins Mittelwerk kam. Sie wird klar ersichtlich machen, daß er ein leidenschaftlicher Nazi war, noch bevor die Partei in Deutschland populär wurde und an die Regierung kam. Er ist frühes Mitglied der SA gewesen, einer Organisation, die sich darin engagierte, jüdisches Blut zu vergießen. Dies hat ihn auch im Mittelwerk angetrieben und wurde zur Synthese seines blinden Hasses gegen minderwertige Rassen.“

Daß dieses substanzlose Gewäsch nichts anderes als eine allgemeine Verunglimpfung war, und in diesem Falle als Schuldbeweis Rudolphs in einer anderen Sache dienen sollte, ist so makaber, wie es nun bereits geschriebene Geschichte ist.

Rudolph hat diese Mutmaßungen energisch in Abrede gestellt und dazu am Schluß erklärt, „mehrere meiner guten Freunde waren Juden. Ich war und bin mit Sicherheit kein Antisemit.“ Als man ihm dann das Lügenmärchen eines KGB-Zeugen vorhielt (der Arthur Rudolph angeblich in der Uniform eines SS-Hauptsturmführers gesehen hatte und sogar seine unter dem rechten Arm eintätowierte SS-Nummer kannte), daß auch im Mittelwerk Juden gearbeitet hätten und von ihm zu Tode gepeinigt worden seien, platzte die Bombe, denn Rudolph antwortete wahrheitsgemäß: „There were not Jews at the Mittelwerk.“ Wo keine Juden waren, da konnte nicht einmal er welche umgebracht haben. (Über diese Aussage des russischen Zeugen und die Art, wie sie einmal an das Simon-

Wiesenthal-Center in Wien und dann an das OSI gelangte im Zeugenrapport mehr). Es war der Journalist Thomas Franklin, der diese Farce so kommentierte: „Die Abwesenheit von Juden im Mittelwerk, auf welcher Version das gesamte nebulöse Geschwätz der beiden Befrager aufgebaut war, machte aus Shers und Rosenbaums ‘Argumenten’ Hackfleisch, daß Arthur Rudolph sie im Mittelwerk verfolgte, weil er sie als minderwertig verabscheute.“

Professor Dr. Winterberg in Aktion

Es war der Wissenschaftler Prof. Dr. Friedbert Winterberg, Mitglied der La Rouché-Organisation, der in der Presse die Anschuldigungen gegen Arthur Rudolph las und sich für diesen Fall interessierte. Er hatte vorher als Zeugenbefrager einige Zeit im Ausland verbracht und dort einige Zeugen gefunden, die sich an Arthur Rudolph erinnerten. Er fand jedoch niemand, der auch nur am Rande über Dr. Rudolph schlecht gesprochen oder ihn gar beschuldigt hätte. Winterberg erhielt eine Kopie von Shers Brief, während er selber als Zeugenvernehmer unterwegs war. In diesem Brief präsentierte Sher eine Liste von neun Zeugen, die angeblich für das OSI ausgesagt hatten. Winterberg war deshalb so sehr daran interessiert, diese Aussagen zu erlangen, weil er sich daraus Aufschlüsse über die Gegebenheiten im Mittelwerk und Mittelbau während der Kriegszeit erhoffte. Vor allem interessierte ihn eines: Was hatte das OSI gegen Arthur Rudolph vorzubringen? Das herauszufinden sah Dr. Winterberg als seine erste und wichtigste Aufgabe an. Alle vorhandenen Dokumente benutzend, lernte er seine Helfer an, ihm bei den vielen Telefonaten, Briefen und Befragungen zur Hand zu gehen.

Das Erstaunliche an den vielen Hunderten von Einzelfragen und Aussagen, die er erhielt, er bekam keine einzige Information, die gegen Rudolph gerichtet war. Er erfuhr, daß die ersten beiden von den OSI-Nazijägern benannten Zeugen die Häftlinge und Sklavenarbeiter Vered und Goldstein auch während in der Militärgerichtsverhandlung in Dachau 1947 als Zeugen befragt worden waren. Sie hatten dort keinerlei Beschuldigungen gegen Rudolph erhoben.

Der dritte der OSI-Zeugen mit Namen Waldner, der Winterberg als erstes darüber berichtete, daß er als Häftling in der Fabrik unter dem Kohnstein gearbeitet habe, konnte sich nach 40 Jahren nicht mehr an die Geschehnisse und Namen erinnern und kannte auch den Namen Rudolph nicht.

Der vom OSI genannte vierte Zeuge, Zimm, konnte wiederum nur bruchstückweise berichten. Eines aber wußte er mit Bestimmtheit: „Ich habe den Ingenieur Rudolph nicht gekannt.“ Von den übrigen erhielt Prof.

Dr. Winterberg ebenso genaue Antworten: Der vom OSI genannte Zeuge Mittler schrieb an Dr. Winterberg: „Ich kam im September 1944 nach Dora, als alle Tunnels der unterirdischen Fabrikanlage bereits fertiggestellt waren. Ich erinnere mich weder an den Namen Rudolph, noch kann ich ihn anhand des mir aus dem Time Magazin vorgelegten Fotos erkennen.“

Der sechste Zeuge, Adler, berichtete Winterberg in einem Telefongespräch, daß er überhaupt nicht in der V 2-Fabrik gearbeitet und demzufolge Arthur Rudolph auch nicht gekannt habe. Der siebte Zeuge, Halbreich, erklärte ebenfalls, daß er zu keiner Zeit im Mittelwerk gearbeitet hatte, sondern als Helfer im medizinischen Dienst des Konzentrationslagers Mittelbau. Es könnte möglich gewesen sein, daß Rudolph das Hospital besucht habe, gekannt habe er ihn allerdings nicht. In der Sache des Zeugen Leben konnte Dr. Winterberg die Kopie eines Briefes des Deutschen Generalkonsulats in New York sichern, der an den deutschen Ankläger in Hamburg gerichtet war: Mr. Leben gab die folgende Erklärung dem deutschen Generalkonsul in New York: „Ich kam im März 1945 nach Dora. Infolge einer Verletzung kam ich für kurze Zeit in das dortige Hospital. Ich habe nicht im Mittelwerk unter Tage gearbeitet und kenne den Namen Rudolph aus meiner Zeit in Dora nicht. Ich las lediglich später über ihn in der Presse.“

Alle Zeugen, die das OSI angeblich vernommen haben wollte, und die alle gegen Dr. Arthur Rudolph ausgesagt hätten, erwiesen sich als „Windeier“, vom OSI gelegte. Sher und Rosenbaum hatten keinen einzigen von ihnen befragt, sondern sie lediglich von einer Liste abgeschrieben, die sie irgendwo aufgegabelt hatten. So hatten sie auch den seit langer Zeit verstorbenen Mr. Goldstein „befragt“. Wie, das entzieht sich jeder vernünftigen Interpretation. Aus den Aussagen dieser Zeugen wollten Sher und Rosenbaum Erkenntnisse gewonnen haben, die Rudolph nach ihren Worten für 20 und mehr Jahre ins Gefängnis bringen konnten, oder gar lebenslanges Zuchthaus nach sich ziehen würden. Dies erklärten sie dem Rechtsanwalt Main anlässlich jener dritten Befragung, zu der Rudolph überhaupt nicht mehr erscheinen durfte. Bei der Übereinkunft mit Rechtsanwalt Main wurde noch festgelegt, daß seine Angehörigen nur dann nicht verfolgt noch ihnen die US-Staatsbürgerschaft aberkannt werden würde, wenn er selber – Arthur Rudolph – die USA freiwillig verlasse.

Als diese Fakten in der US-Bevölkerung bekannt wurden, erhob sich ein Aufruhr unter der Bevölkerung, die wohl zwischen den gigantischen Leistungen von Arthur Rudolph und den „Entenfabrikanten“ der OSI zu unterscheiden wußten. „In den nächsten drei Monaten“, so Arthur Rudolph, „unternahm ich unzählige Besuche bei meinem Rechtsanwalt.

Viele der mit ihm geführten Besprechungen dauerten zwei bis drei Stunden.“ Rudolph und seine Frau Martha waren von dem Dilemma, in das sie sich plötzlich gestürzt sahen, völlig geschockt. Hin- und Hergeworfen zwischen den beiden Möglichkeiten, auszuhalten und zu kämpfen, oder das Land zu verlassen, rangen sie um eine Entscheidung. Unterschreiben, Freunde um Hilfe zu bitten, so sahen die beiden Möglichkeiten aus. Und eines mußten sie mit aller Macht zu verhindern suchen: Sie durften sich nicht vor ein öffentliches Gericht zerren lassen. „Für uns“, so Arthur Rudolph, „war ein öffentliches Gericht gleich einer unsicheren Fahrt auf einer Achterbahn. Ich war um meine Gesundheit besorgt. Mit 78 Jahren und einem schweren Herzleiden war man den Strapazen eines solchen Gerichtes einfach nicht mehr gewachsen. Außerdem waren da noch die Kosten eines solchen Verfahrens, das sich über Jahre hinziehen konnte. Unser Verteidiger hätte mindestens 100.000 Dollar gekostet und der Staat zahlte nur das OSI, nicht aber uns. Dann hätten wir unsere Entlastungszeugen finden und sie auf unsere Kosten aus Europa nach Amerika schaffen müssen. Das hätte ein riesiges Vermögen gekostet, was wir nicht hatten. Für uns hätte keine Staatskasse das Geld für die Zeugenfindung bezahlt, wie sie es für das OSI getan hat. Und dann stand im Hintergrund immer noch die Gefahr, diesen Prozeß – auch wenn ich völlig unschuldig war – zu verlieren. Diese fünfzig Anwälte und Vernehmer des OSI waren mit allen Wassern gewaschen und verfügten über Zuträger in aller Welt. Sie hätten in jeder Ritze graben können und uns Zeugen präsentiert, die wer weiß was beschworen hätten, wenn nur die Kasse stimmte. Unter allen diesen Aspekten traf ich die einzig mögliche Entscheidung. Am 28. November 1983 unterschrieb ich die Übereinkunft, daß ich Amerika verlassen und meine Staatsbürgerschaft zurückgeben werde. Von diesem Tage an war ich ein Fremder in jenem Land, dem ich 37 Jahre lang treu gedient hatte.“

Arthur Rudolph packte seine Sachen, alle jene Unterlagen, die er während seiner Tätigkeit gesammelt und erarbeitet hatte, vor allem jene aus seiner Saturn-Zeit, in Kisten und schickte diese 500 Pfund Papier (!) zum Alabama Space and Rocket Center nach Huntsville, wo sie heute noch liegen und vielen jungen Forschern und Studenten zur Verfügung stehen.

Am 27. März 1984 reiste er mit seiner Frau zum San Francisco International Airport. Dort gingen sie an Bord eines Flugzeuges, das sie nach Deutschland brachte. Arthur Rudolphs letzte Worte zu dieser heimtückischen Gewalttat gegen ihn lauteten: „Wenn ich gewußt hätte, was ich heute weiß, dann würde ich es vielleicht gewagt und ausgerufen haben, ‘Okay, let’s have the Trial.’“ Daß Arthur Rudolph dennoch zu keiner Zeit das Vertrauen in die Anständigkeit der US-Bürger und die Treue seiner Freunde zu ihm verloren hatte, und daß er mit Recht seine Hoffnungen

auf sie setzte, wurde sehr bald bestätigt. Tausende Amerikaner verwandten sich für ihn. In allen Medien, bei vielen Senatoren und Bürgern und selbst bei Präsident Ronald Reagan gingen die Gesuche und Bitten für diesen aufrechten Menschen ein, die nicht vergaßen, daß er es gewesen war, der sie aus der Zweitklassigkeit in der Weltraumfahrt und Raketentechnik heraus- und an die Spitze geführt hatte.

Dennoch ist er ehrlich genug, auch die vielen anderen verleumderischen Stimmen nicht zu unterdrücken und seiner Verbitterung darüber beredt Ausdruck zu verleihen: „Ich fühle mich nach wie vor verfolgt und ich wiederhole, daß das OSI nur das gefunden hat, was ich ihm selber über die Zeit meiner Tätigkeit im Mittelwerk berichtet habe. Wenn das OSI mir ‘andere Dokumente’ zeigte, dann handelte es sich um meine Bewerbung um die amerikanische Staatsbürgerschaft. In die leeren Zeilen dieses Dokumentes haben sie meine Angehörigkeit zur SA und zur NSDAP ebenso eingetragen, wie meine Mitgliedschaft im Amerikanischen Roten Kreuz, obgleich ich zu dieser Zeit noch kein Mitglied dieser Vereinigung war.“

Thomas Franklin, einer jener Autoren, die sich vehement für Arthur Rudolph einsetzten, fragte diesen: „Warum tat man Ihnen dies an?“ „Es ist wirklich schwer zu verstehen“, erwiderte der Raketengenieur, „vor allem hatten sie ihre Existenzberechtigung nachzuweisen, dazu war ich ausersehen. Darüber hinaus taten sie dies aus Rache. Wofür sie sich an mir rächen wollten, ist mir völlig unbekannt. Sie beschuldigten und beleidigten mich als schuldig am Tode von Abertausenden Juden, für den ich nicht verantwortlich war. Sie dachten damals, und denken heute noch ebenso, daß alle Nationalsozialisten Kriminelle und Rassisten gewesen sind. Möglicherweise liege ich falsch in meiner Ansicht, aber ich glaube, daß sie – wie im Alten Testament – dachten: ‘Auge um Auge, Zahn um Zahn!’ Mit dem gravierenden Unterschied, daß ich weder für ein Auge noch für einen Zahn ihrer Glaubensbrüder verantwortlich war.“

Das Verhalten des OSI ist nach den Worten der Autorin Marsha Freeman „Nazi-like“ in seinen Lügen und falschen Zeugnissen, die Arthur Rudolph dazu zwangen, das schändliche „Agreement“ zu unterzeichnen. Sie formulierte: „In Amerika, in einer Zeit von Kulturpessimismus und Verlust der nationalen Ehre wurde eine Tür geöffnet zu einer offensichtlichen Polizeistaaten-Taktik. Diese öffnet keinen besseren Weg, als jenen, den Präsident Kennedy vorzeigte und der für das Kennedy-Apollo-Programm stand. Vielmehr ist es der gelungene Versuch, unsere Forscher, Raketenspezialisten und Weltraumexperten zu kriminellen Elementen zu machen. Die meisten der ehemals deutschen Pioniere der Raketentechnik und Weltraumfahrt haben ihren offiziellen Dienst in der NASA beendet und gehen nun daran, eine sehr wichtige Rolle in der

militärischen und zivilen Raumfahrt- und Satellitentechnik zu übernehmen. Dies brachte die Sowjets auf den Plan und motivierte sie dazu, dieses Programm mit aller Kraft zu bekämpfen.

Courage ist es, die nunmehr von uns allen zu zeigen ist. Courage ist in ganz Amerika gefragt. Mit der Einsetzung des OSI hat das US-Justizministerium seine polizeistaatliche Einschüchterung auch auf die Betriebe konzentriert, welche Amerikas Verteidigungswaffen schufen. In den vergangenen Jahren hat dieses Büro viele Bürger angeklagt, sie ins Gefängnis geworfen oder deportiert. So auch den früheren amerikanischen Administrator der NASA, James Beggs, den Strahlenforscher Martin Welt und den Wirtschaftswissenschaftler Lyndon H. LaRouche und seine Kollegen, die mit ihren zukunftsweisenden Arbeiten in Forschung und Technologie Amerikas Lebensniveau auf die Höhe gebracht haben.

Der beste Weg, diesen schleichenden Rechtsverfall in unserem Lande zu beseitigen, ist Mut zu haben, sich laut und deutlich gegen das OSI in freien Gesprächsforen auszusprechen und die Dinge beim Namen zu nennen.“

Das OSI wurde von dieser Autorin dahingehend gekennzeichnet, daß es nicht davor zurückschrecke, Unschuldige auf dem Altar seines Ehrgeizes zu opfern. So wurde auch Arthur Rudolph zu einem OSI-Opfer.

OSI und Öffentlichkeit

Die Situation auf einem Teil des US-Medienmarktes, der immer noch auf jenen längst widerlegten Lügenmärchen über die Verstrickung von Arthur Rudolph in Häftlingsmassaker beharrte, wurde vor einem Londoner Fernsehgericht mit deutschen und britischen Sachverständigen zur Sprache gebracht. Der Verteidiger, Angehöriger des britischen Justizministeriums, Rawlinson, bezeichnete beispielsweise die Kampagne gegen Waldheim, die auch auf dem Programm stand, als „Lynchjustiz“.

Die mangelnde Beweiskraft der angeblichen Dokumente waren auch für das US-Justizministerium Veranlassung, ihre Offenlegung im Falle Waldheim ebenso wie im Falle Rudolph zu verweigern. Daß Arthur Rudolph seine Unschuld durch Hunderte von Zeugenaussagen unter Beweis stellen konnte, daß es ihm und seinen Freunden gelang, die seltsame Allianz zwischen OSI, KGB und ostzonalem Stasi aufzudecken, änderte nichts. Die Waldheim-Dokumente aber mußten schließlich nach einem von zwei Journalisten angestregten Prozeß durch die Oberste US-Justizbehörde aufgedeckt werden. Die freigegebenen Dokumente erwiesen sich als plumpe Fälschungen.

Ein Gericht in Cincinnati bescheinigte dem OSI bei der Sammlung von Materialien beispielsweise gegen Demjanjuk, Akten bewußt manipuliert zu haben. Es war übrigens der OSI-Chef Sher, der den Waldheim-Bericht für das Justizministerium zusammengestellt hatte. Es erhebt sich nunmehr die Frage, warum gibt das US-Justizministerium nicht auch die von Sher zusammengestellte Akte Rudolph frei? (Sher mußte im Jahre 1993 das Justizministerium verlassen und leitet jetzt das American-Israel-Public Affairs Committee in Washington).

Eine weitere öffentliche Anhörung fand in Philadelphia statt. Es ging auch hier in den dreiwöchigen Rededuellen um das OSI und seine Amtsmißbräuche. Die historische First United States Bank hatte diese Anhörung organisiert. Einer der bekanntesten Namen, der Obmann der Amerikanischen Gesellschaft für Farbigenangelegenheiten, Samuel L. Evans, präsierte dieses hochkarätige Forum, zu dem eine Vielzahl bekannter und qualifizierter US-Bürger erschienen, unter ihnen auch der neue US-Generalstaatsanwalt General Ramsey Clark. Es ging vor allem darum, den gesetzlosen Exzessen und Verfassungsbrüchen, deren sich das OSI schuldig gemacht hatte, ein Ende zu bereiten. Das OSI, als ein Zweig der „Verbrechens-Division“ des US-Justizministeriums, hatte es sich seit seiner Gründung durch die Kongreßabgeordnete Elizabeth Holtzmann im Jahre 1979 zur Aufgabe gesetzt, ehemalige Nazi-Kriegsverbrecher in den USA zu verfolgen, sie zur Strecke zu bringen und auszubürgern oder ins Gefängnis zu werfen. Sein Leiter Sher sammelte eifrig Behauptungen und Anschuldigungen der Russen und des DDR-Staatsicherheitsdienstes. Er erklärte als Begründung für dieses seltsame Verhalten: „Die russischen und ostdeutschen Stellen arbeiten besser mit uns zusammen als die US-Behörden.“ Außerdem seien seine Beweise und Zeugen ebenso wie die Zielliste der angeblichen Nazi-Kriegsverbrecher ausschließlich mit Hilfe der Ankläger der Warschauer Paktstaaten entstanden. Dort seien auch die vielen Zeugen gefunden worden.

In vielen Fällen hatten die Russen vorher das CIA der USA als Zielgruppe angepeilt und dieses vieler grausiger Verbrechen bezichtigt. In allen diesen Anklagen wurde später lediglich das Kürzel CIA in „Nazis“ umgedichtet, und schon stimmte wieder alles. Beweise aus dem Kongreß, dem amerikanischen Volk und dem Justizministerium werden aufzeigen, daß von den beiden genannten Gruppen – OSI und KGB – die Verfassungsrechte amerikanischer Bürger gebrochen wurden mit dem Ziel, politisch motivierte strafrechtliche Verfolgungen durch das OSI in Gang zu setzen. Das KGB arbeitete vor allem mit dem OSI zusammen, um Emigranten, die aus Osteuropa in die USA geflohen waren, zu eliminieren. Diese Aktionen gefährdeten dank der Mithilfe des OSI die Verfassungsrechte eines jeden amerikanischen Bürgers. Einige Beispiele, wie das OSI seine Ziele und Opfer anpeilte und zur Strecke brachte, seien

hier genannt: Da ist der Fall des Frank Walus, eines ehemaligen polnischen Staatsangehörigen, der erstes Opfer des OSI wurde. Er wurde zum Nazi-Kriegsverbrecher hochstilisiert, dann aber von einem Chicagoer Gericht vernommen und nicht von einem Strafgericht, wie es die US-Verfassung vorschrieb und jedem Beschuldigten garantierte. Das Gericht fand keine Beweise gegen ihn. Die Anschuldigungen gegen ihn stellten sich als haltlos heraus. Jahre später griff das soeben gegründete OSI den Fall wieder auf. Dies mit der Begründung, es gebe einen israelischen Zeugen, der Walus belasten könne. Walus wurde die US-Staatsbürgerschaft aberkannt. Bei seinen Versuchen, Zeugen zu finden, verlor er sein eigenes Geld und mehrere Tausend geliehene Dollar. Walus erlitt mehrere Herzattacken. Unmittelbar bevor er ausgebürgert werden sollte (dieses Urteil war vom OSI bereits gesprochen worden), erhielt er eine Zeugenaussage, die seine völlige Unschuld bewies. Er war zu keiner Zeit an jener Stelle gewesen, an welcher er angeblich Häftlinge geschunden haben sollte. Er lebt heute immer noch in Schulden, wurde nie rehabilitiert, denn weder das OSI noch das US-Justizministerium hielten dies für nötig, um ihr Image nicht anzukratzen.

Der US-Bürger Fedor Fedorenko stand ebenfalls vor dem OSI-Ausschuß, wurde schwerer Kriegsverbrechen „überführt“ und in die UdSSR abgeschoben, wo man ihn exekutierte. Der US-Bürger Tschersim Soobzakov, gebürtiger Tscherkesse, zählte ebenfalls zu den ersten OSI-Opfern. Das Gericht, das ihn verhörte, fand jedoch keine Beweise gegen ihn und sprach ihn frei. Kurze Zeit später wurde er Opfer eines Rohrbombenanschlages in seinem eigenen Hause.

Gegen Mykola Kolwachut begann das Kesseltreiben mit einem Bericht in der russischen Gazette „Trud“ bereits im Jahre 1963. Weitere Artikel machten ihn für die US-Gerichte zum angepeilten Opfer. „Meine Verhöre begannen, doch ich erbat unter Vorlegung meiner Papiere meine Einbürgerung in die USA, die mir auch zuerkannt wurde. Gleichzeitig damit aber begannen meine ‘Befragungen’, die sich über drei Jahre lang hinzogen. Dann wurde ich zum Gericht bestellt und Richter Leon Higginbotham überreichte mir die Papiere eines US-Staatsbürgers. Meine Befragung wurde 1973 durch den Vorläufer des OSI wieder aufgenommen. Abermals wurde ich von jedem Makel gereinigt und freigesprochen. In dieser Zeit, da in den USA eine wahre Herrschaft des Terrors entfesselt wurde, versuchten vor allem die Russen mit einer aus der UdSSR hervorquellenden Terrorwelle die USA zu schädigen. Sie beabsichtigten damit, die in den USA lebenden Osteuropäer zum Schweigen zu bringen, die die ganze russische Tyrannei und Terrorherrschaft hätten ans Licht bringen können. Dazu leisteten die US-Büros, vor allem jene des Justizministeriums, den Russen alle notwendige und darüber hinaus noch

zusätzliche Hilfestellung. „Was?“, so fragten die „Washington-Times“ und die „Christian News“, „kann ein einzelner Bürger zu seiner eigenen Verteidigung gegen das OSI tun? Praktisch nichts, weil dieses Büro eine Abteilung des Justizministeriums ist und durch dieses voll gedeckt ist.“

Es ist von Staats wegen nicht erlaubt, daß Angeklagte ihre Ankläger vor Gericht bringen können, auch wenn sie deren kriminellen Handlungen beweisen können. Wenn also das OSI erklärte, daß eines seiner Opfer seine Einwanderungspapiere gefälscht habe und er deshalb deportiert werden müsse, dann geschah dies auch. Das Recht des Opfers, sich in einem Zivilprozeß selbst zu verteidigen, galt hier nicht. Basierend auf den russischen Zeugen des OSI wurde eifrig daran gearbeitet, eine Voraussetzung für die Deportierung der von ihm angeklagten Menschen zu erreichen. Dies war – und jedermann wußte das – gleichbedeutend mit dem physischen Ende eines Osteuropäers, wenn er beispielsweise in die UdSSR zurückgeschickt wurde.

Der tragische Fehler im Konzept des OSI und seiner Macher

Nachdem das OSI sich damit gerühmt hatte, 600 Fälle über angebliche Kriegsverbrecher erfolgreich aufgeklärt und deren Verurteilung bzw. Abschiebung aus den USA erreicht zu haben, erklärte US-Generalstaatsanwalt General Ramsey Clark zu den Verhörpraktiken und Befragungstechniken des OSI: „Ist es notwendig, daß das OSI mit der UdSSR zusammenarbeitet? Ist die Nazijägerei eine Voraussetzung für die amerikanische Festsetzung und Deportierung von Kriegsverbrechern?“

Wenn dies so ist, dann denke ich zurück an jenen Leutnant Calley, der den Tod von etwa 300 Vietnamesen nicht nur anordnete, sondern sich auch aktiv und lustvoll daran beteiligte. Er ließ diese Menschen, Frauen, Kinder und Greise in jenem Dorf, das er besetzte, peinigen und zwang sie dazu, in einen Graben zu steigen, um sie darin wahllos und kaltblütig zu vernichten.

Wurde Leutnant Calley für dieses brutale Kriegsverbrechen gehenkt? Wurde er für viele Jahre ins Gefängnis geworfen? Aber nicht doch! Er wurde auf eine Militärbasis kommandiert und ihm befohlen, sich nicht daraus zu entfernen. Diese 'Strafe' galt für weniger als zwei Jahre“. General Ramsey Clark erklärte weiter: „Aber hinter Calley stand kein SS-Offizier, der ihn mit vorgehaltener Maschinenpistole zwang, ein solches Massaker anzurichten. Calley tat dies aus freien Stücken! Er tat dies ohne jede Veranlassung, außer jener, daß diese Menschen – vor allem Frauen und Kinder – eine andere Hautfarbe hatten, als er. Diese Leute hatten sich

nicht verteidigt, aus diesem Dorf war kein Schuß gefallen und es war einfach unverzeihlich was er dort tat.“

Damit hatte General Clark es auf den Punkt gebracht. Diese Unverzeihlichkeit trifft auch auf viele weitere sinnlose Terrorangriffe zu, die zu Ende des Zweiten Weltkrieges in Japan oder Deutschland den Unterlegenen gezeigt haben, daß es mit Moral und Menschenfreundlichkeit auch in den USA nicht so weit her war, wie sie es von deutschen Arbeitern, in Rüstungswerken verlangten.

Das OSI war eine große Besonderheit in den USA, denn es leugnete das verfassungsmäßige Recht eines jeden Amerikaners, den Ankläger mit dem Beklagten zu konfrontieren und dem Recht, daß Angeschuldigte ihren Anklägern Auge in Auge gegenüberstehen konnten.

Ein besonders drastisches Beispiel eines OSI-Anschlages, der die ganze Verworfenheit dieser Einrichtung aufzeigt, ist der Fall des damals bereits 92-jährigen Rodoslav Articovics. Er wurde vom OSI vorgeladen. Sein Sohn rief das Büro an und wies darauf hin, daß sein Vater nicht erscheinen könne, da er todkrank sei. Er brachte auch die notwendigen Atteste bei, die bezeugten, daß sein Vater darüber hinaus auch geistig verwirrt sei und keinen klaren Gedanken fassen könne. Der beschuldigte alte Herr litt an Gehirnsklerose und einer weit fortgeschrittenen Alzheimer-Erkrankung. Wegen eines psychischen Zusammenbruchs war er in einem Hospital betreut worden. Sein Sohn hatte ihn nach Hause geholt, um die letzten Tage des Vaters friedlich zu gestalten. Er hatte eine Schwester engagiert, die ihn unter ärztlicher Betreuung mit dem Medikament Haldol behandelte. Es war am Morgen des 14.11.1984, als das OSI zuschlug. Rodoslav Articovics saß gerade beim Frühstück und wurde von der Schwester versorgt, als das Unglück über ihn hereinbrach. Ein US-Bundesmarshal und Beauftragte des OSI brachen gewaltsam in seine Wohnung ein und jagten die erschrockene Schwester mit vorgehaltener Waffe in einen Nebenraum. Dann fesselten sie den alten Mann und legten ihn auf ein Streckbett, an das er ebenfalls angebunden wurde.

Weder wurde er über seine Rechte aufgeklärt, noch verloren die OSI-Leute ein einziges Wort an den völlig Verstörten. Zur gleichen Zeit schwebte über dem Hause ein Hubschrauber der Küstenwache, um ein Entkommen des 92-jährigen gelähmten und völlig willenlosen Mannes zu verhindern. Vier Polizeiwagen und eine Ambulanz blockierten Ein- und Ausgang des Hauses. Das Ergebnis dieser Festnahme: M. Articovics erlitt eine schwere Herzattacke und wurde in den Hochsicherheitstrakt des Springfield-Hospitals geflogen.

War dies die vielgerühmte amerikanische Freiheit der Einzelperson, Gerechtigkeit und Moral? Oder war es lediglich ein bedeutend „verbesserter Nazi-Coup“? Von einem Prozeß nach dem Gesetz war nicht die Rede. Mr. Articovics starb im Hospital und keinen Menschen in den USA regte dies offensichtlich auf. Generalstaatsanwalt Ramsey Clark aber

brachte diesen Fall auf die Tagesordnung der Anhörung von Pittsburg: „Ich finde diese und andere Aktionen des OSI und unseres Staates sind eine Strafe mit einer fürchterlichen Logik, zumal ja noch nicht einmal feststand, ob der alte Mann wirklich straffällig geworden war oder nicht. Ganz abgesehen davon, daß er weder vernehmungsfähig noch transportfähig war.“ Um solche Kleinigkeiten kümmerte sich das OSI nicht. Es ließ zu, ja befahl, daß ein auf seinem Sterbelager liegender Mann zu einem willenlosen Klumpen Fleisch degradiert wurde und man ihn damit zum Tode verurteilte, wie General Clark es nannte, als er sagte: „Alle versuchten, ihn umzubringen bevor das Oberhaus dies vollzog.“

Das OSI schloß nach eigenen Angaben über 600 solcher und ähnlicher „Nazijagden“ erfolgreich ab und initiierte 300 weitere. Wie viele es insgesamt wurden, ist geheim geblieben. Was hatte man nun damit erreicht? „Die Frage“, so Generalstaatsanwalt Clark, „die sich nun erhebt, lautet: Ist das US-Rechtssystem noch in Ordnung, wenn es mehr als zweifelhaftes ‘Beweise’ für angebliche Kriegsverbrechen ihrer Bürger von anderen Kriegsverbrechern zur Verwertung übernimmt? Ist das US-Rechtssystem nicht völlig zerrüttet, daß es einen solchen Prozeß nicht selber führen kann, sondern sich des russischen KGB und der Stasi bedienen muß? Kann die US-Gesellschaft die Gefährdung ihrer eigenen Würde, ihres demokratischen Systems und diese völlig unjuristischen Prozesse im Namen des Rechts akzeptieren und sich dabei der Partnerschaft von Übeltätern und Kriegsverbrechern bedienen? Heute sind wir in unserem Lande, den USA, Zeugen einer Vereinigung von höchst feindlicher Regelausnutzung mit allen Grausamkeiten die nichts anderes sind, als eine Attacke auf das gesamte amerikanische Volk, die von den Russen eingeleitet und gesteuert wurde. So sehr wir unsere Eltern, Kinder, Freunde und Nachbarn lieben, wenn die OSI-KGB-Zusammenarbeit weiter erlaubt sein wird, und die Verfolgung unschuldiger Menschen durch eine kleine Gruppe, dann müssen wir uns fragen, was wir für unsere Kinder tun können, um diese Taten einer einzelnen Gruppe zu beenden. Wer weiß, was sie als nächstes anzetteln wird? Wer garantiert uns, daß dieser elitäre Kern von Kopfgeldjägern nicht neue Gesetze macht, welche die Rechte der Amerikaner auf das Geradewohl für kriminelle Taten benutzbar macht, so daß damit die Chancen selbst für einen völlig Unschuldigen gleich Null sind, aus diesen Fängen zu entkommen? Diese kleine Gruppe bedroht alle Einwohner der United States of America. Aber die Verfassung unseres Landes ist für alle Bürger da! Für das ganze Volk und für alle Rassen. Weiße und Farbige und die Angehörigen aller Religionen. Dies ist es, was der US-Kongreß bestimmt hat und so soll es bleiben! (...) Diese Freiheit ist in Gefahr“, fuhr Ramsey Clark fort. „Nicht nur jene der naturalisierten Osteuropäer, sondern aller Amerikaner. Dies ist nicht nur eine Gefährdung der Ideologie, es ist die Realität der Erniedrigung, der Demütigung, der falschen Darstellung ebenso, wie der

Verleumdung und Diffamierung einiger Menschen, die kaum eine, meistens aber gar keine Chance haben, ihre Unschuld zu beweisen.“

Alle Mitglieder dieses Kongresses erhielten nach Schluß desselben ein Werk, über 800 Seiten stark, das die Abschriften aller wichtigen „Angehörungen“ des OSI enthielt. Einschließlich jener Beschimpfungen, mit denen das OSI die Verfassung der USA bedachte. Daraus ist zu entnehmen, daß der Kongreß das Recht hat, jeden der Holtzman-Zusätze zum Einwanderungs- und Einbürgerungsrecht, oder zu jenen, wie den Akt der Deportierung von US-Bürgern wie Arthur Rudolph, aufzuheben. Nur wenn davon Gebrauch gemacht wird, können US-Staatsbürger ihre Rechte gegen das OSI wahrnehmen und diesen dazu zwingen, alle Zeugen und Ankläger zu benennen, seine Prozesse aus dem Dunstkreis des Geheimnisvollen, vom Angeklagten nicht Nachvollziehbaren, ins Licht der Öffentlichkeit zu bringen. Die einzige Frage, die nun noch bleibt: Wie lange kann der US-Kongreß noch warten? Die Deportierung von Dr. Arthur Rudolph war kein rechtsstaatliches Verfahren, darum muß dieses „Urteil“ aufgehoben werden. Dies umso mehr, als alle vorgebliehen Anklagepunkte sich in Nichts aufgelöst haben. Es muß dafür Sorge getragen werden, daß diesem für die USA verdienten Raketen- und Raumfahrtpionier Gerechtigkeit widerfährt und er – wenn auch nur noch posthum – völlig rehabilitiert wird.

SCHAUERMÄRCHEN AUS DEM KGB

KGB und OSI als Beweisfälscher

Die Zusammenarbeit des KGB mit dem OSI begann bereits vor der Installierung des Nazijäger-Büros OSI, als die Vorsitzende des Einwanderungs-Untersuchungsausschusses Elizabeth Holtzman, Kongreßabgeordnete von Brooklyn, als Vorsitzende des Einwanderungs-Untersuchungsausschusses des US-Gerichtsausschusses – INS – nach ihrem großen Fernsehauftritt in der Watergate Affäre während der Anhörung von Präsident Richard Nixon weiter Karriere machen wollte. Sie wurde zur treibenden Kraft und übte den entscheidenden Druck auf das Justizministerium aus, die INS in ein mit großen Kompetenzen ausgestattetes neues Büro, das Office of Special Investigations umzuwandeln. Generalstaatsanwalt Griffen Bell entsprach im März 1978 dieser Forderung und das OSI wurde als Abteilung des Justizministerium ins Leben gerufen. Welchen Umfang es hatte, ist an anderer Stelle dargelegt worden. Hier nur der direkte Weg vom OSI zum KGB. Frau Holtzman setzte einen Zusatzparagraphen zum US-Einwanderungs- und Nationalitätengesetz durch, der aus 18 neuen Gesichtspunkten bestand, unter denen jeder Einwanderer in irgendeiner Weise vor das OSI-Gericht gezogen werden konnte. Nach diesem Amendement konnten Menschen unter den verschiedensten Gesichtspunkten aus den USA ausgewiesen werden.

So Drogenabhängige, Anarchisten, Geisteskranke, Kriminelle und andere. Der Paragraph 19 dieses Amendements lautete so, daß jedermann deportiert werden könne, der während des 23. März 1933 und dem 8. Mai 1945 unter der Führung oder in Verbindung mit den Nationalsozialisten in Deutschland gestanden und auf die eine oder andere Weise Kriegsverbrechen verübt hatte. Außerdem alle jene, die in anderer Weise an der Verfolgung von Personen wegen ihrer Rasse, Religion Nationalität oder politischen Überzeugung teilgenommen hatten. Unter diesen Gesichtspunkten konnte die Verfolgung von Nazis in den USA anlaufen.

Auf der Abschußliste des OSI standen zunächst 200 Nazis, die in die USA gelangt waren. Diese Liste war von Charles R. Allen, einem der kommunistischen Partei nahestehenden Propagandisten der USA-East-German-Friendship-Society aufgestellt worden und enthielt alle jene Namen von Personen, die den Russen und ihrem Satelliten, der DDR, verhaßt waren.

Dieser Kontakt wurde vom OSI weiter gepflegt. Zwei Jahre nach der Gründung desselben reisten Neal Sher und Eli Rosenbaum mit ihrem Chef, Allen Ryan, nach Moskau. Dort trafen sie sich mit dem sowjeti-

schen Generalstaatsanwalt Roman Rudenko. Dieser hatte das Zusammentreffen vorher mit dem US-Außenminister Kissinger vorbereitet. Roman Rudenko war seit 1929 als sowjetischer Staatsanwalt tätig und hatte während der Hungersnot in der Ukraine an jenen Vernichtungsaktionen Stalins teilgenommen, die als Säuberungsprozesse bekannt wurden und viele Millionen Tote kosteten.

Beim Nürnberger Tribunal der Sieger war er sowjetischer Hauptankläger und brachte vor allem das Katynproblem auf die Tagesordnung, für das bereits vorher in der UdSSR sieben deutsche Angeklagte verantwortlich gemacht und gehängt wurden. (Später wurde offenbar, daß das Massaker von Katyn gegen polnische Offiziere von den Russen selber veranstaltet worden war. Man hatte die deutschen Delinquenten ohne jede Gewissensbisse ans Messer geliefert.) 1954 avancierte Rudenko zum Generalstaatsanwalt der UdSSR. Er gilt als Hauptbeteiligter beim Aufbau russischer Gulag-Systeme für Zwangsarbeiter. Soviel zur Charakterisierung des Haupthelfers des OSI. Mit ihm arbeitete das OSI seit Anfang 1981 eng zusammen und führte in Moskau einige wichtige Besprechungen, bei denen Rudenko dem OSI alle Unterstützung zusicherte und auch darauf verwies, daß die sowjetische Generalstaatsanwaltschaft Zeugenbefragungen in ihrem Sinne durchführen könne. Unter anderem verwies der Generalstaatsanwalt auf das Archiv des Simon Wiesenthal-Center in Wien hin und darauf, daß dort Dokumente vorhanden seien, die unter anderem auch Arthur Rudolph, den berühmten Raketen- und Weltraumspezialisten betreffen. Mit diesem Hinweis verband Rudenko zweierlei. Einmal würde die UdSSR nicht in diesen Fall verwickelt, zum anderen aber wäre sie eine tödliche Gefahr für die weitere Forcierung der Weltraumtechnik los, wenn Rudolph vom OSI vernichtet würde. Das OSI schloß sich sofort mit dem Zentrum in Wien kurz und gab eine Nachforschung gegen Dr. Arthur Rudolph in Auftrag. Einer der führenden Mitarbeiter Wiesenthals erklärte dazu: „Dr. Arthur Rudolph war SS-Offizier im Range eines Hauptsturmführers, einem der höchsten Ränge in der SS (Hauptsturmführer war einer der niedrigsten Offiziersränge; dies am Rande). „Seine ihm unter dem rechten Arm eintätowierte SS-Nummer lautet 193418. Er wurde am 20. April 1940 zum Hauptsturmführer ernannt, nachdem er alle SS-Ränge schnell durchlaufen hatte.“

Das OSI hielt diese für sein Büro so entscheidende Nachricht zurück, aus welchen Gründen auch immer, und folgte weiter der Aussage des Assistenten Wiesenthals, der davon sprach, daß Dr. Arthur Rudolph für den Tod von einigen Tausend Juden verantwortlich sei. Als nun während der drei Befragungen von Arthur Rudolph festgestellt wurde, daß es im Mittelwerk überhaupt keine Juden gegeben hatte, und dies durch viele Zeugenaussagen erhärtet wurde, mußte das OSI wenigstens in der Zeit,

als die Wogen der Empörung gegen dieses Büro in den USA hochschlugen, versuchen, diesen Vorwurf aufrecht zu erhalten. Es wurde um flankierende Zeugenaussagen gebeten, die in Moskau sofort mit einer Reihe von „Zeugen“ durchgeführt wurden.

Diese „Luftnummer“ gegen Dr. Arthur Rudolph war von der San Jose Mercury-Morning Edition am 24. Oktober 1984 veröffentlicht worden, und sogleich forderten die deutschen Behörden das US-Justizministerium auf, ihnen Beweise und Akten über diesen Vorfall zugehen zu lassen. Sie erhielten keinerlei Material. Im US TODAY schrieb zur gleichen Zeit M.J. Zuckerman: „Die vom OSI ausgestreuten und als Wahrheit ausgegebenen Lügen sind dazu angetan, Arthur Rudolph noch nach seiner erzwungenen Auswanderung zu belasten.“ Diese Behauptungen, Dr. Arthur Rudolph habe während seiner Zeit als Direktor im Mittelwerk neben seiner Beteiligung an der Tötung von 20.000 und mehr Häftlingen auch Tausende Juden umgebracht, rissen trotz gegenteiliger Fakten nicht ab und fanden auch Eingang in die deutsche Presse. So schrieb das Hamburger Abendblatt am 19.10.1984: „Der frühere Freund von Wernher von Braun, Arthur Rudolph, hat buchstäblich Tausende jüdischer Zwangsarbeiter zu Tode geschunden.“ Und die WELT vom 21.10. 1984 sekundierte: „Rudolph war von September 1943 bis April 1945 Produktionsleiter in der unterirdischen V2 Fabrik Mittelwerk in Thüringen, wo nach Angaben des US-Justizministerium 20.000 bis 30.000 Insassen des Konzentrationslagers Nordhausen zu Tode gekommen sind.“

Zurück zu der Anschuldigung, Rudolph sei SS-Hauptsturmführer gewesen und habe Tausende jüdischer Häftlinge zu Tode geschunden. Dies im Mittelwerk, während seiner Tätigkeit als Betriebsleiter der V 2-Fertigung, einer Produktionsanlage, in der keine Juden waren. Die von der sowjetischen Generalstaatsanwaltschaft in Moskau auf Bitten des OSI am Januar 1987 an das Generalkonsulat in Hamburg weitergegebenen Akten über ehemalige Mitarbeiter der Mittelwerke GmbH brachten auch dem Autor sofort Klarheit über jene mysteriösen „Fakten“ wie der eintätowierten Blutgruppe des Ranges von Arthur Rudolph als SS-Offizier und alles was damit zusammenhängt, ohne das dies von den Russen oder gar dem OSI gewollt gewesen wäre. In diesem Elaborat sagten bereits am 30. Juni 1986 die Zeugen Dektjarew, Kornejew, Sabotschen, Bykadorow aus, daß „alle Formen von Exekutionen in dem Fabrik Krematorium durchgeführt worden seien, und nicht auf dem Territorium des Lagers Dora.“ Dektjarew kannte den Namen des Direktors des Mittelwerkes: „Sein Familienname ist von Braun“. Sein nächster Stellvertreter ist Arthur Louis Hugo Rudolph, von dem die Häftlinge sagten, wenn in den unterirdischen Werkstätten Rudolph erscheint, dann gibt es unvermeidlich Hinrichtungen.“ Auf einer

Photographie konnte er aber Arthur Rudolph nicht erkennen. „Damals trug er die Uniform eines SS-Offiziers.“ Die gleiche Aussage machte auch Zeuge Kornejew. Er und alle anderen kamen erst ab Herbst 1944 nach Nordhausen. Der Zeuge Sabotschen bemerkte, daß er im Konzentrationslager Mittelbau-Dora gewesen sei. Er hatte als Maurer gearbeitet und war nie im Mittelwerk, konnte aber ganz genau den SS-Offizier Rudolph beschreiben. Er bekräftigte, daß in seinem Lager im November 1944 eine Massenhinrichtung erfolgt sei und nannte auch einige Namen der Hingerichteten und der Henker.

Aus alledem geht zweifelsfrei hervor, daß diese russischen Zeugen nie im Mittelwerk waren, sondern im Lager Mittelbau II „Erich“ – wie Ellrich in Codetexten genannt wurde. Dort gab es in der Tat den SS-Hauptsturmführer Dr. Arthur Rudolph, der als Lagerchef in Ellrich dafür sorgte, daß seine Truppe „zwischen 7.000 und 8.000 Häftlinge umbrachte“. Er war der Hauptsturmführer mit der Blutgruppennummer und der Offiziersuniform. Und er war damals bereits Dr. Arthur Rudolph. Seine persönlichen Daten sind: Dr. Arthur Rudolph, geboren am 21. August 1904 in Schlotheim/Thüringen. Arthur Rudolph war von diesen Zeugen (möglicherweise auch von anderen, über die aber nichts bekannt ist) mit diesem SS-Offizier verwechselt worden. Aus diesem Grunde konnte auch keiner der Zeugen ihn anhand eines Photos erkennen, denn es zeigte ja nicht den Rudolph, den sie gekannt haben wollten.

Nunmehr ging in aller Stille die Jagd nach Dr. Arthur Rudolph los, aber er wurde nie gefunden. Er hatte es sicherlich vorgezogen, nach Kriegsende im Untergrund zu verschwinden. Trotz dieser zweifelsfreien Klärung der Sachlage und der Tatsache, daß Dr. Rudolph keine Tätowierung unter der Achsel hatte und auch keine noch so geringfügige Narbe zu erkennen war, hielten die Gazetten es nicht für nötig, ihn zu entlasten, denn dann wäre die Quelle allen Hasses eines Eli Rosenbaum und Neal Sher versiegt. Heinrich Rudolph ein dritter Mann mit diesem Namen, der als einfacher SS-Mann in Ellrich Dienst getan hatte, wurde ebenfalls als Zeuge benannt, konnte aber Arthur Rudolph ebenfalls nicht identifizieren, sich aber wohl an den SS-Hauptsturmführer Rudolph erinnern. Dies war aber für das Gericht ohne Belang.

Damit war die von den Massenmedien geschürte Lüge über Arthur Rudolph als SS-Hauptsturmführer zerplatzt wie eine Seifenblase und wurde dennoch weiter publiziert, um den Volkszorn weiter kochen zu lassen. Es ergibt sich folgendes Fazit: Deutsche und US-Presseorgane und andere Medien haben in einem erschreckenden Ausmaß j e d e Recherche unterlassen und blindwütig alles gedruckt, was aus den Quellen des OSI stammte. Es war schon ein Glücksfall, daß Arthur Rudolph in der „Welt“

mit einigen Sätzen zu Wort kommen konnte: „Die Anschuldigungen wegen der Zwangsarbeiter sind falsch. Diese sind mit Sicherheit nicht bei der Produktion der V2 gestorben. Natürlich wußte ich, daß wir Häftlinge beschäftigten. Ich sah sie auch und hatte auch mit ihnen Kontakt. Aber in meiner Abteilung gab es keine Brutalitäten. Ich habe mit Sicherheit nie irgendwelche Verbrechen begangen.“

Die vielen ehemaligen Häftlinge, die wirklich im Mittelwerk gearbeitet hatten und für die Untadeligkeit von Direktor Rudolph eintraten, beweisen die Wahrheit seiner Worte, insbesondere auch die Zeugen, welche das OSI gegen Rudolph mobilisiert hatte. Sie sprachen eine völlig andere Sprache als das OSI wünschte und stellten unter Beweis, daß das OSI Aussagen und Zeugen nicht nur erfunden, sondern auch noch gefälscht hatte.

Kommen wir zu dem vielleicht seltsamsten Punkt der Schuldzuweisung durch die US-Presse und OSI. Danach hätte Arthur Rudolph seine „Führungsrolle“ ausnutzen müssen, um Hitler, Himmler, Speer und Kammler ein entschiedenes Nein entgegenzurufen, als diese den Einsatz von Häftlingen – entgegen dem Einspruch von Rudolph – befahlen. Rudolph hätte diese Männer stoppen und es auch dem SS-Standartenführer Förchner untersagen müssen, Häftlinge einzusetzen. Eine so läppische Behandlung des Themas steht in eklatantem Widerspruch zur Wirklichkeit. Hitler wollte die V-Waffen um jeden Preis, und alle Experten bis hin zu Reichsminister Speer und dem Reichsführer SS hatten zu gehorchen. Dies galt auch und vor allem für Wernher von Braun und Arthur Rudolph. Wer sich gegen diese Befehle sperrte oder sie sogar rückgängig zu machen versuchte, der verschwand von der Bildfläche. Daß dies während des Zweiten Weltkrieges in allen Rüstungswerken der kriegführenden Staaten ebenso war und daß in aller Welt Saboteure gnadenlos hingerichtet wurden, scheint nicht mehr bekannt zu sein. Aber Beispiele aus aller Welt für diese Tatsache gibt es in vielerlei Gestalt.

In der US-Presse war nach Bekanntgabe der Ausweisung von Arthur Rudolph im „San Francisco Chronicle“ vom 18. Oktober 1984 unter der Spaltenüberschrift: VERBINDUNG EINES RAKETENKONSTRUKTEURS ZU NAZI-KONZENTRATIONSLAGER zu lesen: „Auf die Aufforderung von Neal M. Sher, der mit dem Nazi-Camp Dora in Verbindung gebrachte hochdekorierter Raketenfachmann Arthur Rudolph müsse seine Auszeichnungen und Medaillen zurückgeben, antwortete die NASA am 17. Oktober: ‘Wir haben weder eine Erklärung, noch einen Kommentar abzugeben, daß Arthur Rudolph in das Geschehen eines Konzentrationslagers verstrickt ist. Es ist nicht unsere Sache, Rudolph zu fragen, ob er seine Auszeichnungen zurückzugeben wünscht. Unsere Behörde ist bis heute noch nicht über diese Geschehnisse benachrichtigt worden. Erst am

Vortage hat das Justizministerium angekündigt, daß Arthur Rudolph die USA bereits im März 1984 verlassen habe und daß er seine US-Staatsbürgerschaft aufgeben werde, weil er in Brutalitäten, begangen an Sklavenarbeitern, verwickelt sei.“ Krafft von Ehrlicke sagte in der gleichen Nummer dieses Blattes: „Es ist für mich ein totaler Schock, ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß Arthur so etwas getan haben könnte. Ja, er konnte sicherlich nicht viel für diese Arbeiter tun. Aber daß er teilgenommen haben könnte an der Vernichtung der Arbeiter und an ihrer Mißhandlung, das glaube ich einfach nicht. Ich erinnere mich an ihn, als einen kompetenten, friedfertigen Menschen, mit dem es gut zu arbeiten war.“ – Weitere völlig abstruse, ja abenteuerliche Anschuldigungen wurden seit diesem Tage der Bekanntmachung, daß Rudolph die USA verlassen habe, veröffentlicht.

Die Süddeutsche Zeitung berief sich in ihrem Bericht vom 22. Oktober 1984 auf den früheren Ankläger des OSI, John Loftus, der äußerte, daß Dr. Rudolph beschuldigt werde, während seines Arbeitseinsatzes für die V2 der Nazis „jüdische Zwangsarbeiter zu Tode geschunden“ zu haben. Es machte diesen Verleumdern nichts aus, daß dieser Punkt bereits vom Tisch war und man lange schon wußte, daß kein jüdischer Häftling im Mittelwerk gearbeitet hatte. Es paßte eben gut in die Story hinein, selbst noch in Anführungszeichen oder Fragesätzen, denn das Motto lautete: Etwas bleibt immer hängen.

Der ehemalige Häftling in der V2-Fertigung, Theo Webers erklärte:

„Die Behauptung, Herr Dr. Rudolph habe in jener Zeit, da er technischer Direktor der V 2-Raketenproduktion war, Tausende jüdischer Zwangsarbeiter zu Tode geschunden, ist erlogen, weil es im Mittelwerk keine Juden gab.“ Gerhard Schramm aus Albstadt erklärte vor dem Bürgermeister der Stadt: „Ich, unterzeichnender Gerhard Schramm, erkläre an Eidesstatt, daß ich als KZ-Häftling mit der Nummer 14235 im Lager Dora-Nordhausen gewesen bin und im Stollen an elektrischen Kabeln in der V2-Fertigung für Herrn Rudolph gearbeitet habe und ihn gut kannte. Herr Rudolph hat sich für uns Häftlinge sehr eingesetzt und uns Sonderzulagen verschafft. Er hat uns als KZ-Häftlinge immer gut behandelt und ich weiß keinen Fall, daß Herr Rudolph zu irgend jemanden grob gewesen wäre, oder ihn gar mißhandelt hätte. Ich kann noch erklären, daß wir Häftlinge Herrn Rudolph schätzten und achteten, und daß ich niemals Klagen von anderen Häftlingen über ihn gehört habe. Ich bin bereit, diese meine Aussage vor jedem Gericht zu wiederholen und jede Frage zu beantworten. Gerhard Schramm.“

Der Autor Robert Sherrill erklärte Ende 1984 in THE NATION in seiner „Märchenstunde“, daß Arthur Rudolph am Tode von mindestens 5.000 Arbeitssklaven schuldig sei. Darüber hinaus erklärte er, ohne auch

nur einen Zeugen für seine Märchen aufbieten zu können: „Die Todesrate unter Rudolphs Zwangsarbeitern war 50 Prozent.“ Er krönte sein Elaborat mit den Worten: „Die Geschichtsforscher haben Rudolph als Aufseher des Dora-Konzentrationslagers übersehen.“ Erst nachdem Arthur Rudolph zum Konzentrationslageraufseher ernannt worden war, setzte in der 164. Resolution des Repräsentantenhauses der „Ehrenwerte“ Bill Green während der ersten Session des 100. Kongresses noch einen drauf: „Jener Arthur Rudolph, unter dessen Aufsicht 60.000 (!) Sklavenarbeiter bei inhumanen Bedingungen schufteten mußten, mit dem Resultat, daß 20.000 oder 30.000 Arbeitssklaven (auf ein paar Tausende oder Zehntausend kam es ihm offenbar nicht an) den Tod fanden, erhielt 1969 die Distinguished Service Medal der NASA für seine Arbeit an dem Saturn V-Raketenprogramm.“ Diese am 11. Mai 1984 bereits dem US-Senat vorgetragene, und im November 1984 bekannt gewordene ungeheuerliche Anschuldigung durch einen Repräsentanten des Volkes der USA, wurde nie widerrufen.

Von den offiziell durch die Dora-Forscher ermittelten 16.000 Toten hatte also Rudolph seinen Anteil von 30.000 ermordet. Eigentlich sollte es kein Kunststück sein, eine solche miese Darstellung im höchsten Haus der US-Regierung öffentlich zurückzunehmen. Seinen Vorschlag, Rudolph die verdienten Auszeichnungen zu nehmen, begründete dieser „Ehrenwerte“ Bill Green mit den Worten: „Es ist eine Notwendigkeit mehr, der Welt zu zeigen, daß die Arthur Rudolphs, Klaus Barbies und Karl Linnases nicht ungestraft in den USA ihr Unwesen treiben dürfen.“

Dr. Arthur Rudolph als Nationalheros

Am 4. März 1969 hatte es im Repräsentantenhaus des US-Kongresses noch ganz anders gelaute, denn an diesem Tage berichtete der Honourable Robert E. Jones, Sprecher des Staates Alabama: „Ein hervorragender Bürger, der seine erheblichen Talente und Energien in unsere nationale Weltraum- und Raketentechnik eingebracht hat, ist kürzlich in Huntsville, Alabama, ausgeschieden.“

Ich berichte von Arthur Rudolph, der in Stepfershausen in Deutschland vor 63 Jahren geboren wurde. Er wurde Assistent von Dr. Wernher von Braun und war Mitglied des großen Peenemünder Teams. Mit den ersten 118 Raketexperten kam er 1945 in unser Land. Zunächst half er, die V2-Raketen auf dem White Sands Proving Ground in New Mexico zu testen und an der Entwicklung der Hermes-Rakete mitzuarbeiten. Dr. Rudolph und die meisten anderen deutschen Forscher übersiedelten nach Huntsville in Alabama etwa 20 Jahre nachdem die Armee ihr dortiges Forschungszentrum im Redstone Arsenal

eingerrichtet hatte. Er wurde hier Direktor des Redstone Raketen-systems, Direktor des Forschungs- und Entwicklungs-Direktorates der Army, Ballistic Missile Agency und Direktor des Pershing-Raketen-systems. Dieses wurde von Dr. Rudolph mit hervorragender Zuver-lässigkeit vervollständigt und dank seiner großen Verdienste in beharr-licher Beachtung aller Details der Komponenten, der Montage und der Erhöhung der Systemgenauigkeit vollendet. In den frühen 60er Jahren ging Dr. Rudolph zur NASA und dort zum Büro für Bemannte Welt-raumfahrt nach Huntsville. Im August 1963 wurde er zum Manager des Saturn V-Startraketensystems ernannt. In diesem Bereich stellte er sein Können in allen Sparten des Managements und der Technischen Komponenten dieses Vorhabens unter Beweis. Als Direktor führte er das gesamte Programm durch die ersten zwei Saturnstarts. Die gewaltige Schubkraft und Kapazität der Saturn V machte seine Tätigkeit zur phä-nomenalen Entwicklungsaufgabe in der Geschichte der Weltraumfahrt. Er machte die Saturn zu der Startrakete für die meisten amerikanischen Weltraumerkundungen.

Dr. Rudolphs ungewöhnliche Talente auf dem Felde der Ingenieur-technik allgemein, wurden voll anerkannt, indem man ihm die Ehrendoktorwürde auf dem Gebiet der Forschung des Rollings Colleges von Florida zuerkannte. Er war der erste deutsche Raketenforscher, dem diese Auszeichnung zuteil wurde.

Am 11. November 1954 erhielt er die US-Staatsbürgerschaft. Ich lobe ihn wegen seiner außergewöhnlichen Errungenschaften in unseren nation-alen Raketen- und Weltraumprogrammen. Dazu wünsche ich ihm und seiner ganzen Familie immerzu Glück in seinem ferneren Leben.“

Nach dieser Lobpreisung und einer Reihe weiterer Ehrungen hätten Glück und Zufriedenheit ihm und seiner Familie zuteil werden müssen. Doch der schöne Traum trog, wie bereits eingehend geschildert wurde.

Amerikaner auf Rudolphs Seite

Die zwingenden Beweise für Rudolphs Unschuld hätten jeden Staat der Erde zum sofortigen Handeln gebracht, das begangene Unrecht einzusehen und es ungeschehen zu machen, so weit so etwas überhaupt ungeschehen gemacht werden kann. Dr. Arthur Rudolph müßte die US-Staatsbürgerschaft zurückgegeben werden, auch wenn er nicht mehr unter den Lebenden weilt. Es wäre dies ein notwendiger Schritt der Rehabili-tierung seines Andenkens. Die US-Führung hätte darzulegen, daß ihre seinerzeitige Handlungsweise auf unkorrekten Machenschaften des OSI basierte. Sie hätte zu erklären, was mit jenen Senatsmitgliedern zu geschehen habe, die böswillige Verleumdungen im Senat zum Besten

gaben und jedes noch so groteske Märchen als Wahrheit breitgetreten haben.

Es waren das amerikanische Volk und seine besten Vertreter, unter ihnen der ehemalige General und spätere Erzbischof von Florida, John Medaris, ebenso, wie viele andere US-Bürger, die diese Hexenjagd brandmarkten und offen für Arthur Rudolph eintraten. Unter ihnen auch der einzige Amerikaner, der während seiner Haftzeit in Deutschland im Mittelwerk unter Arthur Rudolph gearbeitet hatte. Um auch die höchsten US-Stellen, und damit Präsident Ronald Reagan, zu erreichen und diesen zu bewegen, sich des Falles anzunehmen, schrieb der Generalmajor der US-Army und nunmehrige Erzbischof von Florida an den Präsidenten.

Sein Brief vom 24. Mai 1985 hat folgenden Wortlaut:

„Dear Mr. President: Ihre resolute Hingabe zum Schutz amerikanischer Bürger gegen willkürliche Exzesse durch Mitglieder oder Organisationen Ihrer Regierung zwingt mich dazu, Ihre Aufmerksamkeit auf eine fürchterliche Verletzung fast aller einfachsten menschlichen Rechte in einem fälligen Prozeß hinzuweisen, der durch das Office of Special Investigations – OSI – des Justizministeriums verübt wurde. Folgende Handlungen erinnern in ihrer Immoralität an blanke Tyrannei. Offizielle des OSI schüchternen ein und belästigten Mr. Arthur Rudolph, seit 40 Jahren eingebürgerter US-Staatsbürger, so lange, bis er sich gezwungen sah, seine amerikanische Staatsbürgerschaft aufzugeben und in sein früheres Vaterland zurückzukehren.

Während 25 dieser 40 Jahre dienten er und seine Kollegen, dem sie adoptierenden Staat mit großer Hingabe, Talent und Ausdauer. Sie halfen drei ballistische Raketen für unsere Landesverteidigung zu entwickeln und ermöglichten den von der NASA in Auftrag gegebenen Start der Saturn V, welche die amerikanischen Astronauten zum Mond brachten.

Mr. Rudolph erhielt dafür die höchste nationale Auszeichnung. Als befehlsführender General habe ich die Anstrengungen dieser Gruppe während ihrer höchstproduktiven Periode unmittelbar verfolgen können. Was sie erreichten, war für unsere nationale Sicherheit von unermeßlichem Nutzen und für unseren Fortschritt ein gewaltiger Vorteil. Sie alle waren und sind loyale, patriotische und vertrauenswürdige Bürger. Ich habe das Bedürfnis, Ihnen zu berichten, daß der geheimnistuerische, irreführende und völlig ungerechte Prozeß, in welchem Mr. Rudolph wortwörtlich gezwungen wurde, seine Freunde zu verlassen und seinen Schwur zu verleugnen, ein furchtbarer Irrtum war. Dr. Arthur Rudolph verdient nichts weniger, als die sofortige unmittelbare Rückgewährung seiner Staatsbürgerschaft und die Einladung des Präsidenten, in das Land seiner Wahl zurückkehren zu dürfen. Sincerely John B. Medaris. Major General U.S. Army (ret.)“

Diesem Brief an den US-Präsidenten lag eine Petition bei, in der alle noch lebenden Männer der ersten Stunde des neuen Raketen- und

Raumfahrtzeitalter den gleichen Wunsch durch ihre persönliche Unterschrift zum Ausdruck brachten. Jeder Oldtimer von Huntsville, die besten Wissenschaftler und Experten der Welt, erklärten sich auf diesem Wege mit Arthur Rudolph solidarisch, weil sie felsenfest von seiner Unschuld überzeugt waren.

Es war die Aussage von Direktor Paul H. Figge, der noch einmal die Befehls- und Unterstellungsverhältnisse darlegte, die er bei seinem Eintreffen im Mittelwerk vorfand: „SS-Brigadeführer Kammler war damit beauftragt worden, das Barackenlager für die Häftlinge zu errichten. Er ließ die Häftlingsarbeiter provisorisch in den Stollen des Mittelwerkes unterbringen. Dort herrschten weder Sauberkeit noch Hygiene. Den Befehl Himmlers zum Aufbau des Lagers ignorierte er aus dem Grunde, weil er so schnell wie möglich das Stollensystem ausbauen und für die Fertigung vorbereiten wollte. Der zweite Hauptstollen rangierte bei ihm für alle Fragen der Häftlingsunterbringung- und fürsorge. Er ließ die Arbeiter mit allen Mitteln antreiben. Dies mußte unter den genannten Voraussetzungen mit einer hohen Sterberate erkaufte werden. Auf die befohlene Unterbringung der Häftlinge über Tage legte er nicht den geringsten Wert.

Deshalb gehen die unerhörten Opfer, welche die Häftlinge zu bringen hatten, allein auf seine Kosten und seine Verantwortung, die er allerdings mit jenen Firmen teilte, die unter Sklavenhalter-Bedingungen die Häftlinge zum Stollenbau zwangen: Die WIFO und die Firma Koch und Bilfinger und andere. Ich habe diese unhaltbaren Zustände sowohl bei Kammler als auch bei Sawatzki entschieden reklamiert, aber nichts erreicht. Sofort ließ ich durch Dr. Fritz Berkenhoff und Herrn Waldmann aus Duisburg Schuppen errichten, die wenigstens als notdürftige Krankenstationen dienen. Da dafür keine Mittel zur Verfügung standen, mußte ich sie aus eigener Tasche bezahlen. Über den Sanitätsdienst besorgte ich Salben und Medikamente und gab sie dem Lagerleiter SS-Sturmbannführer Förschner. Dennoch starben viel zu viele Gefangene, denn wo Betreuung fehlt und dazu noch durch Drangsalierung und brutales Verhalten der Wachen und Kapos ersetzt wurde, konnte keine Gesundung erfolgen.“

Im Mittelwerk waren Speer und Himmler die Hauptverantwortlichen, die sich der Sawatzkis und Kammlers bedienten. Lagerführer Förschner jedoch hatte selber mehrfach Dr. Kammler gebeten, das Häftlingslager so schnell wie möglich zu errichten.

Der amerikanische Journalist und Schriftsteller Frederick I. Ordway schrieb im Frühjahr 1985 in einer der wichtigsten Fachzeitschriften einen Essay, der vor allem in Sachen der deutschen Raketenforscher, und ins-

besondere in der Sache Rudolphs, für Aufsehen sorgte. „Die deutschen Wissenschaftler wurden unter der Paperclip-Organisation nach dem Zweiten Weltkrieg in die USA gebracht und bei ihrer Ankunft einer eingehenden Vernehmung durch kompetente US-Befrager unterzogen. Diese schrieben die Tätigkeiten Wernhers von Brauns und seiner Männer nieder und waren mit Sicherheit kompetenter als die Reporterin Hunt und alle die anderen, die nunmehr gegen Arthur Rudolph zu Felde ziehen. Die Sache Rudolph ist rätselhaft und das OSI hat sich dazu ernannt, sie aufzuklären und nicht nur ihn, sondern alle Nazi-Kriegsverbrecher zur Strecke zu bringen, die nach Ende des Zweiten Weltkrieges in die USA eingeschmuggelt worden sind.“

Die Geschichte einiger dieser vom OSI Gejagten ist im Buche des OSI-Direktors Allen R. Ryan jr. mit dem Titel „Quiet Neighbours: Prosecuting Nazi War Criminals in America“ veröffentlicht. Es ist die Geschichte von Menschen, die unter falschem Namen in die USA eingeschleust wurden. Ryan schreibt:

„Rudolph hatte sich während der Jahrzehnte seines Wirkens in den USA nicht versteckt, noch war er unter falschem Namen eingereist. Er war bei seinem Eintreffen in den USA von Befragern verhört worden und konnte keiner Schuld überführt werden. Er und andere Paperclip-Männer kamen in die Staaten, um an einem Programm von vitalem staatlichen Interesse zu arbeiten. Seine Arbeit war so erfolgreich, daß ihn die US Army 1960 mit der außergewöhnlichen zivilen Dienstauszeichnung dekorierte. Neun Jahre darauf erhielt er – nach einer Reihe weiterer Ehrungen – die Verdienstmedaille der NASA. Als Rudolphs Sache in der Presse breitgetreten wurde, schrieb ich an Oberst Hochmuth, der als Leutnant der erste Armeeoffizier war, welcher – der Spur der V2 folgend – die Mittelwerke erreichte, jenen Untergrundkomplex, in dem Rudolph gearbeitet hatte.

Hochmuth war zu der Zeit Mitglied des Heeres-Nachrichtendienstes, der wenige Stunden, nachdem der Raum Nordhausen überrannt worden war, in Dora eintraf. Er erklärte mir das Verhalten der Häftlinge die in der Montage der V2-Fertigung arbeiteten, also eines Projektes, in das Arthur Rudolph verwickelt war. Ich erfuhr direkt von ihnen, daß sie nicht gemartert oder geschlagen worden seien, wie jene anderen, die wir nahebei in den verschiedenen Mördercamps vorfanden.“ Hochmuth faßte zusammen: „So wie in diesem Mittelwerk Tausende deutscher Arbeiter neben Häftlingen tätig waren, haben Millionen anderer Deutscher in den Arbeitsprozeß eingebundener Facharbeiter auch nahe dem Szenarium der Häftlinge arbeiten müssen.“

Ordway konnte Frau Ranft bereits im Jahre 1971 im Schongau befragen, als er dem Dachauer Militärtribunal nachging. Frau Ranft sagte ihm

am 11. September 1971: „Es war ein hartes Arbeiten und das 12 Stunden Tag für Tag und gelegentlich bei Engpässen, bis zu 72 Stunden hintereinander(!) ohne einen anderen Stop als gelegentliches Essen und eine Stunde Ausruhen. In der meisten Zeit sahen wir kein Tageslicht. Wir benötigten ausschließlich erfahrene und fachlich geschulte Arbeiter. Aus diesem Grunde verbot es sich von selber, sie schlecht zu behandeln. Ganz abgesehen von der menschlichen Haltung unserer Ingenieure und Zivilarbeiter. Alle Arbeit im Mittelwerk stand unter besonderen Geheimhaltungsvorschriften, denen wir alle unterworfen waren.“

Frederick Ordway fuhr in der Schilderung der Sachlage fort: „Als die deutschen Techniker und Forscher Speerspitze der US-Raketentechnik und Weltraumfahrt wurden, und unmittelbar hinter dem russischen Sputnik mit einer Explorer-Rakete einen eigenen Satelliten ins All schickten, und danach die Führung übernahmen, um sie nicht wieder abzugeben, war es keine moralische Schande, daß die früheren Deutschen, nunmehr in unsere Forschungsarbeiten eingebundene, unser Land auf die Höhe von Forschung und Technologie brachten. Ich erinnere mich, daß sie am 1. Februar 1957 den ersten großen Triumph mit dem Start von EXPLORER I schafften und die New York Times meldete: 'Wir wissen, daß wir die Stimmen aller Amerikaner vertreten, wenn wir der ausgezeichneten Gruppe von Ingenieuren und Technikern von Herzen gratulieren.' Es gab keine Zweifel, keine Fragen oder Vorbehalte, keine Zeichen vergangener oder gegenwärtiger Bitterkeit. Als dann schließlich der Start der Apollo 11 mit der anschließenden Mondlandung in die Geschichte einging, war dies eine Leistung des gesamten Braun-Teams, vor allem aber jene des Projektmanagers Arthur Rudolph. Wenn nun heute einige im sicheren Hafen unserer amerikanischen Gesellschaft Gefühle von Neid, Haß oder andere gegen die ehemaligen deutschen Forscher hegen, warum haben sie dann all die Jahre geschwiegen, in den immer wieder aufbrandenden Jubel eingestimmt, um heute, da diese Triumphe zu verblassen beginnen, da ihre Leiter tot und die alten Forscher ausgeschieden sind, um endlich ihre wohlverdienten Ruhejahre zu genießen, über sie herzufallen?

Die Antwort darauf ist nicht schwer zu finden: Weil diese früheren Forscher und Ingenieure den Verfall ihrer körperlichen Gesundheit haben hinnehmen müssen und nunmehr unfähig sind, aufzustehen und sich gegen diese absurden Vorwürfe zur Wehr zu setzen und sich zu verteidigen. Die beschämende Attacke gegen Arthur Rudolph beweist diese Tatsachen. Arthur Rudolph wurden absurde Anschuldigungen vorgeworfen. Er hat seine Arbeit tun müssen, zu welcher er in einem widerlichen System abgestellt worden war. Meine Forschungen über alle Anschuldigungen, die gegen ihn vorgebracht wurden, habe ich in allen in Frage kommenden Ländern durchgeführt. Sie ergaben keinerlei Belastendes

gegen Rudolph. Typisch für die Verzerrungen jener Befragungen, denen sich Rudolph durch Major Eugene Smith und Lieutenant R.A. Payne im Jahre 1947 ausgesetzt sah, durch die Autorin Hunt ist, daß sie ihre Argumente aus dieser alten Befragung bezieht und verkündet, daß damals Rudolph einander widersprechende Antworten auf einige Fragen gegeben habe.

Daß Arthur Rudolph sich erst während der Zeit seiner Internierung nach 1945 die ersten englischen Satzbrocken aneignen mußte, wobei ihm nur stundenweise ein Wörterbuch zu Verfügung stand, und daß er auch im Jahre 1947 noch kein perfektes Englisch verstand, um die oftmals diffizilen Redewendungen der Befrager korrekt zu beantworten, wird offenbar von der Autorin Hunt völlig übersehen.“

„Daß es Rudolph gelang, alle auftretenden Irritationen durch Nachfragen zu beseitigen und daß er immer bereit war, seine Antworten aufgrund seines neuen Erkenntnisstandes zu verbessern, gereicht ihm zur Ehre. Daß es zu Nachfragen kam, ist jedem Menschen voll einsichtig, der sich einmal in einer ähnlichen Situation befunden hat. Lediglich die Autorin Hunt setzt voraus, daß jeder Deutsche auch perfektes Englisch nicht nur zu sprechen, sondern vor allem auch zu verstehen habe. Daß sie diesen gleichen Irritationen anheimgefallen wäre, wie Arthur Rudolph, scheint ihr nicht einmal im Traum einzufallen.“

Für viele der Fragen des damaligen Geheimdienst-Protokolls weiß der Autor Ordway keine Antwort. „Viele dieser Fragen sind“, nach seiner Überzeugung, „völlig undurchsichtig und hätten selbst einem perfektes Englisch sprechenden Amerikaner in schwere Zweifel gestürzt.“ Dennoch: Arthur Rudolph war bei dieser Befragung der erste Zeuge überhaupt, der sagte, daß die Arbeitsbedingungen im Mittelwerk für Häftlinge und deutsche Zivilarbeiter gleich schlecht waren. Alle Widrigkeiten waren für beide Gruppen gleich schwer zu ertragen. Die Luft war für alle gleich feucht und in gleicher Weise von Staub durchsetzt. „Die Verpflegung der Häftlinge“, so Arthur Rudolph, „entsprach exakt jener der Zivilarbeiter. Ebenso die Arbeitszeit, die für alle 12 Stunden dauerte.“ – „Ich bin nicht im Detail mit der OSI-Befragung Arthur Rudolphs vertraut“, bekannte Ordway, „aber ich werde das Gefühl nicht los, daß die Befragungsunterlagen ihn in dieser Sache voll entlasten. Diese Vermutung von mir sollte andere Reporter davor zurückhalten, auf den fahrenden Zug der Rudolph-Verdammung aufzuspringen und sich besser zu überlegen, ob sie weiterhin die antideutsche Showtrommel für obskure Gestalten rühren wollen.“

Ordway verwies in dieser Hinsicht auch auf die Washington Post, die am 6. November 1984 erschienen war. Sie schrieb: „Unter den törichten und diskreditierenden Entscheidungen, die unser Land gelegentlich machte, steht die Rekrutierung der Nazi-Raketen-Ingenieure an erster

Stelle. Unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkrieges brachte die US-Army, top secret, mehr als 100 von ihnen ins Land, um bei uns ihr Werk fortzusetzen.“ So abweisend hatte dieselbe Zeitung allerdings 1969 nicht getönt, als es gelungen war, die erste Mondlandung mit Hilfe der Saturn V eines Arthur Rudolph zu starten. Damals lautete ihr Kommentar ganz anders: „Wir schwebten mit diesen Schüssen empor, als die Saturn V zündete, brach der Applaus los wie ein Sturmwind. Als der Moonlander ‘LEM’ auf den Mond aufsetzte und als erstes die Füße unseres Astronauten zu sehen waren, wie sie auf dem Erdtrabanten aufsetzten, da schwollen die Schreie und Seufzer an zu frenetischem Gebrüll, als der Astronaut seinen ‘kleinen Schritt für sich selber, aber den großen Step für Amerika verkündete.’“ (So die gleiche Washington Post vom 27. Juli 1969). Nicht einer der Jahrzehnte später in Aktion tretenden Nazijäger las seinerzeit offenbar die Nachricht, daß der Raketenexperte Arthur Rudolph dieses außerordentliche Schauspiel der Apollo-Mission überhaupt ermöglicht hatte.

Wie steht es nun mit den Russen, denen von den westlichen Alliierten Anfang Juli 1945 Nordhausen freiwillig überlassen wurde? Sie benutzten die deutschen Experten in gleicher Weise wie die Amerikaner, nur daß sich bei ihnen niemand deren Vorgeschichte ansah, denn sie wollten nur eines: Raketen bauen, die den amerikanischen überlegen waren und ihnen die Weltherrschaft sichern sollten. Sie wurden des Vertreters von Wernher von Braun, Gröttrup, habhaft und setzten ihn mit hunderten anderer Deutscher ein, die ebenfalls im Mittelwerk gearbeitet hatten. Diese bauten zunächst weiter im Mittelwerk an den Raketen, ehe sie in einer Nacht- und Nebelaktion im Oktober 1946 in die UdSSR geschafft wurden, in Kapustin Jar den sowjetischen Raketenbahnhof errichteten und dort die Raketenentwicklung vorantrieben. „Kein Hahn krächte danach, was wir vorher gemacht hatten, wenn wir nur ihre Raketen in den Himmel schickten“, sagte einer der Beteiligten. „Ihnen wäre nie eingefallen, uns nach unserer Rückkehr nach Deutschland zu verfolgen oder zu behelligen. Wir hatten ihre Raketentechnik bestmöglich gestaltet, und das war alles, was sie wollten.“

Entsprechend war es zunächst auch in den USA. Erst als der Trend dahin ging, die Leistungen dieser Männer der ersten Stunden der Raumfahrt zu negieren und ihren Nimbus zu zerstören, dafür „echte“ Amerikaner an die Spitze zu stellen, die nach Überzeugung der alten Experten nicht nur versagten, sondern auch noch den gräßlichen Unfall und den Tod der Astronauten in der Geminikapsel verursachten, der „den Deutschen nie passiert wäre“, drehte sich der Wind. Alle jene, die nun seit drei Dezennien darauf gewartet hatten, den Ruhm Amerikas auch in der Weltraumfahrt selber zu bestimmen und noch zu verbessern, sahen nun ihre Chance gekommen.

Wernher von Braun und eine Reihe anderer waren bereits gestorben. Arthur Rudolph mußte als Exponent deutscher Raumfahrtvorherrschaft ebenfalls verschwinden. Damit startete die Attacke gegen Arthur Rudolph. Genau ausgeklügelt und auf den Punkt hingearbeitet. Es war Dr. Ing. W. Häussermann der die Anerkennung zum Ausdruck brachte, die Arthur Rudolph trotz dieser bössartigen Anwürfe immer noch in den USA besaß, bei den Bürgern ebenso wie bei den Raketexperten und bei den Militärs, die jahrelang mit ihm zusammengearbeitet hatten und ihn kannten. Dr. Ing. Häussermann zu diesem Komplex:

„Diese Hexenjagd muß durch die Gegenüberstellung mit der Wahrheit bekämpft werden. Arthur Rudolph war ein außergewöhnlicher Wissenschaftler und ein hervorragender Mensch. Seine Ehre muß wiederhergestellt, die US-Staatsbürgerschaft muß ihm zurückgegeben werden. Wenngleich dies nur noch posthum geschehen kann.“

Frank Barwacz, einziger Amerikaner, der im Mittelwerk nahe Nordhausen gearbeitet hatte, schrieb Arthur Rudolph zwei Briefe, nachdem er von den ihm gegenüber erhobenen Anschuldigungen erfahren hatte. „Lieber Herr Rudolph“, schrieb er am 23. November 1984, „ich bin Amerikaner polnischer Herkunft. Als meine Eltern mit mir in Polen weilten, wurde ich von der deutschen Gestapo gefangen und nach Tarnow gebracht. Von dort aus gelangte ich mit 2400 anderen Häftlingen in das KZ Auschwitz-Birkenau. Nach einem Jahr erfolgte mein Weitertransport nach Buchenwald, wo ich nur kurze Zeit blieb, um dann mit anderen jungen Häftlingen von der SS ausgesucht zu werden und den Marsch ins Lager Dora anzutreten. Dort blieb ich von 1944 bis 1945. Nachdem ich den Bombenangriff und den nachfolgenden Tieffliegerangriff unserer 'Befreier' überlebt hatte, der am 3. und 4. April noch viele meiner Leidensgenossen unmittelbar vor ihrer Befreiung in den Tod riß, kam ich mit einem Häftlingstransport nach Bergen-Belsen. Dank Gott überlebte ich alles und wurde von der Britischen Armee befreit. Sie sehen, daß ich in vier KZ war und ich weiß bis heute noch nicht warum. In Auschwitz trug ich die Nummer 95398 und in Dora erhielt ich die neue Nummer 80127. Ich arbeitete in den Tunnels, ich glaube, ich war der einzige US-Häftling in Dora. Ich bin bereit, die Fakten zu berichten und über Sie und die Ingenieure und Meister Aussagen zu machen. Ich weiß, daß Sie und andere Zivilisten uns Häftlinge niemals ein Unrecht angetan haben. Ich stehe auf, Mr. Rudolph, und kämpfe für die Gerechtigkeit. Und wenn Gerichts- und Justizdepartment oder andere Stellen Sie anklagen, dann werde ich diesen ebenso wie dem amerikanischen Volk die Wahrheit sagen.

Sie haben uns Häftlinge nie verletzt. Ich hungerte und litt in diesem Konzentrationslagern und wurde durch die Kapos und Oberkapos, und auch durch niedere SS-Ränge geschlagen. Alle deutschen Zivilarbeiter

und Ingenieure und die Forscher behandelten uns sehr gut, exzellent! Gott segne Sie! Frank Borwacz.“

Als Frank Borwacz in der Chicago Tribune erneut Falschmeldungen über Arthur Rudolph las, ging er dorthin und sprach mit einem Redakteur. Er berichtete auch von jenem deutschen Meister aus seinem Kommando, der ihn vor einem Genickschuß gerettet hatte. Auf Befragen des Reporters, was denn mit Arthur Rudolph gewesen sei, sagte er: „Wir Häftlinge wurden von einigen Kapos und Oberkapos geschlagen und gefoltert. Wir hungerten und hatten viele Stunden am Tage zu arbeiten. Viele starben und wir hatten Angst vor den niederen Rängen der SS-Garde. Die hohen Ränge erschienen nicht im Mittelwerk unter Tage. Im Mittelwerk hatte es Hunderte Zivilisten in jeder Schicht; Meister und Vorarbeiter, die direkt mit uns arbeiteten. Sie waren sehr höflich, nicht einer tat uns Unrecht. In unseren Augen waren sie Gentlemen. Dann waren dort noch weitere Zivilisten: Ingenieure und Wissenschaftler. Zu ihnen gehörte auch Arthur Rudolph. Sie hatten nichts mit den Häftlingen zu tun, was auch immer! Zu uns waren sie alle sehr freundlich, und respektvoll gegenüber jedermann. Dies kann ich bei meiner Ehre bezeugen. Nicht einer jener Häftlinge, die ich kannte, hat jemals etwas anderes über sie gesagt ... Mister Arthur Rudolph ist völlig unschuldig.“

Der Reporter bedankte sich für die „wundervolle Story“ und versprach, daß sie in den nächsten Ausgaben erscheinen würde. Dies war nicht der Fall und auf Barwacz' Nachfrage wurde ihm bedeutet, daß sein Boß dies nicht drucken wolle, weil er angeblich Mr. Rudolph nicht persönlich gekannt hätte. Diese Story paßte natürlich nicht in die serienweise laufenden Horrorgeschichten.

In einem weiteren Brief an Präsident Reagan beschwor Barwacz diesen, die Ausbürgerung des Raketenforschers zurückzunehmen und ihm die US-Staatsbürgerschaft wieder anzutragen.

In einer vieldiskutierten 22-Folgen-Serie unter dem Titel EXILE IS HIS REWARD von Thomas Franklin hat dieser eine Reihe spezieller Befragungstechniken und Überrumpelungsversuche im Fall Rudolph bekannt gemacht, hier einige Kostproben: „Freiwillig und ohne Rechtsanwalt trat der 77 Jahre alte Raketenforscher vor seine Befrager. Er vermochte nicht, dem verklausulierten Englisch seiner Befrager zu folgen und beantwortete dennoch Fragen und immer mehr Fragen nach bestem Wissen. Viele davon waren völlig überflüssig, sie dienten lediglich der Verschleierung und Verwirrung des Befragten. Dann und wann wurden immer wieder Fangfragen eingestreut, hinzu kamen getarnte aber belastende Fragen. Die typisch heimtückische Handlungsweise der OSI-Befrager war zu raffiniert angelegt. Von zwei Seiten, dann noch von einer dritten, prasselten die Fragen auf den Raketenforscher ein. Aber dennoch zeigte dieser nirgendwo auch nur die Spur eines Ausweichens, der

Doppelzüngigkeit oder der Widersprüche. Allen A. Ryan jr., der OSI-Direktor, der während des ersten Interviews nur eine Nebenrolle spielte, sagte nach Ende der fünfstündigen Tortur: „Ich möchte Ihnen danken für Ihre Offenheit und die Bereitschaft mit uns nach einer so langen Zeit zu sprechen.“ Franklin weiter: „Rudolph war offensichtlich ein Mann, der nichts zu verstecken hatte. Ich weiß, daß weder er noch Rosenbaum von diesem ersten Interview ein Protokoll gemacht haben. Aber ich bin davon überzeugt, daß Arthur Rudolph unschuldig ist.“

Ein weiterer Mann, der von der Unschuld des Raketenpioniers voll überzeugt war, heißt Milton Hochmuth, der – wie bereits dargelegt – unmittelbar nach dem Einmarsch der Kampftruppen in Nordhausen zum Camp Dora kam. Zu ihm wurde zunächst der Direktor des Mittelwerkes Sawatzki gebracht und durch ihn verhört. „Rudolph“, so Hochmuth, „wurde von Sawatzki nicht beschuldigt. Wenn er im Mittelwerk arbeitete, dann war er von seiner Führung (in diesem Falle von General Dornberger) dazu abkommandiert, als Fachmann den Zusammenbau der A 4 dort zu leiten. Alles, was ich im Mittelwerk und im Lager Dora erfahren habe, zeigt auch, daß Arthur Rudolph am Sterben und Quälen der Häftlinge nicht beteiligt war. Er war so „schuldig“ wie jeder andere Deutsche, ob Arbeiter, Ingenieure, Werkmeister oder Betriebsleiter in der Kriegs- und Rüstungsindustrie, die in die Kriegsmaschinerie eingespannt waren. Wenn es Ihnen ernst ist mit der Bestrafung der Deutschen, dann ist es nicht genug, einige von ihnen zu beschuldigen, dann müßten sie die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abbrechen. Das, was man über Rudolph heute schreibt, weiß die US-Regierung schon seit Jahrzehnten. Sie weiß, daß Rudolph in der NSDAP war. Berichte und Befragungen unserer Regierung sagen aus, daß er die NSDAP-Mitgliedsnummer 568007 hatte. Aber dies alles ist kein Hinweis darauf, daß Rudolph in irgend einer Weise an den Aktivitäten der Partei oder einer ihrer Hilfstuppe beteiligt war.“

Als Arthur Rudolph beispielsweise in Garmisch kurz nach Kriegsende befragt wurde und dann 1947 in Fort Bliss, gab er alles das an, wessen ihn das OSI heute beschuldigt. Er wurde in Fort Bliss einem Lügendetektortest unterzogen und erhielt seine volle Sicherheits-Unbedenklichkeitserklärung. Dieser Test war die Voraussetzung, daß er die US-Staatsbürgerschaft erhielt.

Thomas Franklin berichtete in seiner Serie weiter: „Ich habe das Protokoll der Befragung aus dem Jahre 1947 gelesen. Darin sind auch die Bedingungen enthalten, die im Mittelwerk herrschten und welche Pflichten er dort zu erfüllen hatte. Als Direktor der V2 Fertigung ebenso, wie über die Drangsalierung von Häftlingen und ihrer Erhängung. Die genau gleiche Geschichte las ich wieder im OSI-Protokoll. Also nichts

Neues. Dr. Rudolph war offenbar 1947 ebenso ehrlich wie bei seiner Befragung durch das OSI. Es konnte nichts Neues eruiert werden und es gab keinen einzigen Zeugen der etwas Anderes hätte vorbringen können. Alles was das OSI vorbrachte war lange bekannt und Jahrzehnte vorher bei der Regierung dokumentiert. Was mich besonders stutzig machte, war der Vorwurf, daß ausgerechnet der Mann, der die V2-Fertigung beschleunigen und auf den Höchststand bringen sollte, Häftlinge zu Tode gearbeitet haben sollte. Ich machte mich bei der Flugzeugfirma Boeing sachkundig. Als diese ihren neuen Type 757 testete und die Arbeiter die Teile herstellten und zusammenbauten, die Motoren einbauten, die Elektronik und das Treibstoff System prüften, bedurfte es einer Armee von Facharbeitern, die in allen technischen und handwerklichen Bereichen mit allen Kenntnissen und Techniken am Werk waren.

Was, denken Sie, wäre die natürliche Reaktion der Arbeiter gewesen, wenn ihre Arbeitgeber, Aufseher und Ingenieure, sie mißhandelt hätten? Was wäre geschehen, wenn sie zu Tode gearbeitet worden wären und die Firma hätte nach Tausenden neuer aber voll gelernter Arbeiter suchen müssen? Sehen Sie hier eine Analogie dieser Schilderung und jener Situation der Jahre 1943–1945 beim Bau der dringend benötigten Vergeltungswaffe? Die V2 – dies sei in die Erinnerung gerufen – war das fortschrittlichste Luftfahrtgerät das es gab. Ihre Herstellung erforderte Geschicklichkeit, Fachwissen handwerkliches Können und Konzentration. Die Arbeiter dort waren keine ungelernten Kräfte, die nur die Hacken schwingen und Tunnels durch einen Berg zu treiben hatten. Sie waren in dieser Arbeit ausgebildete Facharbeiter, die eine der kompliziertesten Waffen der Welt zu bauen hatten.

Es ist völlig unreal, daß Rudolph oder seine Ingenieure diese Männer mißhandeln würden. Sie waren ja allein im Stande seine Raketen zu bauen und zusammensetzen. Rudolph war von diesen Männern – vom ersten bis zum letzten – abhängig. Wenn er das getan hätte, wessen man ihn anklagte, hätte er sich selber eine Niederlage – und wahrscheinlich den Einzug in das nächste KZ – eingehandelt. Durch das Studium dieses Falles erfuhr ich sehr gut, daß Rudolph die Wichtigkeit der guten Behandlung der Arbeiter voll erkannt hatte und bemüht war, ihr Los, so weit dies möglich war, zu verbessern. Wegen dieser Versuche wurde er mehrfach bedroht, selber ins KZ gesperrt zu werden“...

„Eli Rosenbaum“, führte Franklin aus, „und seine Mitarbeiter waren an ihrem Opfer Rudolph schuldig geworden. Sie waren in der Tat vom Rande ihrer Legalität gegen den von ihnen als Nazi-Kriegsverbrecher bezeichneten Raketenforscher vorgegangen, hatten ihm tausendfache Tötung angedichtet, den Tod Tausender Juden hinzugefügt und im Anschluß daran ihre eigenen Anträge und Berichte gefälscht. Arthur Rudolph fälschte nichts! Arthur Rudolph ist unschuldig und ich bin der

felsenfesten Überzeugung, daß 90 Prozent aller Amerikaner das gleiche denken. Könnte Präsident Reagan das Protokoll der OSI-Befragung selber lesen, würde auch er Rudolph für unschuldig erklären und dafür eintreten, ihm die Staatsbürgerschaft zurückzugeben.“

Die Wahrheit im Fall Rudolph hat bisher das Ohr des US-Präsidenten nicht erreicht. Aber es gibt eine Reihe von Senatoren, die in dieser Sache Anhörungen beschlossen haben. Wenn dies geschieht, wird sicherlich einiges Licht hinter die Kulissen des OSI geworfen werden und jene Dunkelheit durchdringen, in deren Schutz es bisher gearbeitet hat. Mr. Rosenbaum, ein verbissener Verfolger des Raketenpioniers, hat seine ersten Reaktionen auf diese Aussichten, die dem OSI blühen, bereits gezeigt. In der Presse prahlt er lauthals, daß er Rudolph Straftaten beweisen könne, für die er Jahrzehnte ins Gefängnis müsse. Und dies könne er binnen 90 Sekunden erledigen. Von diesen 90 Sekunden ist noch keine angebrochen, denn seine Reise nach Deutschland zum Zweck der Zeugenfindung, von denen angeblich Hunderte zur Verfügung stünden, war ein „Schuß in den Ofen“. Es genügt nicht – wie der Volksmund berichtet, „das Maul zu spitzen, es muß auch gepfiffen werden!“ Dazu aber hat Eli Rosenbaum weder Text noch Melodie. Die Wahrheit wird seine Tiraden zum Verstummen bringen, die er auch gegen die deutsche Justiz ausstieß, als diese Arthur Rudolph in keiner Weise für schuldig befand.

Ein Kämpfer für Arthur Rudolph

Professor Dr. Winterberg schickte, nachdem er seine eigenen Forschungen angestellt hatte, Briefe an den US-Generalstaatsanwalt Edwin Meese, die Senatoren Strom Thurmond und den Chairman des Senats-Gerichtskomitees sowie an den Senator von Nevada, Paul Laxalt. Darin legte er zwingend, logisch und durch Zeugenaussagen belegt dar, daß Arthur Rudolph unschuldig war. Er bezeichnete dies auch mit folgenden Fakten: „Das OSI wandte sich nicht einmal an den westdeutschen Ankläger für Nazikriegsverbrechen in Ludwigsburg, Alfred Streim. Dort hätte es erfahren können, daß der Name Arthur Rudolph in keiner der Hunderttausende an Unterlagen oder Zeugenaussagen über Dora oder das Mittelwerk auch nur genannt worden ist, daß demzufolge nichts Belastendes gegen ihn vorlag. Als Oberstaatsanwalt Streim die US-Behörden und auch das OSI, darum bat, dafür Sorge zu tragen, ihm die Beweise und Akten über Rudolphs Kriegsverbrechen zuzusenden, herrschte das Schweigen im Walde bei beiden Stellen. Die westdeutschen Behörden hatten den USA mitgeteilt, daß sie den Eingang der Rudolph-Dokumente deshalb dringlich erwarteten, um sofort nach auftauchenden

Verdachtsmomenten Anklage gegen Dr. Arthur Rudolph zu erheben. Akten und Dokumente lassen noch heute auf sich warten. Daß mehr als ein Jahr nach der OSI-Befragung Rudolphs erst Spezialisten – und an ihrer Spitze auch Eli Rosenbaum – nach Deutschland kamen, um nach Zeugen zu suchen, deckt die ganze Zeugen-Farce auf.“

Die Bitte des OSI um Hilfe an den Jüdischen Weltkongreß konnte ebenfalls keine Wirkung haben, denn es waren keine Juden in Mittelwerk, also hatte man auch keine Dokumente darüber.

Weder Neal Sher, als Chef des OSI, noch Michael Wolf, sein Stellvertreter, konnten zu einem Kommentar über dieses rätselhafte Gebaren gewonnen werden. Allerdings hatte Dr. Winterberg mit seinem Schreiben an John T. McCarty, stellvertretender Assistent des Sekretariates für öffentliche Angelegenheiten mehr Erfolg. Die Antwort auf seinen Brief lautete: „Es gibt keine sachliche Basis für die Behauptung, daß das OSI im Justizministerium mit dem KGB zusammenarbeitet. Im Gegenteil, das OSI verhandelte mit dem sowjetischen Staat.“ Dazu Dr. Winterberg: „Der sowjetische Staat und das KGB sind ein und dasselbe.“ Einen interessanten Fakt konnte Dr. Winterberg noch zu der Anklage Rudolphs durch das OSI hinzufügen, als er bemerkte: „Ich las Rudolphs Geschichte in den Zeitschriften. Was mir sofort daran auffiel, war die Tatsache, daß ich die gleiche Geschichte 20 Jahre vorher von dem Sowjetagenten Dr. Julius Mader gelesen hatte, der als Top-Agent der Stasi dem KGB eng verbunden war.“

Dr. Mader hat 1963 das Werk herausgegeben in welchem er die gleichen Anwürfe gegen Forscher und Ingenieure vorbrachte, die als Nazis in die USA kamen und nun als NS-Kriegsverbrecher für das NASA-Programm arbeiteten. „Der einzige Grund,“ so Dr. Winterberg, „den ich für die Anklage und das rüde Vorgehen des OSI erkennen kann, ist die politische Motivation. Der KGB hat dem OSI Informationen zugespielt. Sein Ziel ist es, das Brennmaterial gegen die amerikanische Friedensbewegung in Europa zu liefern, die Stationierung der Pershing II-Raketen in Europa zu verhindern und die NATO zu unterminieren.“ (Siehe „Rocket Experts“ von Dr. Winterberg). Im Slogan „Rudolph wurde vom OSI enttarn“, den sich der Washingtoner Korrespondent Winfried Münster ausgedacht hatte, erklärte die Stuttgarter Zeitung vom 19.10.1984, daß „die Häftlinge Tunnels graben mußten, und dabei unter unsäglichen Bedingungen vegetierten und zu Tausenden umkamen.“

Dies wurde Arthur Rudolph angekreidet, ohne überhaupt zu wissen, oder wenigstens darauf hinzuweisen, daß das Tunnelgraben und die anderen Erdarbeiten nicht ihm unterstanden, sondern der Firma WIFO und einigen weiteren Subunternehmen, die diesen Auftrag mit unerhörter Brutalität und unterstützt durch die Häftlingskapos und die

Wachmannschaften durchführten und dadurch den Tod dieser „Tausender Häftlinge“ verursachten. „Eine klammheimliche Auswanderung aus den USA“, wie die Zeitung Rudolph suggerieren möchte, ist dann doch wohl das Tüpfelchen auf dem i der Desinformation. Allerdings hat sie in einem Falle recht, wenn sie auf jene zweifache Moral hinweist, und das Messen mit zweierlei Maß, wenn man einmal Arthur Rudolph ohne jeden Beweis einer Schuld ausweist und zum anderen der US-Geheimdienst CIA genaue Anleitungen herausgab, wie man mit sandinistischen Guerillas umzugehen habe und dafür genaue Mordanweisungen erteilte. Dann noch von Moral und Gerechtigkeit zu reden ist nichts als bloße Blasphemie.

Abschließend zwei Berichte und Zeugenaussagen zum Thema der Verantwortlichkeiten im Lager Dora und dem Gesamtlager Mittelbau. Der Dipl. Ing. Rudolf Wackernagel schickte in dieser Sache eine amtlich bezeugte eidesstattliche Erklärung: „Nachdem ich die Veröffentlichungen über Arthur Rudolph in der deutschen und der US-Presse gelesen habe, sende ich Ihnen folgende eidesstattliche Versicherung: Als ehemaliger langjähriger Mitarbeiter von Dr. Arthur Rudolph erkannte ich die gegen ihn vorgebrachten Anschuldigungen sofort als unbegründet und verleumderisch. Durch meine Erklärung will ich einen Beitrag zu seiner Entlastung leisten. Mit Empörung entnahm ich der deutschen und US-amerikanischen Presse die ehrenrührigen Anschuldigungen gegen Ing. Arthur Rudolph, dem vorgeworfen wird, für den Tod von mehr als 10.000 bis zu 30.000 Häftlingen verantwortlich zu sein.

Als sein langjähriger Mitarbeiter kann ich für die Untadeligkeit seiner Person voll eintreten. Für mich stellt sich der Fall als eine üble Verleumdung dar, die der Aufklärung bedarf. Vor allem ist nicht zu begreifen, daß 40 Jahre nach seiner Übernahme durch die US-Behörden und seinen nachgewiesenen Verdiensten ein Verfahren durch dieses Department of Justice in Gang gesetzt wurde. Zur Sache: Die Einrichtungen für die Fertigung der V 2 und die Fertigung selbst (später auch jene der V 1 und anderer Waffensysteme) wurde von Direktor Albin Sawatzki, dem Leiter des Arbeitsausschusses Serie der A 4 (V 2)-Rakete, vorangetrieben. Als solcher hatte er die Vollmachten des Rüstungsministeriums Speer, die schließlich noch durch SS-General Kammler außerordentlich verschärft wurden. Rudolph ebenso wie ich (der ich vom September 1943 bis April 1945 im Untertagewerk „Mittelwerk GmbH“ beschäftigt war) erhielten alle unsere Aufträge von Direktor Sawatzki. Da die Entwicklung der A 4 noch nicht abgeschlossen, und daher bei weitem nicht fertigungsreif war, zeigten sich in der Erprobung und Fertigung viele Unvollkommenheiten, die ausgemerzt werden mußten. Dazu erhielt ich ein Konstruktionsbüro mit zehn Mitarbeitern. Arthur Rudolph war Betriebsdirektor für die Fertigung der A 4 (V 2). Neben einem Stab von Ingenieuren, Technikern, Meistern usw. wurden weitere Arbeitskräfte benötigt, die von Sawatzki angefordert und (als meistens politische

Häftlinge) von der SS bereitgestellt wurden. Die Unterbringung, Verpflegung, ärztliche Betreuung usw. der Häftlinge stand unter dem Kommando des Aufsichtspersonals der SS. Sie wurden unter diesem Kommando auch zur Arbeit eingewiesen. Es bestand also eine streng abgegrenzte Arbeitsteilung mit Abgrenzung der Rechte und Pflichten. Jede Unterhaltung mit den Häftlingen war verboten. Übergriffe, von seiten des zivilien Personal konnten nicht zu Stande kommen, da die SS strengste Disziplin hielt und sich alle Maßnahmen für oder gegen die Häftlinge selber vorbehielt. Ich weiß von dem fortlaufenden Bau weiterer Tunnels, da ich die Sprengungen hörte. Die dabei eingesetzten Häftlinge waren ebenfalls unter voller Kontrolle der SS und keinesfalls unter jener des Ing. Rudolph oder seines zivilien Fertigungspersonals.

Zweifellos waren die Arbeitsbedingungen für den Bau der Tunnels – ob es die ersten oder die letzten waren – besonders hart. Schon allein unter den hygienischen Gesichtspunkten unter denen sie durchgeführt wurden. Sauerstoffmangel, der dichte Gipsstaub nach den Sprengungen und die mangelnde Be- und Entlüftung forderten neben der unzureichenden Ernährung für diese Schwerstarbeit viele Opfer an Kranken und auch Toten. Als Folge dieser extremen Bedingungen traten bereits nach wenigen Wochen des Aufenthaltes unter Tage erhöhte Pulsschlag, erhöhte Körpertemperatur, Nachlassen der körperlichen Abwehrkräfte bis hin zur Lungenentzündung auf. Diesen Bedingungen waren nicht nur die Häftlinge, sondern auch wir Zivilisten ausgesetzt. Die Arbeitszeit betrug 12 Stunden täglich. Für uns und unser technisches Personal waren es oftmals bis zu 16 Stunden täglich. Alles dies führte nicht nur zum Tode vieler Häftlinge, sondern auch zum Tode vieler Angestellter und Facharbeiter. Auf keinen Fall war Rudolph daran schuld. Die Arbeitszeit war auch in Deutschland in der Rüstungsindustrie auf 12 Stunden für jedermann festgelegt worden.

Die gegen Ing. Rudolph erhobenen Anschuldigungen sind falsch und grobe Verleumdung. Persönlich möchte ich noch folgendes über Herrn Dr. Arthur Rudolph zur Aussage bringen: „Ich begleitete seinen Arbeitsweg seit meiner Anstellung beim WaPrüf in Kummersdorf ab März 1936. Deshalb kann ich mir ein Urteil über seine sachliche, vorbildliche Arbeitsweise im Rahmen der ihm gestellten hohen Aufgaben ebenso wie über seine menschliche Stärke bilden. Wir waren alle von dem Gedanken beseelt einen wichtigen Beitrag für die Raumfahrt zu leisten, wenn auch zunächst über die Rüstung. Dr. von Braun war nicht nur der geistige Vater sondern auch der Idealist und Optimist, unser Rückhalt in schweren Tagen. Er riß uns alle mit und bestimmte Atmosphäre und Geist aller Peenemünder. So waren wir alle unter harten Bedingungen zum Ausharren befähigt, unangefochten von vielen unwürdigen und auch

unmenschlichen Erscheinungen in unserem Umfeld, die wir zu lindern versuchten, ohne gegen die SS und den SD mehr als Kleinigkeiten ausrichten zu können.

Dieser Geist hat uns die Bewährungsprobe bestehen lassen als die wir die Zeit unserer Arbeit im Mittelwerk ansahen, und uns unter schwierigsten Arbeitsbedingungen geholfen, die Anständigkeit und Menschenwürde auch in dieser Zwangslage zu bewahren. Arthur Rudolph an vorderster Stelle! Rudolf Wackernagel.“

Neben Rudolf Wackernagel haben weitere Mitarbeiter Rudolphs im Mittelwerk, durch die US-Behörden vor die deutschen Gerichte gezerrt, ihre Aussagen korrekt und wahrheitsgemäß gemacht. So hatte auch Karl Seidenstücker am 6.6.1983 im Kriminalkommissariat Bad Gandersheim zu erscheinen, um dort von dem Trial Attorney Eli M. Rosenbaum vom Office of Special Investigations verhört zu werden, der sich nach der Fehlanzeige in Bezug auf Zeugen gegen Dr. Rudolph endlich nach Deutschland auf den Weg gemacht hatte, um jene Zeugen zu finden, von denen sie laut ihren Angaben genügend hatten, um Dr. Rudolph für 20 und mehr Jahren hinter Gittern verschwinden zu lassen. Kriminalhauptkommissar Halves führte offiziell die Befragung und die Angestellte Schnelle führte das Protokoll jenes Tages, aus dem hier zitiert werden soll.

Die Befragungen

Nachdem Anwalt Eli M. Rosenbaum sein Rechtshilfeersuchen bei der Regierung der Bundesrepublik Deutschland vorgelegt hatte und die Genehmigung desselben durch die Staatsanwaltschaft Braunschweig am 27.5.1983 erfolgt war (AZ 303 AR 69/82), begann die Befragung. Für Eli Rosenbaum war der Dolmetscher Karl-Heinz Lange aus Bad Gandersheim tätig. Karl Seidenstücker gab zu Protokoll. „Ich kenne Herrn Rudolph etwa seit 1942, als ich ihn im Rahmen eines Forschungsauftrages in Peenemünde das erstmal sah. Seit Ende des Krieges hatte ich bis 1982 keinen Kontakt mehr mit ihm. Danach erfuhr ich durch den Verein ehemaliger Peenemünder seine Adresse. Ich schrieb ihm und lud ihn nach Deutschland ein. Dieser Einladung ist er – da er im folgenden Jahr einen Besuch in Deutschland machen wollte – im August 1982 nachgekommen und besuchte mich im August dieses Jahres in Kreiensen. Im Oktober erfuhr ich brieflich von Rudolph, daß offenbar Untersuchungen gegen ihn im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit im Mittelwerk durchgeführt wurden. Auf ausdrückliches Befragen erkläre ich, daß ich Herrn Rudolph über die Absicht, mich ebenfalls zu dem Komplex Mittelwerk zu befragen, nicht informiert habe. Das gleiche gilt auch für meine Ehefrau. Herr Rudolph hat mir lediglich den Komplex umrissen, zu dem er befragt worden ist. Verabredungen, daß ich im Falle einer Befragung nicht aussa-

gen sollte, oder abweichende Aussagen machen sollte, wurden nicht getroffen.

Ich war Hauptabteilungsleiter und stellvertretender Betriebsdirektor im Mittelwerk. Herr Rudolph war Leiter der Betriebsdirektion I. Wir waren hauptsächlich mit der Fertigung im Bereich der A 4 (V 2) befaßt und ich war Rudolphs Vertreter.

Im Sommer 1943 war ich in Peenemünde beschäftigt. Nach dem Bombenangriff am 18. August 1943 bin ich zusammen mit von Braun, Sawatzki und Degenkolb nach Nordhausen gefahren, um dort die unterirdischen Anlagen zu prüfen, ob dort die Fertigung der A 4 fortgeführt werden könne. Nach einer ersten Prüfung der Anlage erhielt ich dann die Aufgabe, die Fertigung im Mittelwerk zu planen und vorzubereiten. Zu diesem Zweck wurde ich nach Niedersachswerfen abgeordnet. Herr Rudolph kam etwas später, etwa Ende September/Anfang Oktober. Also waren in der ersten Vorbereitungsphase Herr Sawatzki und ich im Mittelwerk. Etwas später kam Herr Rudolph dazu. Zu diesem Zeitpunkt existierte übrigens die Bezeichnung Mittelwerk noch nicht. Unser Planungsstab nannte sich „Büro Sawatzki“. Von diesem erhielt ich auch den Auftrag, die Fertigung im Mittelwerk zu planen.

Ich kann nicht genau sagen, zu welchem Zeitpunkt Herr Rudolph erfahren hat, daß es sich um eine unterirdische Anlage handelte. Ich nehme an, daß er dies frühestens zu jener Zeit erfuhr, als Sawatzki es mir sagte, nämlich vor meinem Abflug nach Nordhausen. Zu der Frage, wann ich das Mittelwerk verlassen habe, muß ich umfassender Stellung nehmen. Es war einige Tage nach dem doppelten amerikanischen Luftangriff auf Nordhausen, als wir uns angesichts der heranrückenden US-Truppen dazu entschlossen, das Mittelwerk zu vernichten.

Zu dieser Zeit hatten wir einen Eisenbahnzug zusammengestellt auf dem wichtige Fertigungseinrichtungen und die Unterlagen für das A 4-Programm untergebracht waren. Es bestand der Plan, weder die Einrichtungen noch die Unterlagen dem Feind in die Hände fallen zu lassen. Diese Teile sollten vernichtet werden, um eine weitere Produktion zu verhindern.

Andererseits hatten wir uns aber damit auseinanderzusetzen, daß die SS den Plan gefaßt hatte, alle Geheimnisträger erster Ordnung vor dem Eintreffen der Amerikaner zu erschießen. Um diesem Schicksal zu entgehen ist der Großteil der leitenden Ingenieure – insbesondere des Entwicklungswerkes – mit der kämpfenden Truppe in Richtung Alpenfestung abgezogen. Ich selber setzte mich in Richtung Sorge ab. Dort wurde ich von US-Truppen überrollt und habe nach der Besetzung der Ortschaft noch einige Wochen dort gelebt. Als wir – wie eingangs geschildert – das erste Mal ins Mittelwerk kamen, befanden sich dort noch keine Häftlinge. Erst ab Mitte September bis Ende dieses Monats kamen sie ins Werk. Wir sind von ihrem Einsatz überrascht worden.

Dieser Umstand war uns nicht bekannt und ich gehe davon aus, daß er auch Arthur Rudolph nicht bekannt war, weil er mir dies sofort gesagt hätte. Bei der einsetzenden Arbeit im Mittelwerk erfolgte dann eine strikte Trennung der dort eingesetzten Zivilarbeiter von den Häftlingsarbeitern, die im Lager Dora untergebracht waren. Die Häftlinge unterstanden ausschließlich der SS.

Auf gesondertes Befragen erkläre ich, daß im Mittelwerk keine Juden beschäftigt waren. Bei dem Lager Dora handelte es sich nicht um ein KZ herkömmlicher Art, sondern um ein Arbeitslager in dem Gefangene untergebracht waren. Sie wurden jedoch gut versorgt, was ihre Ernährung und gesundheitliche Betreuung betraf. Auf gesondertes Befragen erkläre ich, daß nach Anlaufen der Produktion im Werk mehr Häftlinge beschäftigt wurden, als während der Einrichtung. Zahlen kann ich nicht angeben. Koordinierungsstelle zwischen dem Lager Dora und dem Mittelwerk, was den Kräftebedarf anging, war Sawatzki.

Zur Änderung der Organisationsstruktur in der Führung des Mittelwerk im Sommer 1944 befragt, und ob Herr Rudolph aus dem Unterstellungsverhältnis unter Sawatzki entlassen wurde und eine eigene Führungsposition bekam erkläre ich, daß dies nicht der Fall war. Sawatzki blieb bis zum Schluß der mächtigste Mann im Mittelwerk und war technischer Direktor (Siehe Aussage des Generaldirektors Rickhey zu diesem Revierement in der Führung des Mittelwerkes im Anschluß an diesen Absatz). Im Sommer 1944 wurde durch Ermittlungen der SS festgestellt, daß es im Herstellungsprozeß der V 2 zu Sabotageakten gekommen sein könnte. Einige Geräte waren beim Abschluß explodiert und hatten deutsches Bedienungspersonal getötet.

Soweit ich mich erinnern kann, hatten die Ermittlungen seinerzeit ergeben daß von einzelnen Häftlingen Papierschnipsel in die Brennkammer gesteckt worden seien, die ursächlich für die Explosionen gewesen seien. Es wurden meines Wissens etwa vier bis sechs Häftlinge gehängt. Es ist ebenfalls richtig, daß sich die SS in ständiger Sorge vor Sabotagehandlungen befand. Das trifft vor allem für die Zeit danach zu. Ob dies auch für die Zeit davor galt, kann ich nicht sagen. So wurde denn in der Folgezeit, aus Sorge um weitere Sabotageakte, seitens der SS ein permanenter Druck auf alle Beschäftigten ausgeübt, um weitere Sabotagehandlungen zu vermeiden. Ich weiß nicht, ob es eine Anweisung gab, daß die Zivilbeschäftigten ständig über Sabotageverdachtsmomente zu berichten hatten. Ich habe derartige Berichte nie gesehen und ich weiß auch nicht, ob Rudolph derartige Berichte erhalten hat. Mir ist vorgehalten worden, daß er selbst (vor dem OSI) ausgesagt habe, derartige Berichte ohne eigene Stellungnahme oder Empfehlung weitergeleitet zu haben. Wenn ich dies als wahr unterstelle, hat er diese Berichte zweifellos an Sawatzki weitergeleitet, der wiederum den Kontakt zur SS hielt. Dies alles ist allerdings nur eine Vermutung.“ (Aus dem Gesamtprotokoll der über 800

Seiten starken OSI- Aktivitäten und vor allem aus jenen Protokollen der Befragungen Rudolphs ist kein einziges Wort zu entnehmen, das auch nur entfernt auf diesen Komplex hinweisen könnte. Arthur Rudolph hat diese Aussage Rosenbaums in Bad Gandersheim, die als Suggestivfrage gestellt war, als eine Lüge Rosenbaums dargestellt und um Offenlegung des Protokolls und damit Prüfung dieses Sachverhaltes verlangt. Dies ist nicht erfolgt. Die Gründe für die Verweigerung sind einsichtig).

Mit dem Insspielbringen der Bannasch Aussage von 1947 mit dem Ziel, diese Sabotagegeschichte doch noch zu Rudolphs Ungunsten auslegen zu können, wurde Seidenstücker auch die gezinkte und gefälschte Aussage von Frau Bannasch vorgelegt. Dazu der Zeuge: „Frau Bannasch bringt allem Anschein nach zum Ausdruck, daß die Berichte über Sabotagehandlungen und -gefahren über den Schreibtisch von Rudolph gelaufen seien und daß Sawatzki nur im Nachhinein davon gehört habe. Ich halte diese Aussage nicht für richtig. Vielmehr ist es richtig, daß es innerhalb des großen Personalapparates des Mittelwerkes zu beträchtlichen Spannungen gekommen ist. Frau Bannasch war zu jener Zeit Sekretärin von Sawatzki und vorher in Peenemünde Sekretärin von Herrn von Braun. Zwischen Sawatzki und Rudolph bestand ein gespanntes Verhältnis. Es war für uns Eingeweihte erkennbar, daß Sawatzki längere Zeit versucht hat, Rudolph aus seiner Funktion zu verdrängen. Ich nehme an, daß die Aussage von Frau Bannasch nach dem Kriege dieses Verhältnis noch widerspiegelt und sie versuchte, Verantwortung von Sawatzki auf Rudolph zu verlagern. Dies geschah möglicherweise aus ihrer Sicht unwissentlich und ohne daß sie diese Absicht gehabt hatte.“ (Diese Theorie wurde durch die Aussagen von Frau Ranft ausgeräumt und dennoch Arthur Rudolph eine völlige Entlastung erteilt, indem Frau Ranft darauf hinwies, daß Arthur Rudolph nicht der Berichteschreiber gewesen war und, daß ihre Aussage geschwärzt und gefälscht worden ist).

Zu den Sabotageakten, die in der Abteilung des Ingenieurs Günter Haukohl entstanden sein sollten, bemerkte Seidenstücker: „Ich erinnere mich an Ingenieur Günter Haukohl, er war mir unterstellt und kam ebenfalls aus Peenemünde. Im Mittelwerk war er zuständig für die Planung und den Betrieb der Taktstraße ‘Antriebsblock’. Sein Vertreter war Ing. Kraft. Haukohl hatte aufgrund seiner Tätigkeit direkten Kontakt an seiner Taktstraße mit den Häftlingen. Er führte zwar eine große Abteilung, die in drei oder vier Meistereien unterteilt waren, muß aber auch diesen genannten direkten Kontakt gehabt haben. Ich kann nicht sagen, ob er in Bezug auf die Sabotageakte, die in seiner Abteilung stattgefunden haben sollen, besondere Aktivitäten in Bezug auf Erfassung der Täter entwickelt hat. Mir wird an dieser Stelle vorgehalten, daß es Haukohl und sein Vertreter gewesen sein mußten, die die entscheidenden Hinweise zur

Feststellung der Sabotagehandlungen gegeben haben mußten. Dazu kann ich sagen, daß die Position von Herrn Haukohl und seines Vertreters zu hoch angesiedelt war und daß diese beiden zweifellos keine Angaben machen konnten, weil sie nicht wußten, wer von den Häftlingen und Zivilarbeitern welche Arbeiten in ihrer Abteilung ausführten.“

Generaldirektor Georg Rickheys Report

Der nach dem krankheitsbedingten Ausscheiden von Direktor Degenkolb im April 1944 mit dem Vorsitz der Geschäftsführung der Mittelwerk GmbH beauftragte Dipl. Ing. Georg Rickhey wurde in der Voruntersuchung gegen den SS-Oberscharführer Sander wegen Mordes, begangen im Konzentrationslager Mittelbau, befragt. Der am 29. August 1898 in Hildesheim geborene Zeuge erklärte: „Im Frühjahr 1943 war ich Geschäftsführer der DEMAG Fahrzeugwerke in Falkensee bei Spandau. Die Firma produzierte Panzer des Typs Panther. Außerdem war ich Geschäftsführer einer Tochtergesellschaft dieser Firma, der Steinbruchverwertung GmbH in Lehesten/Thüringen. Dies war eine Tarnbezeichnung, denn diese Firma befaßte sich mit der Prüfung der Antriebsaggregate der V 2. Ende März 1944 erhielt ich in Berlin-Falkensee den Besuch des Chefs des Heereswaffenamtes, General der Artillerie Leeb, der zugleich auch Chef des Heeresversuchsanstalt Peenemünde war. General Leeb teilte mir mit, daß ich zum Geschäftsführer des bereits bestehenden Mittelwerkes bestellt werden würde. Am 24. April erfolgte dann meine Eintragung als Geschäftsführer ins Handelsregister des Amtsgerichts Berlin-Charlottenburg. Vom 30. April bis zum 2. Mai hielt ich mich erstmals im Betrieb des Mittelwerks auf. Auf einer Kundgebung am 1. Mai habe ich den Zivilarbeitern- und angestellten des Werkes eröffnet, daß ich nunmehr Geschäftsführer der Mittelwerk GmbH sei.

Die GmbH besaß mit mir vier Geschäftsführer. Einer von ihnen war der Lagerkommandant von Dora, Förschner. Ich selber führte den Titel Generaldirektor, weil ich innerhalb der Geschäftsführung den Vorsitz hatte. Sachlich unterstanden mir zwei Hauptabteilungen. Die Hauptabteilung Personalverwaltung und die Hauptabteilung Einkauf. Der Personalverwaltung unterstanden nur die deutschen Arbeitnehmer, nicht die Häftlinge. Schwerpunkt meiner Arbeit war die Hauptabteilung Einkauf. Hier mußte ich unter oft erheblichen Schwierigkeiten die Zulieferungen beschaffen. Dazu möchte ich erwähnen, daß bei dem Endprodukt – also der V 2-Rakete – die Zulieferungsteile über die Hälfte des Produktionswertes ausmachten. Die Zulieferung war also die wesentliche Grundlage der Fertigung. Dem Geschäftsführer Förschner unterstanden die Häftlingsarbeitskräfte. Die beiden weiteren Geschäftsführer

bearbeiteten die Hauptabteilungen Finanzen und Technischer Betrieb.

Der Diplomingenieur Albin Sawatzki war Angestellter der GmbH, und zwar als Betriebsdirektor und damit verantwortlicher Leiter der Fertigung. Er kam von der Firma Henschel/Kassel, wo er die Panzer des Typs Tiger konstruiert hatte. Seine Kenntnis in der V-Waffenfertigung hatte er in Peenemünde erhalten.

Die Geschäftsanteile der Mittelwerk GmbH befanden sich alle in Händen der Rüstungskontor GmbH, einer Firma, die vom Reichsministerium für Bewaffnung und Munition gegründet worden ist. Mein Vorgänger in der Geschäftsführung der Mittelwerk GmbH war der Direktor Degenkolb, ein Zivilingenieur. Man hatte ihn – Krankheit vorschubend – von seinem Posten abberufen, weil er bei der Beschaffung der Zulieferteile nicht den notwendigen Erfolg erzielt hatte. Mir gab man gerade deswegen den Titel Generaldirektor, damit ich es leichter haben sollte, als mein Vorgänger, wenn ich mit den Zulieferern und anderen Dienststellen verhandeln mußte.

Der Fertigungsbetrieb war eine Untertageanlage, die im Kohnstein lag, einem Berg bei Nordhausen. Im Kohnstein wurde auf bergmännische Weise Gips gewonnen und durch eine reichseigene Gesellschaft verarbeitet. Die bei dem Gipsabbau gewonnenen Hohlräume waren vorher von der Wirtschaftlichen Forschungsgesellschaft – WIFO – als Lager für Öl und Gasolin benutzt worden.

Im Herbst 1943 war damit begonnen worden, die Untertagestollen wesentlich zu vergrößern, um die V 2-Fertigung dort einrichten zu können. Diese bergmännischen Arbeiten waren nicht von der Mittelwerk GmbH durchgeführt worden, sondern von einer besonderen Einrichtung, der Sonderinspektion Mittelbau. Diese bestand aus Bauführungsstäben, welche die notwendigen Arbeiten vergaben und ausführten. Diese Sonderinspektion war von SS-Brigadeführer Kammler geschaffen worden. Ihm unterstanden im übrigen auch alle sonstigen Bauvorhaben, die von der SS durchgeführt wurden. Ende Mai 1944 nahm ich meine Arbeit als Generaldirektor auf und bezog Quartier in den Gebäuden der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt – NAPOLA – und im Amtsgericht der Ortschaft Ilfeld. Dieser Ort lag nördlich des Untertagewerkes.

Zu diesem Zeitpunkt war der Untertagebetrieb weitgehend fertiggestellt. Im einzelnen bestand folgender Zustand: Die beiden durch den Berg gehenden Hauptstollen A und B waren fertiggestellt. Sie liefen parallel zueinander und waren jeweils 2,6 km lang. Die meisten Maschinen waren bereits aufgestellt und die Beleuchtung komplett installiert. Die Hauptbelüftungsanlage war in Betrieb. Die von den Hauptleitungen zu den einzelnen Arbeitsplätzen führenden Luftleitungen waren bis auf einige, die gerade installiert wurden, ebenfalls in Betrieb. Die Heizanlage

befand sich noch im Bau. Die Produktion belief sich auf etwa einem Drittel der Werkskapazität. Dies bedeutet, daß ungefähr 300 V 2-Raketen monatlich fertiggestellt wurden. Die ursprünglich in Falkensee aufgestellten vier Prüfstände für V 2-Raketen wurden erst nach meiner Ankunft im Werk aufgestellt. Inzwischen war nämlich der Querstollen 41 auf die erforderliche Tiefe ausgebaut worden. Damit betrug die lichte Höhe etwa 20 Meter.

Zunächst gehörten sämtliche Untertageanlagen zur Mittelwerk GmbH. Erst im September/Oktober 1944 wurden Fertigungsbetriebe der Flugzeugwerke Junkers in Dessau in die Untertageanlage verlegt. Dieser Teil nannte sich dann 'Nordwerk'. Er bestand aus den Querstollen 1 bis 20. Dazu gehörten die beiden an diese Querstollen vorbeiführenden Hauptstollen A und B. Der Querstollen 18 wurde nach meiner Erinnerung (genau weiß ich das nicht mehr) von den Nordwerken und dem Mittelwerk GmbH gleichzeitig benutzt, weil sich in diesem Stollen alle Metallbäder befanden. Die Querstollen 21 bis 46 wurden von der Mittelwerk GmbH genutzt. Dies war der Stand vom Herbst 1944.

In dem Berg wurden noch weitere Stollenanlagen durch Häftlingsarbeit geschaffen, welche die Bezeichnung B 11 und B 12 trugen. Der Stollenkomplex B 11 war als Produktionsstätte für flüssigen Sauerstoff vorgesehen. Bis Kriegsende waren dort zwei Produktions-Aggregate aufgestellt, die aber noch nicht in Betrieb waren. Im Stollenkomplex B 12 war die Produktion der Luftabwehrrakete 'Taifun' eingerichtet. Im Monat März 1945 hatte dort die Produktion etwa 60.000 Stück betragen. Sie sollte im April auf 360.000 Stück vergrößert werden. Darüber hinaus war noch ein weiterer Stollenkomplex mit der Bezeichnung N I geplant und begonnen worden. Dort sollten Düsentriebwerke in Großserie gebaut werden.“

Der Produktionsverlauf wurde von Generaldirektor Rickhey in der folgenden weiteren Aussage deutlich gemacht. Hierbei kam er auch auf die Versager bei dem stattfindenden Probeschießen im Raum Krakau, mit dem Ziel Tucheler Heide zu sprechen. Dort standen Heeresmannschaften im Einsatz, die unter dem Kommando von General Dornberger für den Abschluß der V 2 ausgebildet worden waren. An dieser Stelle kam es zu einer Reihe von technischen Versagern, die oftmals in den Schriften verschiedener Seiten als Ergebnis von Sabotageakten angesehen wurden. Dazu Dipl. Ing. Rickhey: „Bei dem technischen Versagen handelte es sich darum, daß etwa 80 % der abgeschossenen Raketen beim Eintauchen aus der Stratosphäre in die Atmosphäre sich in einzelne Teile zerlegten. Diese 'Luftzerleger' waren Gegenstand intensiver Untersuchungen und im Frühsommer 1944 wurde die Fehlerquelle gefunden und beseitigt. Bei diesen Versuchsschießen wurden verschiedene Variationen der V 2

Raketen überprüft. Ich selber war maßgeblich am Erfolg dieser Versuche beteiligt und habe dafür im Oktober 1944 das Ritterkreuz zum Kriegsverdienstkreuz erhalten. Erst im Juli 1944 wurde die Serienfertigung und der Einsatz der V 2 freigegeben. Nach einer gewissen Anlaufzeit haben wir dann vom Oktober 1944 bis zum Februar 1945 unter Ausnutzung der vollen Kapazität des Untertagerwerkes die vorgesehenen Raketen gefertigt. Der von mir bereits erwähnte SS-Brigadeführer Kammler war zuletzt Generalleutnant und SS-Gruppenführer. Als Chef leitete er den technischen Arbeitsstab des Reichsführers SS Himmler. In seiner Eigenschaft als Erbauer der erforderlichen Untertageanlagen für die V 2-Raketenwaffen und für die Anlage der Transportwege und der Energieversorgung des Werkes sowie aller anderen Anlagen unterstand ihm auch das Mittelwerk. Später wurde er zusätzlich Chef der Einsatzdivision für den Abschluß der V 2-Waffen. Ihm unterstand auch die Sonderinspektion mitsamt den einzelnen Bauführungsstäben.

Dem Angeschuldigten Bischoff oblag es, die Forschung, Fertigung und Erprobung der V 2-Raketen und der übrigen V-Waffen zu sichern. Als Sonderbeauftragter für die Abwehr war er von Kammler bei Himmler direkt abgerufen worden. Das Gebiet um Nordhausen – Mittelraum genannt – war zum Sperrgebiet erklärt worden. Der Durchmesser dieses Sperrgebietes betrug etwa 30 Kilometer. In diesem Raum unterstanden Bischoff die Organe der Geheimen Staatspolizei und des Sicherheitsdienstes. Die Staatspolizeistelle Weimar unterhielt in Nordhausen eine Außenstelle, deren Leiter zu meiner Zeit ein Kriminalkommissar Haser war. Der Sicherheitsdienst im Sperrgebiet unterstand einem SD-Mann, dessen Namen ich nicht kenne. Ich kann also auch nicht sagen, ob dies ein Hauptsturmführer Carl gewesen ist.

Zur Staatspolizei-Außenstelle gehörte der Angeschuldigte Sander. Er mag SS-Oberscharführer gewesen sein. Ein Büro, in dem Sander arbeitete, befand sich in einer Baracke am Werkseingang in Richtung Niedersachswerfen. Hier hatte der Werksschutz unter seinem Leiter Schweim ebenfalls Büroräume. Auf diese Weise wurde der Werksschutz von der Gestapo überwacht.

In den Fertigungsbetrieben der Mittelwerk GmbH waren in der Spitze rund 3000 Zivilangestellte und 12.000 bis 15.000 Facharbeiter und Transportarbeiter tätig. Diese Spitze ergab sich dadurch, daß im Untertagerwerk die gesamte Fertigung der V 1 und V 2 durchgeführt wurde. Daneben liefen die Fertigungen der Taifun-Rakete und des Triebwerks der Düsenjäger an. Von den Fach- und Transportarbeitern waren etwa die Hälfte Häftlinge aus dem Konzentrationslager Mittelbau (Dora). Das Lager lag südlich des Kohnsteinberges. Ich habe es nie betreten. Im Fertigungsbetrieb arbeitende Häftlinge erhielten während ihrer Arbeitszeit Verpflegung und Rauchwaren vom Betrieb. Diese Lebensmittel und Rauchwaren bekamen sie als zusätzliche Ration. Schon um dieser

Vergünstigung willen waren die Häftlinge bestrebt, diese Arbeitsplätze zu erhalten. Bei ihnen handelte es sich um Fachleute, die man von überall her in das Konzentrationslager Mittelbau brachte und nach gründlicher Überprüfung auf Vorschlag von Sawatzki eingestellt hatte.

Bei der Gruppe der Transportarbeiter war es anders. Auch diese Leute mußten gewisse technische Fertigkeiten beherrschen, denn der Transport erfolgte im wesentlichen maschinell durch Elektrokarren, Gabelstapler und Laufkatzen. Daneben gab es natürlich auch Transporte von Hand. Die Stärken der Transportkolonnen richteten sich nach dem jeweiligen Verladeprogramm und wechselten dementsprechend. Innerhalb dieser Kolonnen gab es jedoch einen Stamm von Transportarbeitern, der ständig diese Arbeiten ausführte.

Die V-Waffenfertigung funktionierte einwandfrei. Ich habe selbst während meiner ganzen Tätigkeit bis Anfang April 1945 festgestellt, daß die auftretenden Mängel bei einzelnen Raketen auf Materialfehler und ähnliche unvermeidliche Einflüsse zurückzuführen waren und daß dennoch die technisch so schwierige Fertigung überraschend gut funktionierte. Aufgrund dieser Erfahrungen, die ich selber gemacht habe, ist es ausgeschlossen, daß in dem Werk im nennenswerten Umfang Sabotage betrieben wurde, besser gesagt: ich habe überhaupt keinen einzigen Fall von Sabotage feststellen können.

In diesem Zusammenhang möchte ich erwähnen, daß die noch erhalten gebliebenen Versager unter den V-Geschossen aus dem Einsatzgebiet nach Bleicherode in unser Demontagewerk geschafft wurden und daß die dortige Überprüfung in keinem Falle Sabotage als Versagergrund angab. Wenn das Versagen im Einzelfalle durch Sabotage verursacht gewesen wäre, hätte man dies bei der Überprüfung einwandfrei feststellen müssen. Das ist aber nicht der Fall gewesen. Die einzelnen Raketen wurden innerhalb des Fertigungsganges so gründlich und so häufig auf ihre Funktion hin überprüft, daß durch Sabotage verursachte Beschädigungen schon im Betrieb festgestellt worden wären.“

Dem Staatssekretär Sauer unterstand damals die gesamte Rüstungsfertigung. Er hat Kammler auf die Unterdrucksetzung der Angestellten durch SS-Oberscharführer Sander aufmerksam gemacht. Kammler lehnte jedes Einschreiten dagegen ab und sagte Sauer (ebenso wie Rickhey vorher), sie sollten sich aus dieser Sache heraushalten. Rickhey hielt sich nicht daran sondern gab nicht auf: „In Berlin habe ich beim Reichsministerium für Bewaffnung und Munition den Staatssekretär Sauer gebeten, sich dieser Sache anzunehmen und vielleicht über Himmler Abhilfe zu schaffen. Er ging auf Kammler zu und dieser erzählte Rickhey wenig später: ‘Ich warne Sie, in dieser Sache noch einmal tätig zu werden. Ich habe Sie hiermit gewarschaut.’ Dieses Wort war mir

damals unbekannt, deshalb habe ich es behalten. Über die Behandlung der Häftlinge im Werk habe ich keine Feststellungen getroffen. Man sagte mir, die Facharbeiter unter den Häftlingen, die im Mittelwerk an der V 2 arbeiteten, würden von den deutschen Arbeitskollegen ordentlich behandelt. Wohl hörte ich, daß vor meiner Zeit, insbesondere während des Stollenbaues die Häftlinge von den Kapos und den SS-Bewachern oftmals brutal behandelt worden seien. Ich habe während meiner Tätigkeit im Mittelwerk nicht gehört, daß Häftlinge im Untertagebetrieb erschossen oder totgeschlagen worden seien. Wenn dies geschehen wäre, hätten es mir die deutschen Angestellten und Arbeiter mit Sicherheit berichtet, denn ich hatte zu allen Betriebsangehörigen einen guten Kontakt.

Während meiner Abwesenheit hat einmal eine Erhängung von 18 Russen im Prüfstollen stattgefunden. Dies berichtete mir Sawatzki nach meiner Rückkehr. Er bemerkte, daß die Gestapo einen russischen Spionagering aufgedeckt hätte, der bereits Kontakt bis zur Schweiz hergestellt habe. Es hätte also zur Abschreckung ein Exempel statuiert werden müssen. Aus diesem Grunde mußten sämtliche im Werk tätigen Häftlinge diese Erhängung sehen. (Dies war die in drei Etappen zu jeweils sechs Erhängungen durchgeführte Aktion der SS, an der offenbar Arthur Rudolph bei einer der drei Gruppen hatte teilnehmen müssen).

Auf die Aufforderung Sanders hin habe ich an einer Gerichtsverhandlung mit nachfolgender Hinrichtung eines schuldig gesprochenen SS-Wachmannes teilgenommen. Mit mir mußten auch alle übrigen Leitenden Herren daran teilnehmen. Dieser Wachmann hatte über die Transportwagen der V-Waffen gegenüber Fremden Angaben gemacht. Ich möchte abschließend folgendes sagen: Die Massenerhängung im Prüfstollen hat unter den Betriebsangehörigen große Empörung ausgelöst. Eine weitere Erhängung hat im Betrieb meiner sicheren Überzeugung nach nicht stattgefunden. Anderenfalls hätte ich davon gehört, weil die Empörung dann ja noch größer geworden wäre. Es kann also nicht sein, daß im Frühjahr 1945 an mehreren Tagen noch andere Gruppen von Häftlingen innerhalb des Untertagebetriebes erhängt worden sind. Insoweit müssen sich die Zeugen irren.“ (Sie haben sich geirrt denn diese Erhängungen fanden im Mittelwerk II Ellrich statt).

Zu diesem Abschnitt, zu welchem noch sehr viele Zeugenaussagen gemacht wurden, sei abschließend noch eine Aussage wiedergegeben: Professor Dr. Ing. Harry O. Ruppe, Inhaber des Lehrstuhles für Raumfahrttechnik an der Technischen Universität München, bemerkte zur Thematik Mittelwerk: „Dr. Wernher von Braun und seine Mitarbeiter haben im Frühjahr 1944 selber wegen V 2-Sabotage für einige Wochen im Gestapogefängnis zugebracht, aus dem sie nur durch direkte Intervention General Dornbergers ‘Vorläufig’ entlassen wurden. Alle Aspekte der

jeweiligen persönlichen Verantwortlichkeit der in die USA gebrachten Ingenieure und Wissenschaftler wurden durch Untersuchungsbeamte der US-Regierung sorgfältig überprüft. Erst nach einer Unschuldfeststellung kam eine eventuelle Einbürgerung in Frage. Einige meiner Leser werden sich noch an die Hitlerzeit vor 1945 erinnern. Ihnen wird die weitgehende Hoffnungslosigkeit eines lokalen Protestes gegen Maßnahmen, die für kriegswichtig gehalten wurden, augenscheinlich sein.

Es können viele unserer Protestkinder – die im Rechtsstaat ihre Ablehnung irgendwelcher Staatsmaßnahmen öffentlich und lautstark vertraten – nicht nachvollziehen, daß ein entsprechendes Verhalten in Hitlerdeutschland unhörbar und sofort tödlich gewirkt hätte. Dank der demokratischen Nachkriegsentwicklung in Westdeutschland hat sich dieser Terrorzustand der Nazijahre zur Unvorstellbarkeit hin entwickelt. Dabei hatten hitleristisch ähnelnde Zustände in der sowjetischen Besatzungszone, der sogenannten DDR, bis vor wenigen Jahren noch überlebt. Hier wird eine mir unbegreifliche politische Blindheit sichtbar.

Ich hatte das große Privileg ab 1957 mit Wernher von Brauns Mannschaft für die ich die sprichwörtlichen Hände jederzeit ins Feuer lege, Offenheit, Aufgeschlossenheit, Ehrlichkeit ja Lauterkeit der Persönlichkeit zu erfahren, das waren ihre Merkmale.

Erwähnen muß ich hier den Fall Rudolph. Auch er zählt zu den anständigsten Menschen, denen ich in meinem Leben begegnet bin. Mit Stolz zähle ich zu seinen Freunden.

Hier wäre ein Buch zu schreiben, das ihm und seinem Schaffen gerecht wird. Es muß an dieser Stelle der Hinweis genügen, daß offensichtlich weder in den USA noch in Deutschland konkrete Anschuldigungen die Eröffnung einer Anklage gegen ihn gestattet hätten. In diesem Zusammenhang verweise ich auf ein Buch von Marsha Freeman 'How we got to the Moon – The Story of German Space Pioneers', 21. Century Science Associates, 1993. Wer speziell Arthur Rudolphs für mich kaum begreifbare Geschichte nachlesen will, der halte sich an Thomas Franklin: 'An American in Exile'.

Wenn denn wirklich keine Schuld glaubhaft nachgewiesen werden kann, gilt dann nicht 'in dubio pro reo?' Und warum wurde dieser alte Rechtsgrundsatz in seinem Falle so grob mißachtet? Ich weiß es nicht, nehme es aber als weiteren Hinweis, daß auch in unserer gegenwärtigen triumphalen Welt Menschenrechte nicht immer und überall gesichert sind. Immerhin ist eines wichtig: Daß Arthur Rudolph zumindest weder körperlich gefoltert, noch ermordet wurde. Vielleicht ist dies in unserer Zeit schon viel?"

Jüdische Häftlinge im Mittelbau Dora und den Nebenlagern

Zu dem bisher noch nicht aufgeklärten Problem jüdischer Häftlinge im Konzentrationslager Mittelbau ist grundsätzlich zu sagen, daß vom Beginn der Arbeiten im Mittelwerk an, bis zur Einstellung der Arbeit, Ende März 1945 dort kein jüdischer Häftling gearbeitet hat.

Bis zum 26. Mai 1944 gab es im gesamten Mittelraum keinen jüdischen Häftling. Der erste Transport jüdischer Menschen aus Ungarn kam vom 26. bis zum 29. Mai 1944 aus Auschwitz zunächst nach Buchenwald. Von dort wurde er in das KZ Dora-Mittelbau überführt. In mehreren Teiltransporten trafen sie dann ab dem 19. Juni 1944 im Lager Ellrich (Mittelbau II) ein. Es waren am genannten Tage 930 Juden, die dort den Arbeitskommandos zugeteilt und auf die einzelnen Häftlingsblocks verteilt wurden. Insgesamt handelte es sich um 2.640 Menschen, die von Ellrich aus auf das Lager Ellrich II, Harzungen, Rottleberode und Woffleben verteilt wurden. Einer der Transporte, der im Juli 1944 in Ellrich eintraf, wurde von dem polnischen Häftling Adam Cabala beschrieben: „Sie kamen aus Ungarn über Buchenwald nach Ellrich“, gab er zu Protokoll. „Unter ihnen Kinder von vier bis fünf Jahren, keine Frauen, sondern nur Männer und Greise. Binnen zweier Wochen waren etwa 300 von ihnen erschlagen. Auf Befehl des Lagerführers Möser wurden viele Juden im Feuerlöschteich gegenüber der Feuerwache ertränkt.“ (Siehe: Cabala, Adam: Bericht im Archiv Mittelbau-Gedenkstätte).

Als Lagerführer in Ellrich wurde SS-Hauptsturmführer Stötzler bekannt, der einen Aufruf erließ, daß „es verboten ist, Mißhandlungen an Häftlingen vorzunehmen. Jeder Lagerangehörige, der sich diesem Befehl widersetzt, muß mit einer entsprechenden Strafe rechnen“. (Siehe: Lagerbefehl vom 5.1.1945: SS-Arbeitslager Ellrich „Erich“, Nr. 26/44 und 28/44 ITS Arolsen, Mittelbauordner). Der nächste Lagerführer war SS-Hauptsturmführer Fritsch. Er wurde im September 1944 eingesetzt und mit ihm begann das Martyrium der Häftlinge mit Todesfolge. Am 1. November 1944 befanden sich im Gesamtlager Mittelbau I bis III 1.170 Juden, davon in Ellrich 516, in Harzungen 181 und im Ent. HKB (Hauptkrankenbau) 473 am 31.12.1944.

Im Schutzhaftlager Mittelbau III „Hans“ = Harzungen schufteten 173 Juden. Unter den 1.633 Häftlingen, die in der Zeit vom 20.1. bis zum 3.4.1945 im Häftlingskrankenhaus Boelcke-Kaserne lagen, befanden sich 178 aus Ungarn deportierte Juden, von denen ein Teil in den beiden Bombenangriffen der alliierten Bomberverbände zu Tode kamen.

Am 20.2.1945 enthielt die Stärkemeldung des Arbeitslagers Ellrich – Mittelbau II – die Zahl von 803 jüdischen Häftlingen. Der Vierteljahresbericht des Häftlingskrankenbaus des Arbeitslagers „Hans“ – Harzungen – verzeichnete bei einer Gesamtlagerstärke von 4.004 Häftlingen

193 Juden. Nach einer Veränderungsmeldung vom 1. März 1945 vegetierten im Lager Ellrich noch 839 jüdische Häftlinge. Am 28.3.1945 wurde hier noch eine Zahl von 604 genannt. Das KZ-Mittelbau Dora meldete für das erste Quartal 1945 einen Lagerbestand von 17.147 Häftlingen. Der Anteil jüdischer Häftlinge daran betrug 1.757. Hier beliefen sich die Todesfälle von Januar bis März 1945 auf „846 Arier und 244 Juden.“

Als letzte der bekannt gewordenen Meldungen über Judenhäftlinge vermerkte das Arbeitsbuch des Stammlagers der SS, daß Anfang März 1945 dort 200 jüdische Häftlinge eintrafen. Sie waren aus Auschwitz evakuiert und nach Mittelbau-Dora überwiesen worden, um von dort aus über den Umweg Baubrigade III schließlich ihre Endstation zu erreichen.

Diese sicherlich nicht vollständige Übersicht war notwendig, um den noch immer in den USA – aber auch in Deutschland – grassierenden Lügen über Arthur Rudolph zu begegnen.

Das ganze Dilemma in den USA rührt von zwei dort nicht bekannten Tatsachen her. Erstens, wie Zeugenaussagen das „rätselhafte Problem ihrer Augenzeugenberichte weiter verbreiteten, Rudolph habe jüdische Häftlinge gefoltert und zu Tode gebracht,“ während die SS von Anfang an, und mit Himmler an der Spitze, kategorisch den Einsatz jüdischer Häftlinge in dem höchst geheimen V-Waffenwerk verboten hatte. Zum anderen waren weder Eli Rosenbaum noch Neil Sher oder andere Mitglieder des OSI, ja nicht einmal die jüdischen Organisationen in der Lage, exakt zu sagen, was es denn mit dem Mittelwerk, Mittelbau I bis III und den Nebenlagern auf sich hatte, so daß sie alle Toten dieses gewaltigen Komplexes mit Hunderten von Arbeitsstellen nicht auseinanderhalten konnten. Daraus erwuchsen dann jene 20.000 bis 30.000 Häftlinge, die Arthur Rudolph ermordet haben sollte. Seien es nun die 7.000 in Ellrich I und II umgekommenen oder die im Häftlingskrankenhaus verstorbenen Häftlinge, oder jene, die von den angloamerikanischen Bomberverbänden dort zerstückelt oder verbrannt worden sind. Von den vielen anderen Stellen des fürchterlichen Leidens und Sterbens nicht zu reden. Diese Unkenntnis, dieses später bewußte Ignorieren der Fakten und das sture Festhalten an Arthur Rudolph als Schuldigen aller Qualen und aller Martern, hat das Klima in den USA angeheizt und die „Nachbeter“ in Deutschland in ihrer Ansicht bestärkt, daß die Raketen- und Weltraumexperten, die aus Deutschland in die USA verbracht wurden, die Drangsalierer und Mörder von 20.000 Häftlingen waren. Bewiesen wurde nichts – beschuldigt alles! Anstatt völlig Unschuldige zu verfolgen, hätte es dem OSI und allen anderen Helfer-Organisationen – wer auch immer – gut angestanden und ihnen zur Ehre gereicht, wenn sie nach der aufdämmernden Erkenntnis der richtigen Sachlage wenigstens nach 1984 versucht hätten, jene Schuldigen zu finden und vor Gericht zu

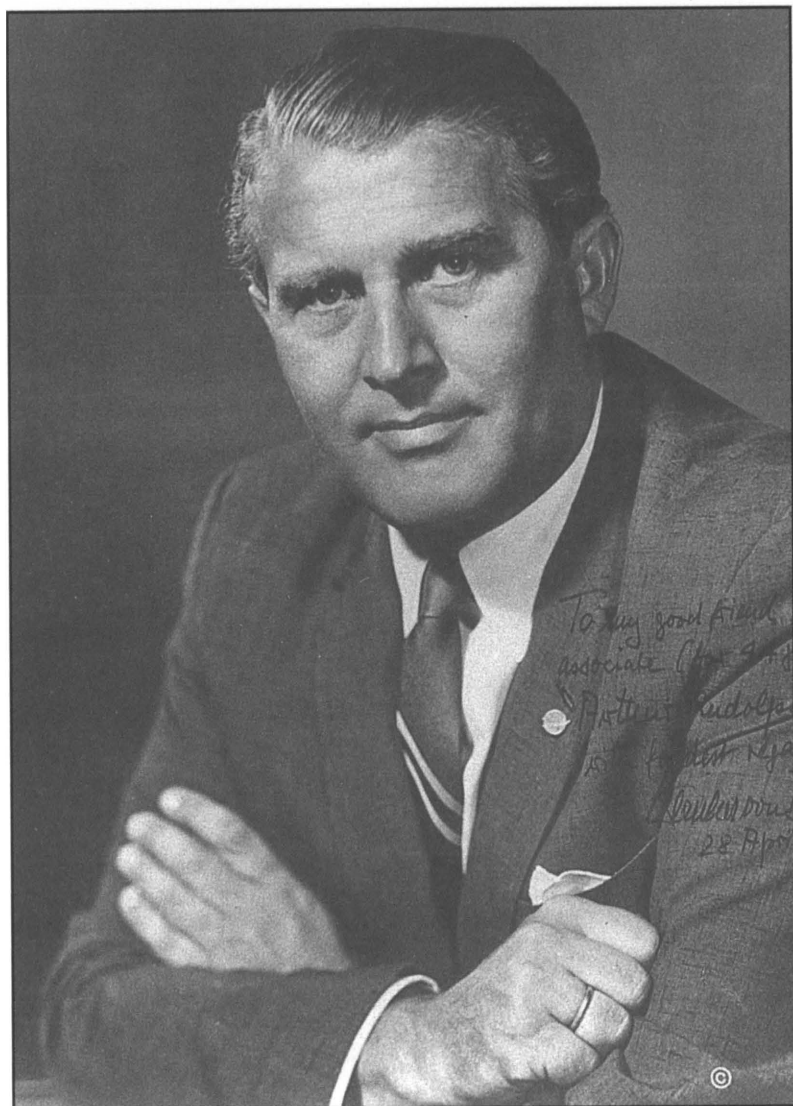
stellen, die diese Massaker und Torturen ausgeführt haben. Es gibt keinen besseren Rat, an diese Menschen und Organisationen, als die Schuldigen, so weit dies heute noch möglich ist, aufzuspüren und die Unschuldigen in Frieden zu lassen. Vor allem aber jenen, an denen sie sich – wie im Falle Arthur Rudolph vergangen haben – Genugtuung und Rehabilitierung zuteil werden zu lassen. Doch dies zu erhoffen, ist wohl eine blanke Utopie.

Daß Frau Rudolph noch heute auf diese Rehabilitierung wartet, braucht nicht erst betont zu werden. Alle die falschen Beschuldigungen über Todesfälle jüdischer Häftlinge im Mittelwerk unter der Leitung von Arthur Rudolph haben sich in Nichts aufgelöst. Alle Verleumdungen sind auf ihre Urheber zurückgefallen. Und viele Menschen fragen sich, ob dies die richtige Art und Weise ist, der erbarmungswürdigen jüdischen Opfer im Mittelbau zu gedenken. Dazu gehören auch die etwa 120 jüdischen Häftlinge, die im Krankenbau der Boelcke-Kaserne durch die alliierten Bombenangriffe des 3. und 4. April – eine Woche vor ihrer Erlösung – zum Opfer gefallen sind. Sie wurden wie die anderen insgesamt 1.734 Opfer dieses Terrorangriffs „zerschmettert, verstümmelt und verbrannt“. Auch die aus dem Lager Rottleberode fliehenden 1.70 Menschen, darunter einige Hundert jüdische Häftlinge, wurden durch US-Tiefflieger auf ihrer Flucht aus dem Lager auf offenen Eisenbahnwagen angegriffen und erbarmungslos niedergemetzelt. Etwa 430 Häftlinge fanden hier durch acht US-Jagdbomber den Tod. Alle diese Luftangriffe wurden auf ausdrücklichen Befehl des Oberkommandierenden in Deutschland und Europa, General Dwight D. Eisenhower, durchgeführt. Über den Sinn dieser Bombardierungen mag gerätselt werden, aber die Fakten bleiben!

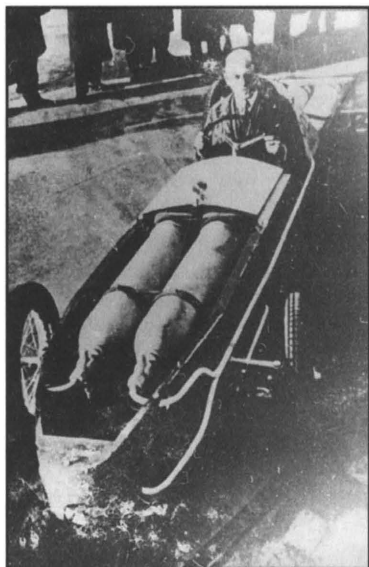
Bildteil



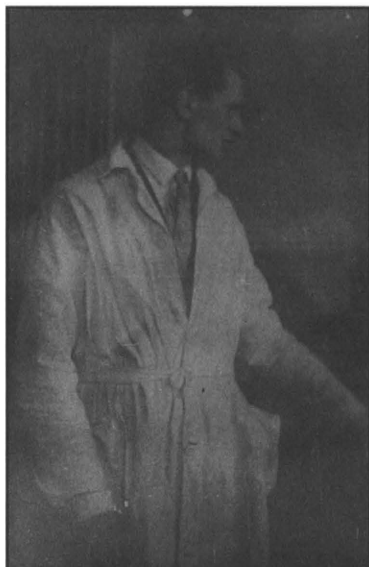
Dr. Arthur Rudolph, „Mister Saturn V“



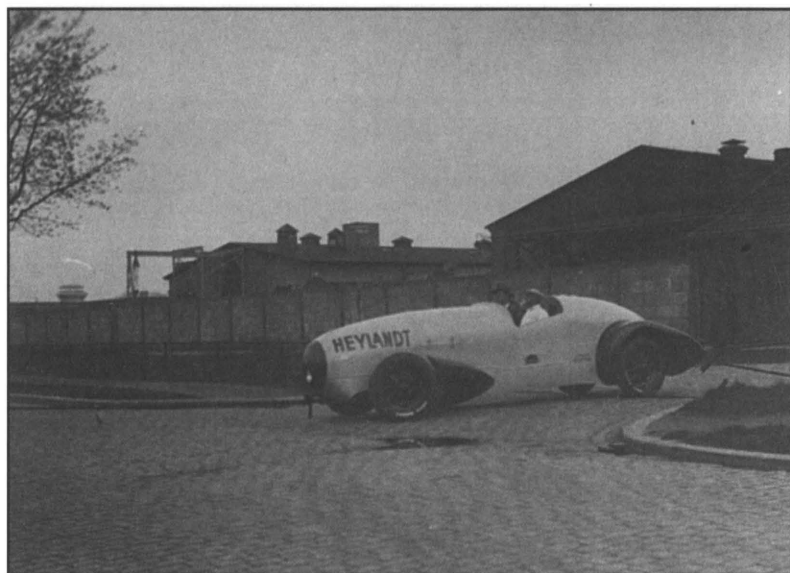
Dieses Bild widmete Prof. Dr. Wernher von Braun seinem Freund und Kollegen Dr. Arthur Rudolph.



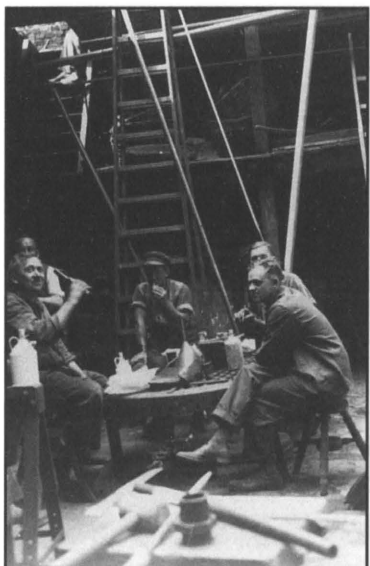
*Max Valier
in seinem Raketenauto*



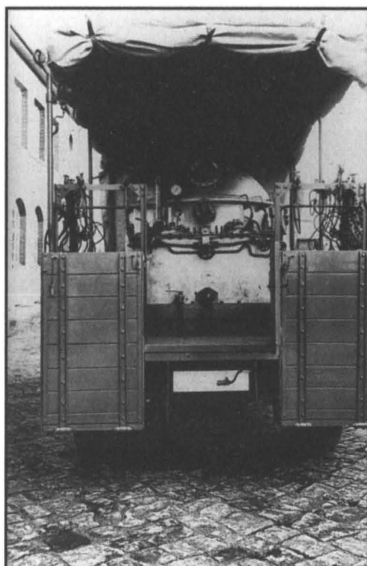
*Arthur Rudolph in der
Beuthschule, Berlin 1928–1930*



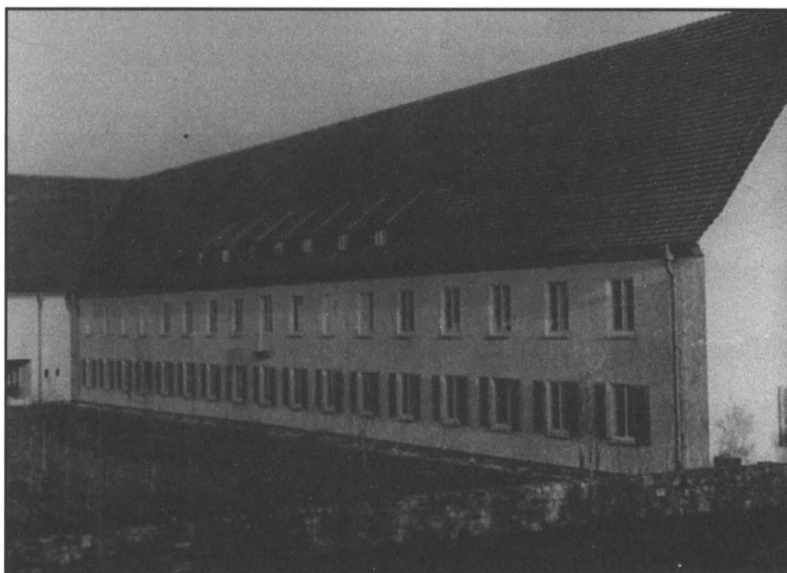
*Das Raketenauto des Jahres 1931,
Bauherr Dr. Heylandt*



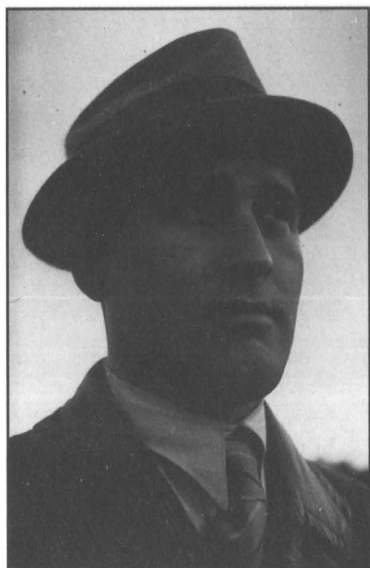
*In dieser Berliner
Kupferschmiede wurden die
Treibstoffbehälter für Rudolphs
Raketen-Aggregat gebaut.*



*Berlin-Britz: Das Heyland-Auto
mit dem Oxygen-Antrieb*



*Das Haus Nr. 5
im Wohnbezirk Peenemünde*



Werner von Braun



Papa Riedel



Generalmajor Zanssen



Arthur Rudolph



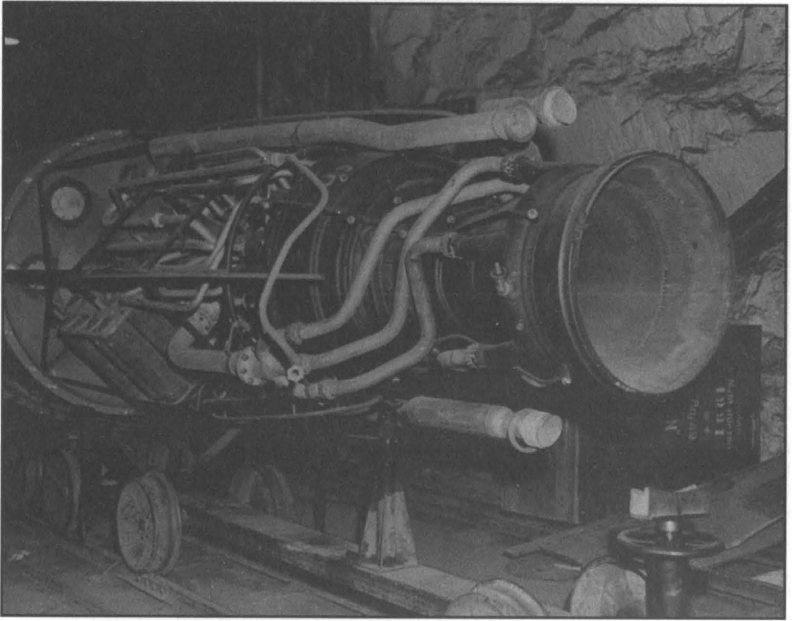
*Im
Offiziersclub:
Wernher von
Braun bedient
sich*



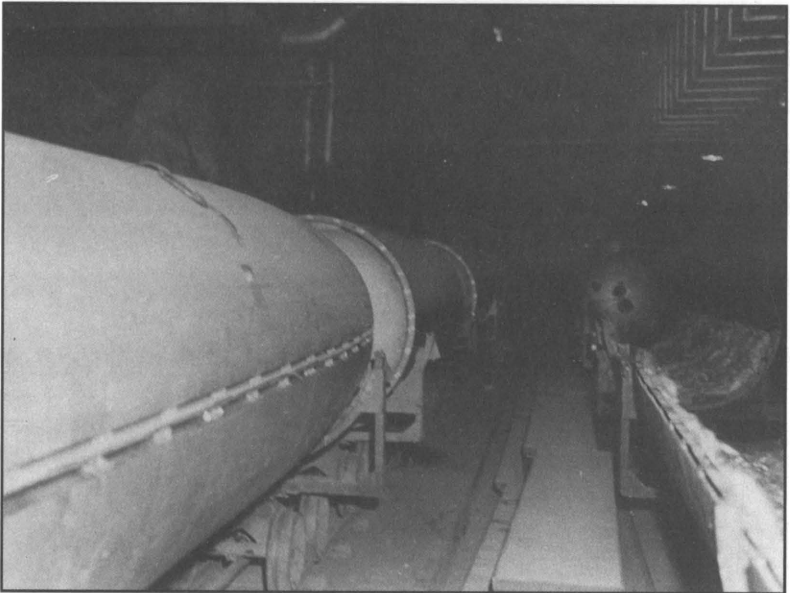
*Arthur
Rudolph mit
seiner
Ehefrau
Martha und
Tochter
Marianne*



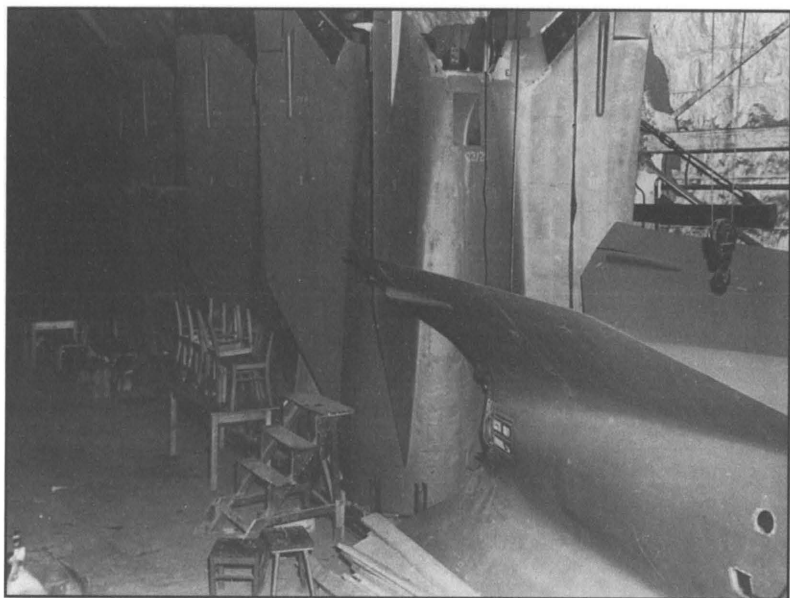
*Das im Jahre
1770 errichte-
te Elternhaus
des Raketen-
forschers in
Stepfers-
hausen*



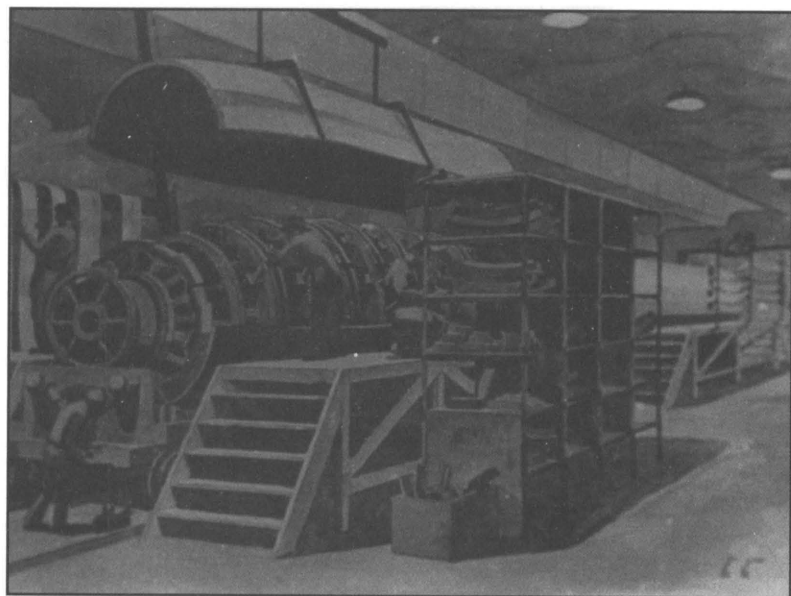
*Das Mittelwerk 1944:
Der Raketenmotor wird an die Mittelsektion angebaut.*



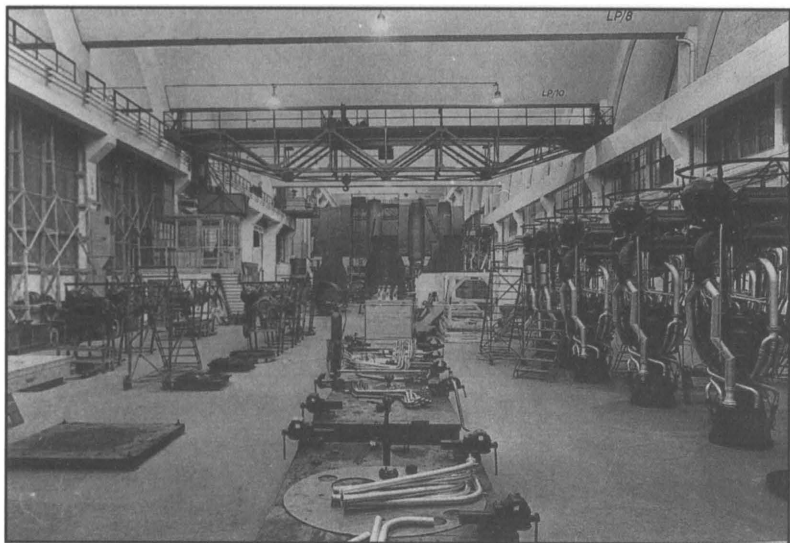
*Die Tanksektionen der V 2
werden transportiert.*



Die Teilesektion im Mittelwerk



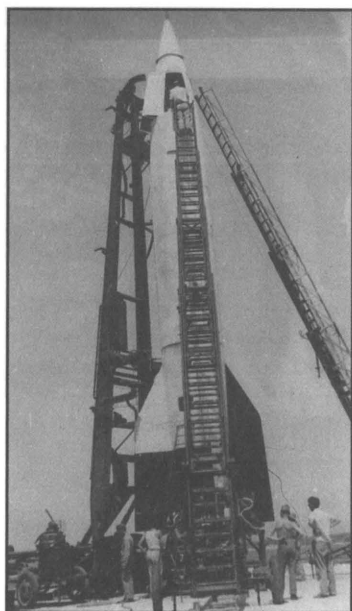
Arbeiten an der V 2 werden durchgeführt



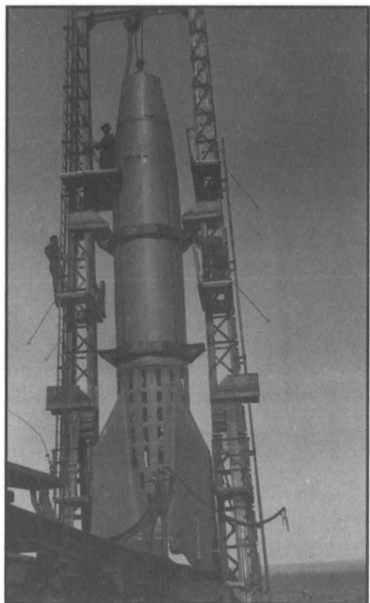
*Endmontage der A 4 in Peenemünde,
rechts eine Reihe fertiger Triebwerke*



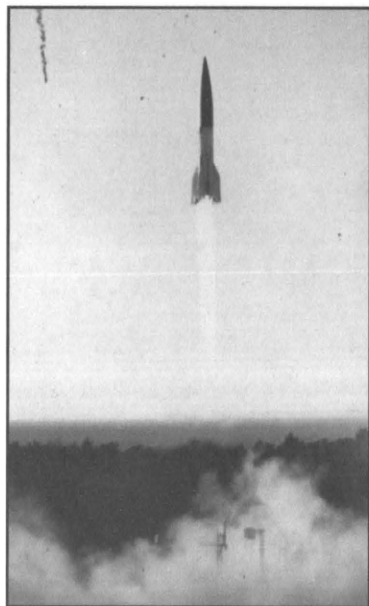
*Teststand Nr. VII
in Peenemünde*



*Eine V 2 wird nach dem Krieg in
White Sands startklar gemacht.*



*Eine deutsche Rakete wird in
White Sands in Startposition
gebracht.*



Eine gestartete V 2



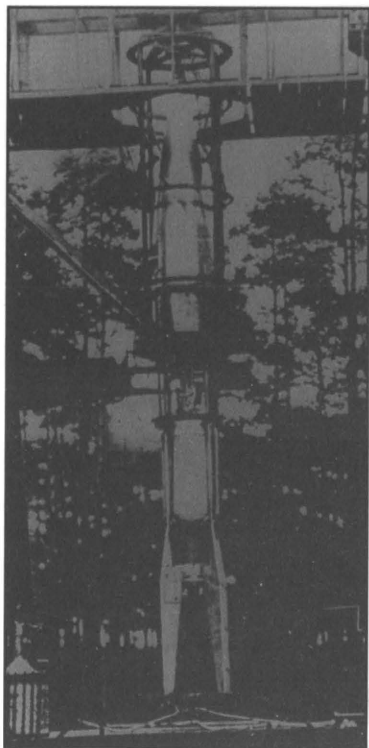
*Peenemünde:
Das Versuchswerk, unter Leitung von Arthur Rudolph errichtet*



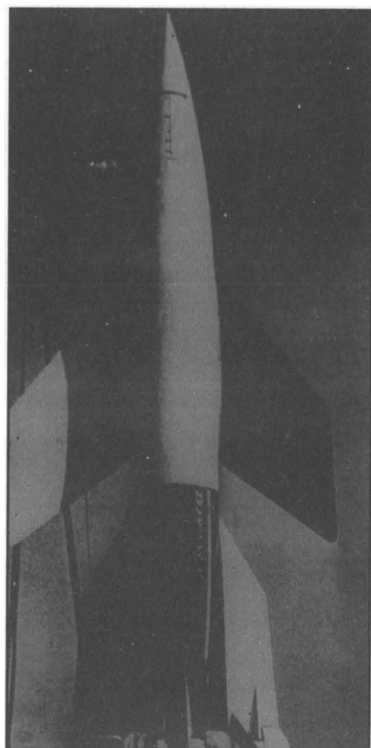
*Generalmajor
Walter Dornberger,
der Chef in Peenemünde*



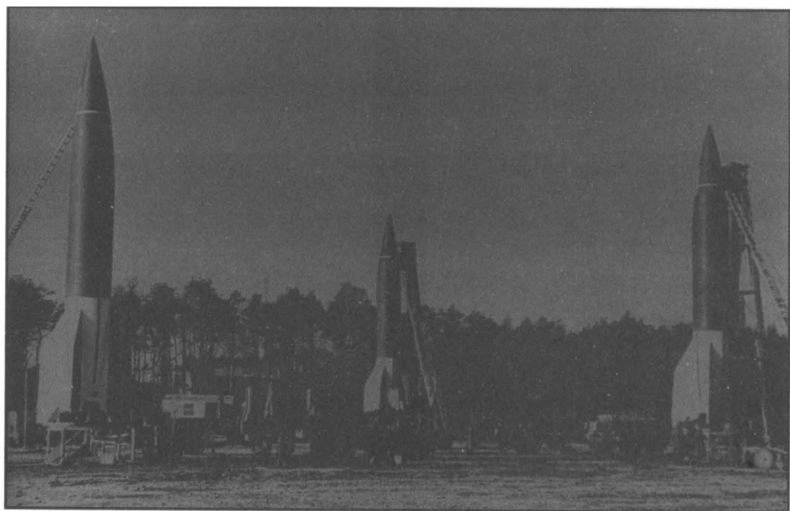
*General Dornberger führt Besucher durch die Gesamtanlage (Mitte).
Hinter ihm Wernher von Braun*



*Eine A3 auf dem Prüfstand der
Versuchsstelle West in Kummersdorf*



*Die Gleitrakete A4-b auf der
Startplattform*

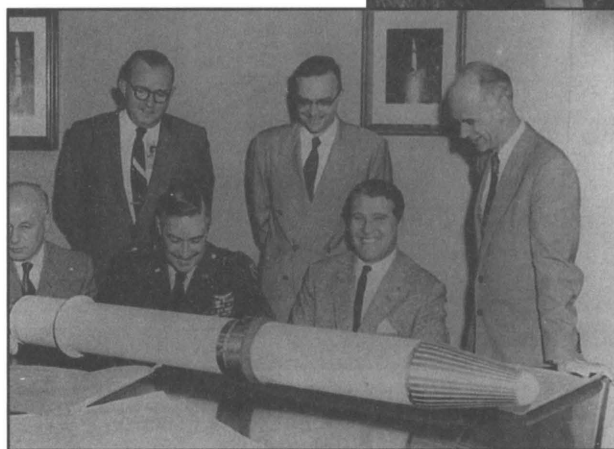
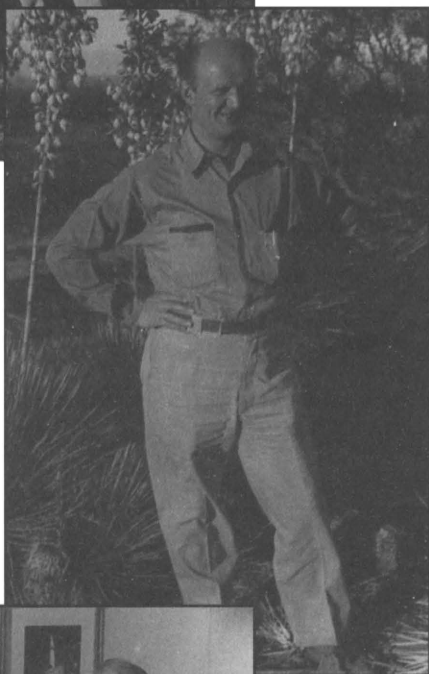


Drei Raketen in Peenemünde, von links: die A3, A5 und A4

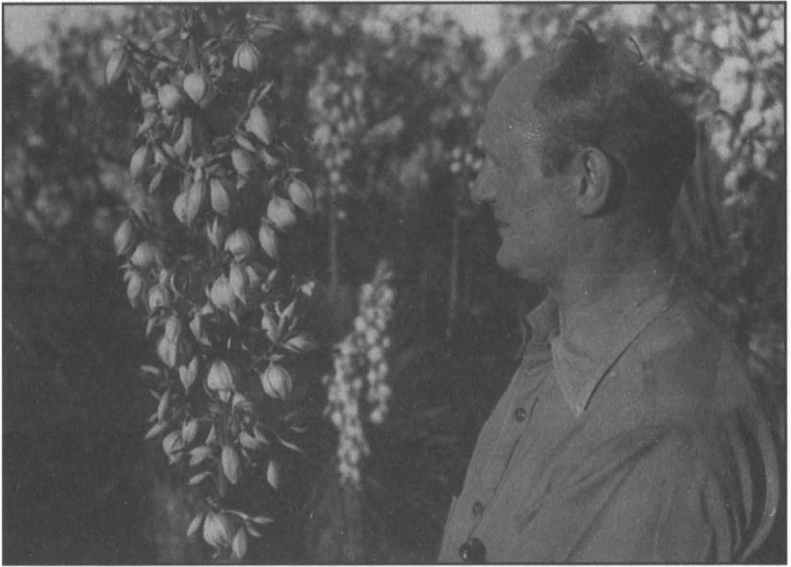


*Arthur
Rudolph
rechts, mit
einigen
Mitarbeitern
Ende 1945 in
Neumexiko*

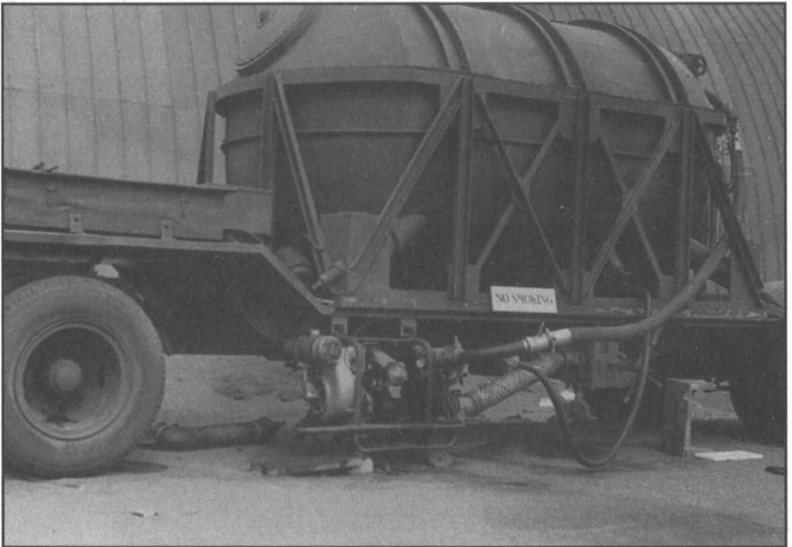
*Der Raketen-
pionier in
White Sands,
Anfang 1946*



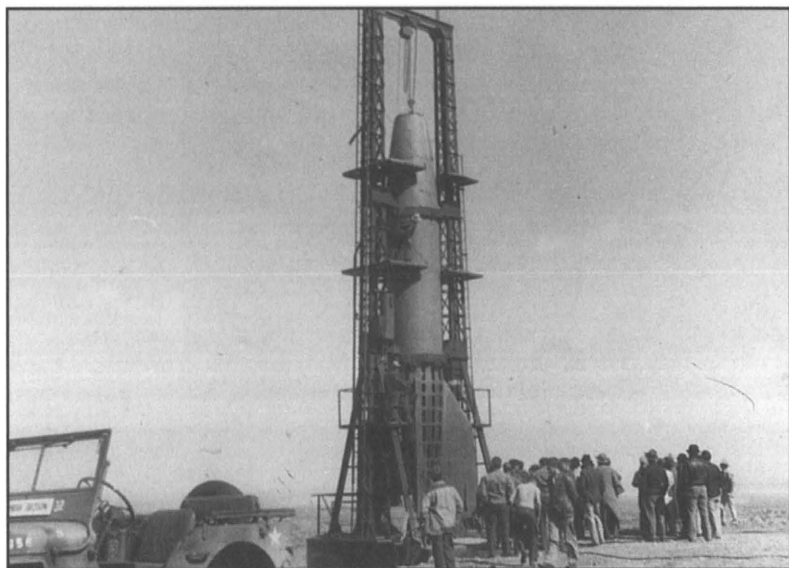
*Eberhard
Rees, Wilhelm
Mrazek, Ge-
neral Me-
daris, Walter
Häusermann,
Wernher von
Braun und
Ernst Stuh-
linger 1947:
Weggefährten
Rudolphs*



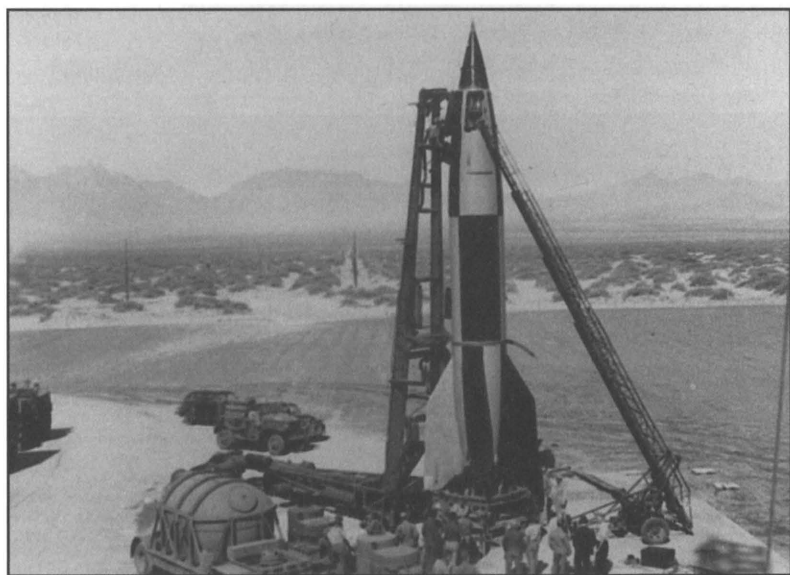
*Arthur Rudolph bei der Inspektion seines Gartens
in New Mexiko*



*In der Testhalle von White Sands:
Versuchsfahrzeug für Treibstoff*



*White Sands:
Teststand in der Wüste*



*Eine A 4 (V2)
auf dem Versuchspfad in White Sands*



*Die beiden
Direktoren
des Marshall
Flight Center
Rocco
Potrone und
Eberhard
Rees mit
Wernher von
Braun anläß-
lich einer
Besprechung
(von links)*



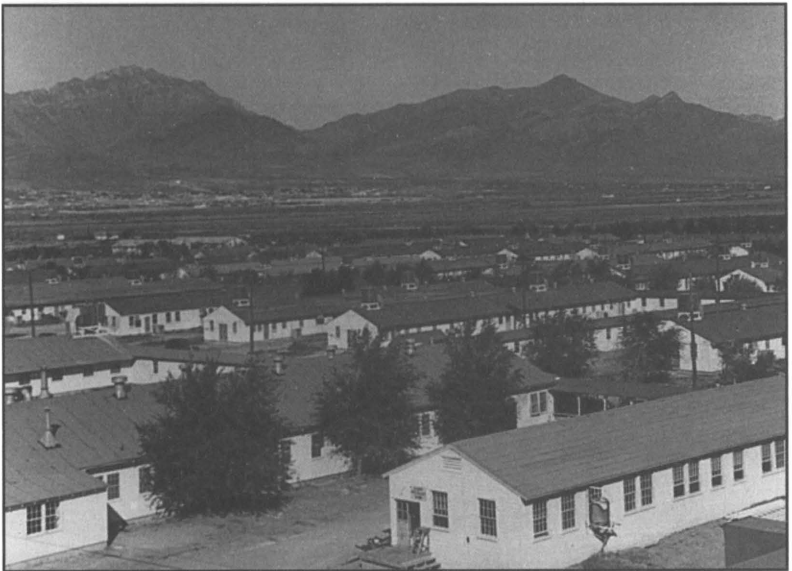
*Besuch von
Paul Figge in
Huntsville
1971 (2. v.
links Arthur
Rudolph,
schräg hinter
ihm seine
Frau. Auf dem
Sofa zwischen
den Damen
Wernher von
Braun)*



*Arthur
Rudolph
(Mitte) mit
Wernher von
Braun in Fort
Bliss*



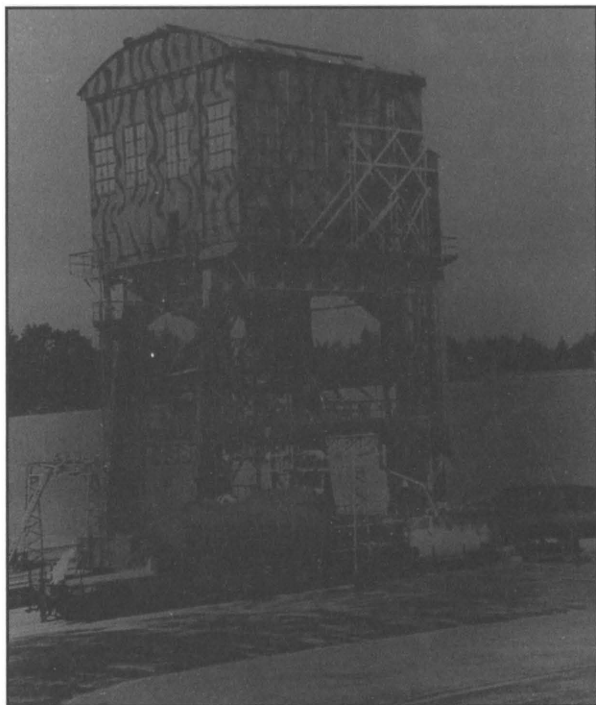
*Major James P. Hamill, Kommandant von Fort Bliss
im Gespräch mit Wernher von Braun*



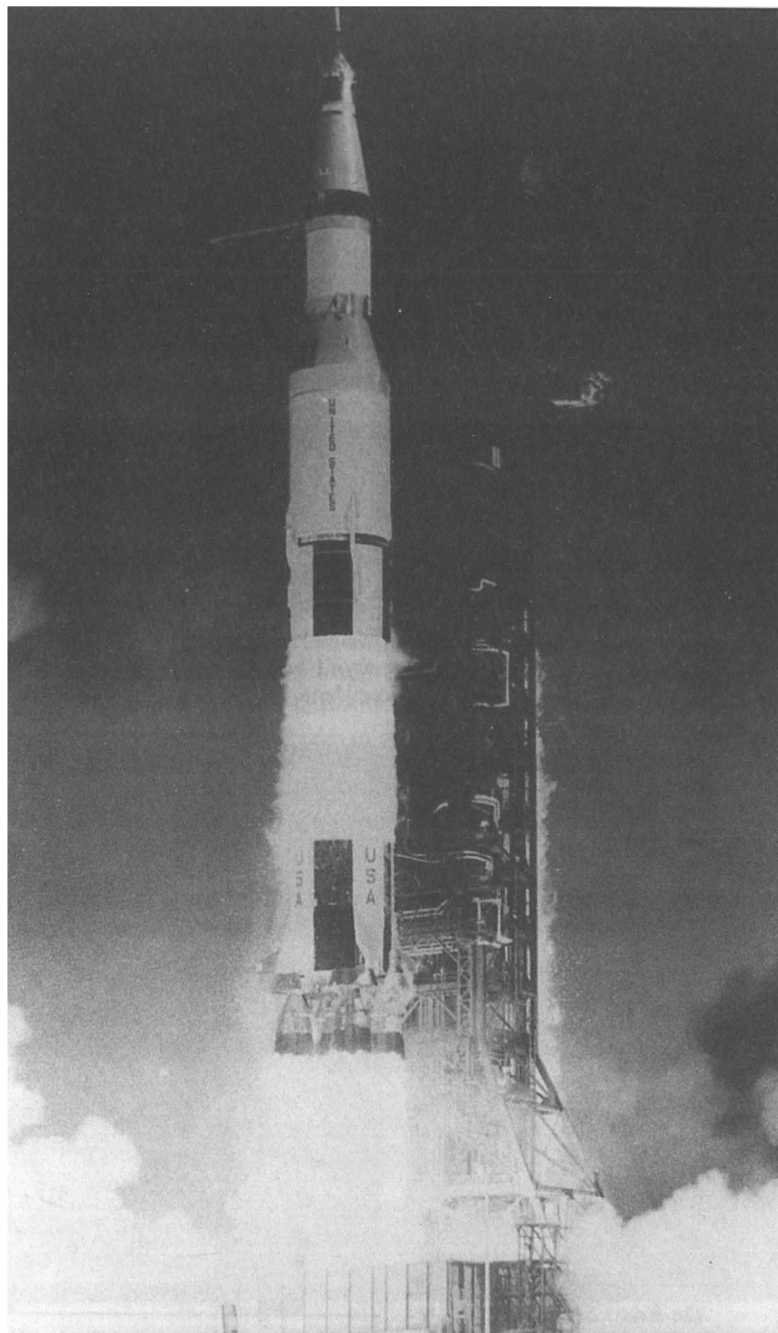
*Das Barackenlager
von Fort Bliss*



*Arthur Rudolph in den Orange Mountains bei White Sands (rechts)
ganz links sein Freund Tom Moore*



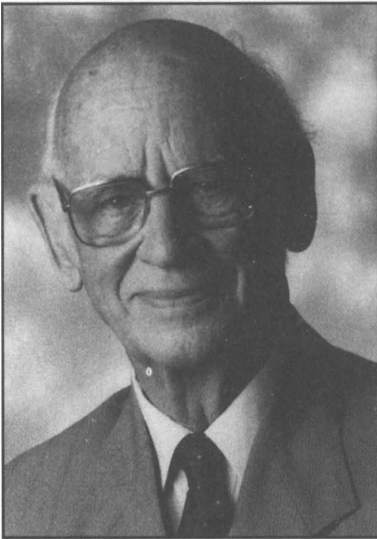
*Beobachtungsturm eines
Probeschießens
in White Sands*



Start der Saturn V zum Unternehmen Apollo 11



Arthur Rudolph am 6. Juli 1990 während seines Protestmarsches in Canada gegen das „Witchhunt“. Links von ihm sein Spokesmann Hugh McInnish, rechts seine Anwältin Barbara Kulaszka



Dr. Ernst Stuhlinger, der für Arthur Rudolphs Rehabilitation kämpfte



November 1969: Mister Saturn V vor dem Modell derselben



*Arthur Rudolph, im Jahre 1958
mit Wernher von Braun (links) und General Toftoy*



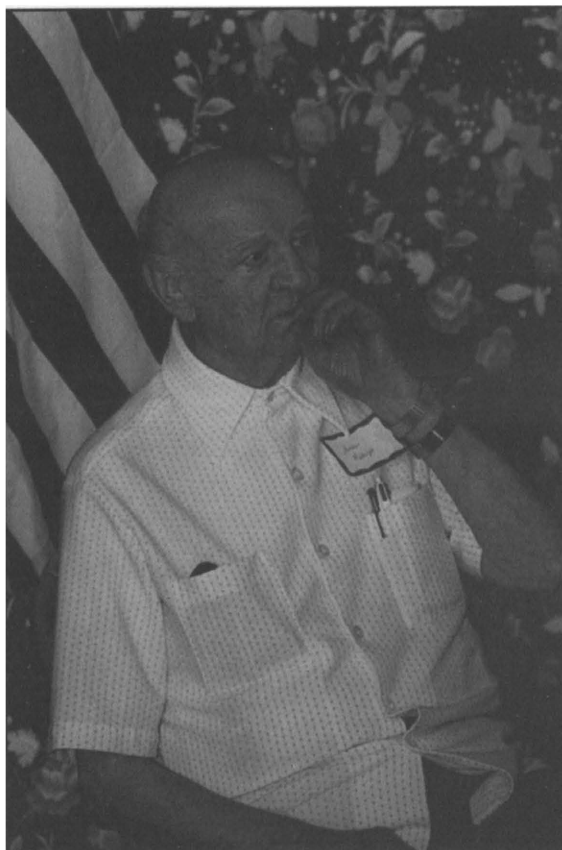
*Die Astronauten von Apollo 11 um Arthur Rudolph, den Aufbruch in den
Weltraum feiernd. Der „Mister Saturn V“ vor seiner Schöpfung*



Abschiedsfeier für Dr. Arthur Rudolph am Freitag, dem 24.1.1969 im Offiziersclub des Redstone-Arsenals (links: Martha und Arthur Rudolph, Wernher von Braun und Eberhard Rees)



*Am selben Tage:
Die Familie Rudolph vereint*



Arthur Rudolph während einer Pressekonferenz in Niagara-Falls



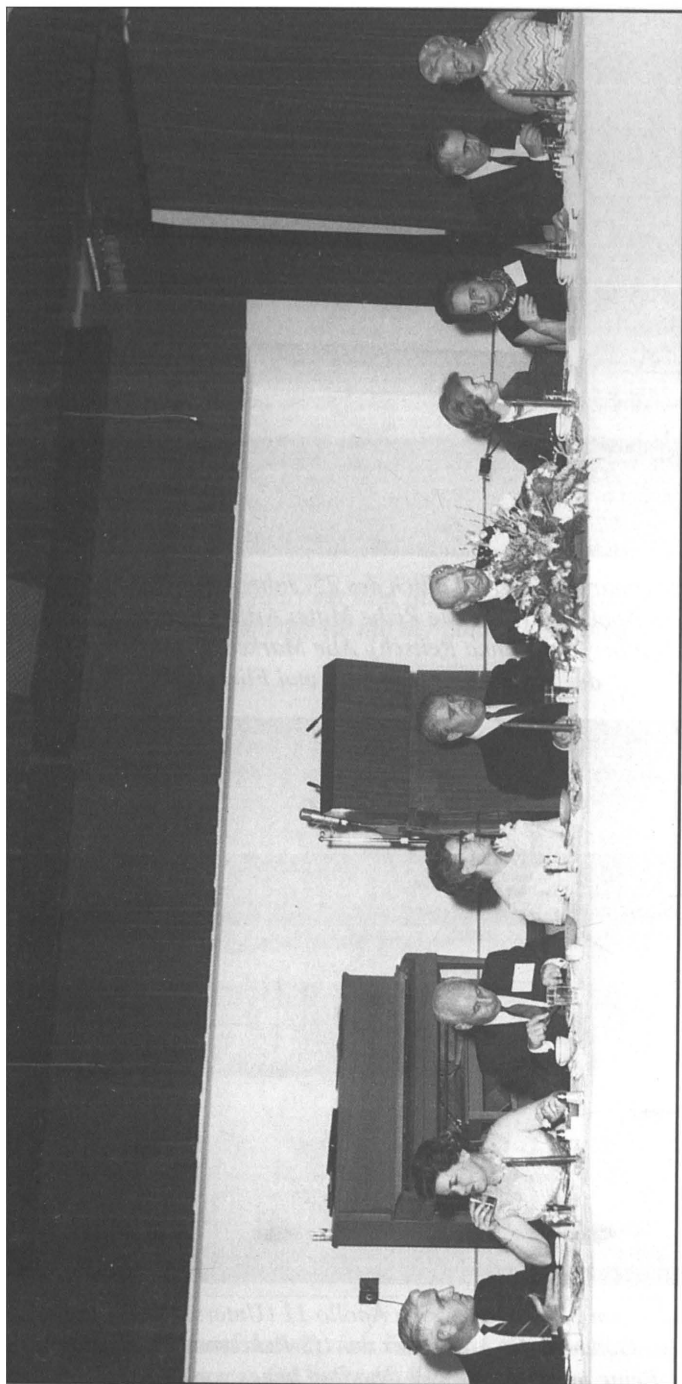
*„Rudolph ist unschuldig“: Am South Parkway bei Huntsville
in Alabama am 4. Juli 1990*



*Verleihung der „Hermann Oberth-Medaille in Gold
an Dr. Arthur Rudolph durch Dr. Staats*



*Arthur Rudolph bei seinen Dankesworten
(ganz links Hermann Oberth, rechts von Dr. Rudolph Dr. Staats)*



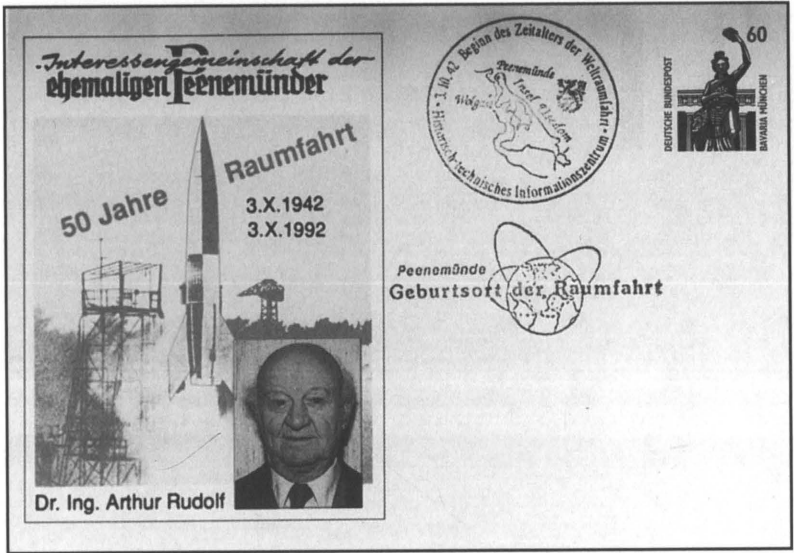
*Die Raketenspioniere bei Dr. Rudolphs Abschieds-Party am 24.1.1964 mit ihren Frauen vereint.
(von links: General O'Connor, Mrs. German, Dr. E. Rees, Frau Martha Rudolph, Dr. von Braun, Dr. Arthur Rudolph, Marina von Braun, Mrs. Rees, Mrs. German, Mrs. O'Connor)*



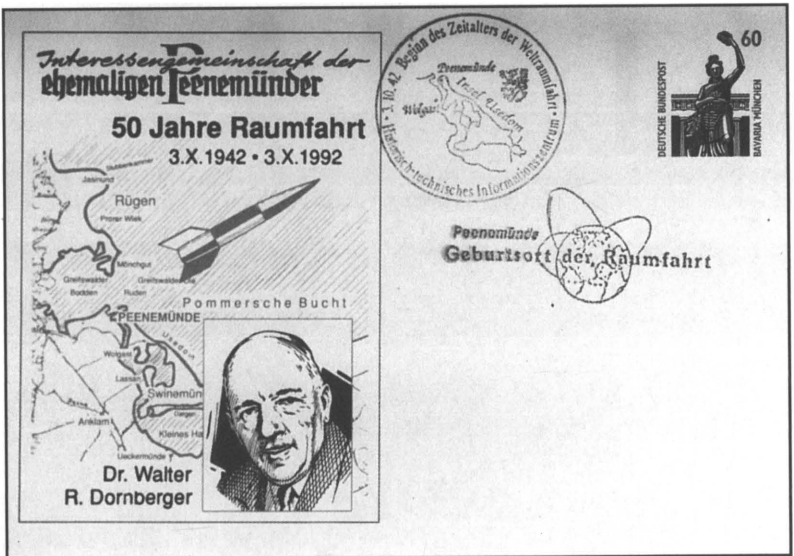
Ein Briefmarkenblock anlässlich des 25. Jahrestages des Starts von Apollo 11 (Unterste Reihe Mitte: Arthur Rudolph, Reihe über ihm Hanna Reitsch). Alle Marken zeigen Fotos deutscher Wissenschaftler und Flieger.



Ebenfalls zum 25. Jahrestag von Apollo 11 (Unterste Reihe links: Robert H. Goddard der Altmeister der US-Raketentechnik. Mittlere Reihe rechts der Wissenschaftler James von Allen)



50 Jahre Raumfahrt mit dem Bilde des Raketenspezialisten Arthur Rudolph, der sie mit der Saturn V begonnen hatte.



50 Jahre Raumfahrt mit dem Foto des Chefs von Peenemünde, Dr. Walter R. Dornberger



*Am Teststand VII in Peenemünde im Mai 1992
(mit Mütze Arthur Rudolph, links neben ihm Dr. E. Rees)*



*Mai 1992: Der Raketepionier
am Antriebsmotor der A 4 in Peenemünde*



In Peenemünde 1992: Dr. Arthur Rudolph zeigt das Haus, in dem er bis zum Bombenangriff im August 1943 gelebt hatte



Kurt H. Debus, Arthur Rudolph mit seiner Familie und Ernst Stuhlinger – die Raketenasse mit ihrem militärischen Befehlshaber General Holger N. Toftoy auf einer Briefkarte



Prüfstand VII in Peenemünde



*Zwei Domizile: Das Elternhaus von Arthur Rudolph
(in einer späteren Veränderung)*



*Das Rudolphsches Haus
vorn rechts in Peenemünde*



*Arthur Rudolph und seine Frau Martha zu Ostern 1995 in Hamburg,
kurz vor seinem Tode*

Quellen- und Literaturverzeichnis

ABMA: Presentation to NASA, 15. Dec. 1958

Agoston, T.: „Teufel oder Technokrat? – Hitlers Graue Eminenz, SS-General Kammler“, Berlin-Bonn-Herford 1993

ders.: Blunder! How the U.S. gave away Nazi super-secrets to Russia New York 1985

Akens, David and Satterfield, Paul H.: „Historical Monograph: Army Ordnance Satellite Program“, Huntsville, Alabama 1962

Ashman, Charles and Wagman, Robert J.: „The Nazi Hunters“, New York 1988

Astronautik: „Professor Becker und die Raketentechnik“, Jgg. 13, Nr. 3, S. 80

Baar, James: „Medaris Retires with Blast at NASA“, in: Missiles and Rockets, Febr. 1960

Baker, Michael and Hughes, Kaylene: „Redstone Arsenal Complex Chronology“, Historical Division, US Army Missile Command, Redstone Arsenal 1991

Baranowski, Frank: Rüstungsprojekte in der Region Nordhausen, Worbis und Heiligenstadt während der NS-Zeit, Duderstadt 1998

Barth, Hans: „Hermann Oberth: Vater der Raumfahrt“, Esslingen-München 1991

Bergaust, Erik: „Wernher von Braun“, Washington D.C. 1976

ders.: „Wernher von Braun – Ein unglaubliches Leben“, Düsseldorf 1979

Bilstein, Roger E.: Stages to Saturn, Washington D.C. 1980

Bode, Volkhard, Kaiser, Gerhard: Raketenspuren Peenemünde 1936–1994, Berlin 1995

Bornemann, Manfred: „Schicksalstage im Harz“, Claustal-Zellerfeld 1980

ders.: „Geheimprojekt Mittelbau - Die Geschichte der deutschen V-Waffen-Werke“, München 1971

ders.: „Aktiver und passiver Widerstand im KZ Dora und im Mittelwerk“, Berlin-Bonn 1994

ders.: „Chronik des Lagers Ellrich 1944-1945“ Hamburg 1987

Bower, Tom: „The Paperclip Conspiracy: The Hunt for Nazi Scientists“, Boston 1987

ders.: „Frontlinie 505: The Nazi Connection“, BBC-London Sendung vom 24.2.1987

Braun, Wernher von: „Station im Weltraum“, Frankfurt 1953

ders. und Ordway, Frederick: „History of Rocketry and Space Travel“, New York 1966

Brewda, Joseph: „Disband the Office of Special Investigations, Soviet Catspaw Against American Science“, in: New Solidarity 10. June 1985

Burdman, Mark: „The NATO Plan to Kill U.S. Science“, in: Fusion Nr. 11, Sept. 1980

Clarke, Arthur C.: „Wege in den Weltraum, Die Pioniere berichten“, Düsseldorf 1969

Collier, Basil: „The Battle of the V-Weapons 1944-1945“, New York 1965

Debus, Kurt: „From the A 4 to Explorer 1“, 24th International Astronautical Congress, Baku, UdSSR 8.10.1973

DFVLR: DFVLR-Nachrichten Jgge 1969-1990

Dieckmann, Götz: Existenzbedingungen und Widerstand im Konzentrationslager Mittelbau-Dora unter dem Aspekt der funktionellen Einbeziehung der SS in das System der faschistischen Kriegswirtschaft, (Dissertation Humboldt-Universität Berlin).

Dieckmann, Dr. Götz und Hochmuth, Peter: „KZ-Lager Dora-Mittelbau - Produktionsstätten der V-Waffen und Kampffront gegen faschistischen Terror- und Rüstungsproduktion“, Erfurt o.J.

Dittmann, Fred und Jürgens, Michael: „Größter Geheimwaffenproduzent: Die Mittelwerk GmbH im Kohnstein bei Nordhausen“, Kyffhäuser Kelbra 1992

Dornberger, Walter: „V-2: Der Schuß ins Weltall“, Eßlingen 1952

Ehricke, Krafft A.: „The Peenemünde Rocket Center“, in: Rocket Science, Teil I bis IV, März-Dezember 1950

Eisfeld, Rainer: „Die unmenschliche Fabrik: V 2-Produktion und KZ-Mittelbau Dora“, Erfurt, o.J.

ders.: „Mondsüchtig“, Hamburg 1996

ders.: und Müller, Ingo: „Gegen Barbarei“, Bonn 1989

Engelmann, Joachim: „Geheime Waffenschmiede Peenemünde, V-2, Wasserfall, Schmetterling“, Friedberg o.J.

ders.: „Raketen die den Krieg entscheiden sollten, Kirschkern (Fi 103 = V-1), Rheinbote (V-4) Föhn (V-3) und andere“, Friedberg o.J.

ders.: „V-2: Dawn of the Rocket Age“, West Chester, Pennsylvania 1990

Franklin, Thomas: „An American in Exile, The Story of Arthur Rudolph“, Huntsville 1987

ders.: „Exile is His Reward“: Part VIII - XX ZS. 1985

Frauenheim, Martin: Leben und Werk der Raketenpioniere Reinhold und Richard Tiling in Tagungsband -Raumfahrtgeschichte- 25 Jahre Hermann-Oberth-Raumfahrt-Museum, Feucht 1996

Freeman, Marsha: „The NASA Story: The Fight for America's Future“, in: Fusion vom 11.9.1980

dies.: Hin zu neuen Welten – die Geschichte der deutschen Raumfahrt-pioniere, Wiesbaden 1995

dies.: „The Apollo Legacy: Return America to Leadership in Space“, in: 21st Century Science & Technology, May-June 1989

Gartmann, Heinz: „Träumer, Forscher, Konstrukteure – Das Abenteuer der Weltraumfahrt“, Düsseldorf 1955

General Electric Company: „Final Report, Project Hermes V-2, Missile Program“, Sept. 1952

Georg, Enno: „Die wirtschaftlichen Unternehmungen der SS“, Stuttgart 1965

Gimball, John: „German Scientists, United States Denazification Policy, and the Paperclip Conspiracy“, in: The International History Review, August 1990

Guder, Rudolf: Johannes Winkler – Zwischen Wissen und Glauben in: Tagungsband – Raumfahrtgeschichte II – 75 Jahre

Die Rakete zu den Planetenräumen Hermann-Oberth-Raumfahrt-Museum e.V., Feucht 1998

Günzel, Karl-Wenzel: „Die fliegenden Flüssigkeitsraketen – Raketenpionier Klaus Riedel“, Holzminden 1988

Hahn, F.: „Hermann Oberth: Vorkämpfer der Weltraumfahrt“, Hannover 1958

Häussermann, Walter: Briefe an den US-Präsidenten und andere in Sachen Arthur Rudolph, in Ablichtungen

Hein, Wincenty: Vernehmungsniederschriften 1945, im Museum Mittelbau-Dora, Nordhausen

ders.: Dora-Mittelbau und ihre Folgen, dortselbst

Hess, Torsten und Seidel, Thomas: „Vernichtung durch Fortschritt“, Berlin-Bonn 1993

Hochmuth, Milton: Brief an Senator Sam Nunn vom 25.4.1985 i.Ms

Hunt, Linda: „U.S. Coverup of Nazi Scientists“, in: Bulletin of the Atomic Scientists Nr. 4, April 1985

dies.: Secret Agenda, New York 1991

Huzel, Dieter K.: Von Peenemünde nach Canaveral, Berlin 1994

Janssen, Gregor: „Das Ministerium Speer – Deutschlands Rüstung im Krieg“, Berlin 1968

Jelnina, Tanja: Fr.W. Sander – ein vergessener Raketenpionier in: Tagungsband – Raumfahrtgeschichte – 25 Jahre Hermann-Oberth-Raumfahrt-Museum, Feucht 1996

dies. A.B. Scherschewsky – eine biographische Skizze in Tagungsband – Raumfahrtgeschichte – 25 Jahre Hermann-Oberth-Raumfahrt-Museum, Feucht 1996

Judt, Matthias und Ciesla, Burghard, Hrsg.: Technology Transfer Out of Germany After 1945, Amsterdam 1996

Kennedy, Gregory P.: „Vengeance Weapon 2: The V-2 Guided Missile“, Washington D.C. 1983

Kessler, Ryszard: Die Hölle im Schieferberg Erinnerungen an „Laura“, Saalfeld 1998

Klee, Ernst und Merk, Otto: „Damals in Peenemünde“, Oldenburg-Hamburg 1963

Kuhlbrodt, Peter: Mittelbau Dora bei Nordhausen 1943-1945, Nordhausen 1991

Kurowski, Franz: „Alliierte Jagd auf deutsche Wissenschaftler: Das Unternehmen Paperclip“, München 1982

ders.: „Satelliten erforschen die Erde“, Würzburg 1973

ders.: „Bomberstrom über Peenemünde – Das Unternehmen Hydra“, in: *ders.:* „Zu Lande, zu Wasser, in der Luft – 25 Schlachten des Zweiten Weltkrieges“, Bochum 1980

ders.: „Triumphe der Technik: Raketen und Satelliten Augen, Ohren, Stimmen im All“, Düsseldorf 1980

ders.: „Die Erde im All“ – Großer Satellitenfoto-Atlas Deutschland und die Welt“, Hamburg 1984

ders.: „Meilensteine der Weltraumfahrt“, Hamburg 1984

Lasser, David: „The Conquest of Space“, New York 1931

Lindbergh, Charles: „Wartime Journal“, New York 1968

- Ludwig, Karl-Heinz:* „Technik und Ingenieure im Dritten Reich“, Düsseldorf 1974
- Mader, Julius:* „Die Karriere des Wernher von Braun“, in: DDR in Wort und Bild, Nr. 7, Berlin 1963
- ders.:* „Geheimnisse um Huntsville. Die wahre Karriere des Raketenbarons Wernher von Braun“, Berlin 1963
- Magnus, Kurt:* „Raketensklaven, Deutsche Forscher hinter rotem Stacheldraht“, Stuttgart 1993
- Masters, David:* „German Jet Genesis“, London 1982
- Medaris, John B:* „Army Ballistic Missile Agency“, in: Army Information Digest, Nr. 12, Dec. 1956
- ders.:* „Count Down to Decision“, New York 1960
- Messerschmitt-Bölkler-Blohm:* Information Raumfahrttechnik 1968-1980
- Metternich, Michael Graf Wolff:* Deutsche Raketenfahrzeuge auf Straße, Schiene und Eis 1928 bis 1931, Lorch, 1997
- Michels, Jürgen:* Peenemünde und seine Erben in Ost und West Entwicklung und Weg deutscher Geheimwaffen, Bonn 1997
- Mittelwerk GmbH:* Direktionsanweisung vom 26. Mai 1944 in: Bundesarchiv Nr. NS 4, Anhg. 16
- Neufeld Michael J.:* The Rocket and the Reich, New York 1995
- Oberg, James E.:* „Red Star“, in: Orbit, New York 1981
- Oberth, Hermann:* „Die Rakete zu den Planetenräumen“, München 1923
- ders.:* „Wege zur Raumschiffahrt“, München-Berlin 1929
- Ordnance Technical Intelligence Report:* Nr. 270, Subject: V 2-Assembly Plant at Nordhausen, Germany, May 8, 1945
- Ordway, Frederick I. and Sharpe, Mitchell, R.:* „The Rocket Team“, New York 1979
- Pachaly, Erhard und Pelny, Kurt:* „KZ-Mittelbau Dora“, Nordhausen 1990
- Pearson, Drew and Anderson, Jack:* „Wernher von Braun, Columbus of Space“, in: True Magazine Nr. 261, Febr. 1959
- Peltzer, Lilli:* „Die Demontage deutscher Intelligenz nach dem Zweiten Weltkrieg“, Berlin 1995
- Reisig, Gerhard:* Raketenforschung in Deutschland, Münster 1997
- Rietz, Frank E.:* Fotoraketen anno 1903 – Frühphase der Fernerkundung in Tagungsband – Raumfahrtgeschichte – 25 Jahre Hermann-Oberth-Raumfahrt-Museum, Feucht 1996
- ders.:* Die Magdeburger Pilotenrakete, Feucht 1998
- Rjaptschikow, Jewgenij:* „Rote Raketen“, Stuttgart 1972
- Rudolph, Arthur:* Mein Notebook 1926-1995, i.MS.
- ders.:* Daten, Fakten, Briefe und Broschüren zu seinem Fall
- ders.:* Die amtlichen Dokumente

ders.: Aufzeichnungen zur Raketentechnik und Raketenbau: z.B.: Die Redstone, die Pershing und die Saturn I, IB und V

ders.: meine Befragungen durch das OSI 1982 und 1983

Rudolph, Martha: An der Seite meines Mannes: 60 Jahre eines Lebens auf zwei Kontinenten i.MS.

Ruland, Bernd: „Bahnhof zu den Sternen“, Bayreuth 1970

Ruppe, Harry: Dr. Arthur Rudolph ist unschuldig, i.MS.

Sawatzki, Albin: Protokoll seiner Aussage vom 14. April 1945 in Nordhausen, Typoscript-Ablichtung

Saturn System Study: Report DSP-TMI-59, Army Ballistic Missile Agency (ABMA) Redstone Arsenal, March 13, 1959

Schlegel, Birgit: Lindau vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Währungsreform 1948 in Lindau – Geschichte eines Fleckens im nördlichen Eichsfeld, Duderstadt 1995

Schmidt, Mathias: „Albert Speer – Das Ende eines Mythos“, Bern-München 1982

Schönherr, Karlheinz: „6 Tage bis zum Mond“, Freiburg-Colmar-Paris 1966

Schulze, H.A.: Technical Data on the Development of the A 4/V-2, Huntsville: MSFC, Dec. 10, 1969

Shabinskij, Wladimir: „How I Found the Nazi Missile Secrets“, in: Look Nr. 3 vom 4.2.1958

Slingerland, Peter: „Wie wir den Russen Deutschlands Geheimwaffen überließen“, in: Look Nr. 3 vom 4.2.1958

Speer, Albert: „Erinnerungen“, Berlin 1969

ders.: „Der Sklavenstaat – Meine Auseinandersetzung mit der SS“, Stuttgart 1981

ders.: „Als Zeuge vor dem Schwurgericht beim Landgericht Essen – Das Vernehmungprotokoll“

ders.: „Interna des Dritten Reiches“, London 1979

ders.: „Unterwanderung: Die SS in der deutschen Rüstung“, New York 1981

ders.: „Technik und Macht“, Eßlingen 1969

Steininger, Rolf: „Der Umgang mit dem Holocaust, Europa-USA- Israel“, Wien-Köln-Weimar 1994

Stuhlinger Dr. Ernst: „Life On Other Stars“, in: Space Journal, Nr. 3, Summer 1958

ders.: „Astronautical Engineering and Science: From Peenemünde to Planetary Science“, New York 1963

ders.: Zeugnis und Briefe für Arthur Rudolph, i.MS.

Ordway, Frederick I.: „Wernher von Braun – Aufbruch in den Weltraum“, Esslingen und München 1992

Stüwe, Botho: Peenemünde-West Die Erprobungsstelle der Luftwaffe für geheime Fernlenk Waffen und deren Entwicklungsgeschichte, Esslingen und München 1995

SHAEF-Report: „Konzentrationslager der Achsenmächte in Europa“, London 1943

The Nation: „Gehirne zu vermieten, Memorandum für einen Kriegsverbrecher in Kraft

getreten," Washington, 20.9.1949

US-Senate: „Legal Problems of Space Exploration“ und viele weitere Veröffentlichungen, die dem Autor zwischen 1976 und 1984 zur Verfügung gestellt wurden.

Wegener, Peter P.: The Peenemünde Wind Tunnels, New Haven und London 1996

Winter, Frank H.: „Rockets into Space“, Cambridge, Massachusetts 1990

ders. und Sir William Congreve: A BI-CENTENNIAL MEMORIAL in Spaceflight 1972, 14, Seite 333-334

Winterberg, Friedwardt: Vom griechischen Feuer zur Wasserstoffbombe Hoffnung und Gefahr für die Menschheit, Herford und Bonn, 1992

Wulforst, Harry: The Rocketmakers, New York 1990

Ziolkowski, Konstantin: „Ziele der Raumschiffahrt“, Kaluga 1926

ders.: „Kosmische Raketenzüge“, Kaluga 1926 (Suhl 1974)

DANKSAGUNG

Der besondere Dank des Autors gilt allen Freunden und Helfern des Raketenpioniers Dr. Arthur Rudolph, die in Wort und Schrift Beiträge zu seiner Rehabilitierung geleistet haben. Von vielen Hundert aufrechten Menschen, die diese Ehrenpflicht an ihm erfüllten, seien besonders genannt: Dipl. Ing. Konrad Dannenberg, Eberhard Rees, Marsha Freeman, Recherchen + Publikationen Dr. Ing. Walter Häussermann, General a.D., Erzbischof John B. Medaris, Frau Martha Rudolph und Tochter Marianne, Prof. Dr. Ing. Harry O. Ruppe, Dr. Ernst Stuhlinger, Prof. Dr. Friedwardt Winterberg, Colonel (ret.) William Winterstein, Karl Heimbürg und Tochter Ruth. Ohne sie alle und vor allem ohne die Tagebücher und Aufzeichnungen von Dr. Arthur Rudolph, hätte dieses Werk nicht geschrieben werden können.

Auswahl aus amtlichen Quellen

Dora-Archiv Berlin:

DAB D 0/03230 (Bericht W. Freyka)
DAB D 0/03254 (Bericht T. Fischer)
DAB D 0/05-19 (Bericht F. Günsche)
DAB D 4/42 DAB D 4/4535/2 Nbg. Dok. NO-2332 (Affidavit G. Schiedlausky),
DAB D 4/444/6 (Transportbefehl vom 27.8.1943)
DAB D 4/4536-10 Monatsspiegel KZ Buchenwald mit Außenlagern vom 25.1. bis 31.1.1945
DAB D 0/032-109 (Fragebogen M. Kojecky)
DAB D 4/4534-5 KZ Mittelbau, Abt. III, Verzeichnis der Flüchtigen des KZ Mittelbau vom 12.11.1944
DAB D 5/525-2 (Affidavit K. Schweizer)
DAB D 9/911-35 Dok. Nr. 2570 (Affidavit Pohl)
DAB D 9/911-29, W. Heins S. 11
DAB D 9/911-5 Nbg. Dok. NO 1564 (Aussage Tschentscher)
DAB D 9/911-29, W. Hein S.5
DAB D 9/911-29, W. Hein S. 95 und S. 97f, S. 60, S. 7

Internationales Militärtribunal Nürnberg:

IMT und IMI: IMT Bd. 27, 1292 PS (Niederschrift Dr. Lammers)
IMT-ZPA ADJ-I Teil 3 Bd. I (Aussage G. Lörner)
IMT-ZPA ADJ-I Mau-15a (Urteil Prozeß Pohl)
DAZ, Pohl-Prozeß, Vernehmung Dr. Kahr, Nürnberg, 10.4.1947
DAB MW-Film: Miscellaneous Extracts from A.H.B. Papers Mittelwerk GmbH, Nordhausen (V 2-Plant)
DAB MW-Film: P.H. Figge an M. Bornemann, (Vernehmung Sawatzki 2.8.1965)
DAB MW-Film: Nürnberger Dokumente NO-2144 Befehl Himmlers vom 6.8.1944

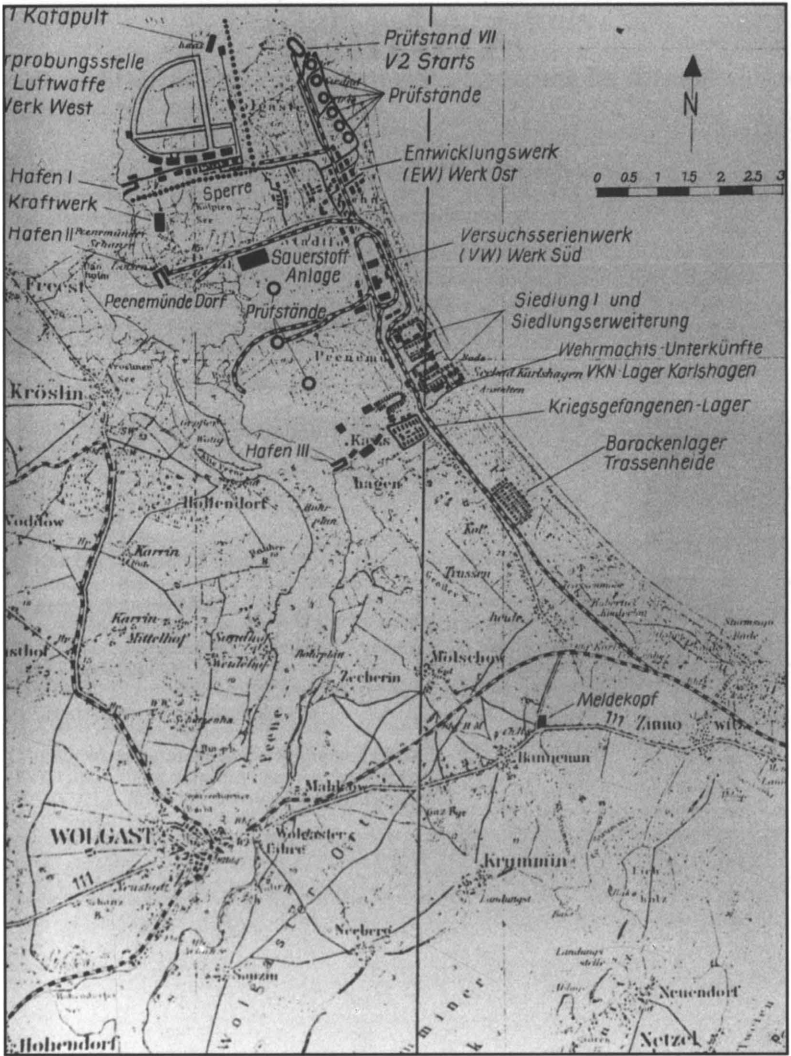
Alle in Zeitungs- Zeitschriften und anderen Periodika-Ausschnitten relevanten Zitierungen wurden am Ort derselben angegeben, um die Kontinuität zu gewährleisten. Mehrere hundert Zeugenaussagen und Bekundungen zu Gunsten von Dr. Arthur Rudolph wurden ebenfalls mit den wichtigsten im Text genannt. Dies trifft auch für alle wichtigen Briefe zu.

Abkürzungsverzeichnis

Die wichtigsten Abkürzungen, soweit nicht schon im Text entschlüsselt und voll ausgeschrieben:

Amtsgruppe B: im SS-WVHA Verwaltungsstelle für Truppenwirtschaft.
Amtsgruppe C: Zentrale Bauadministration der SS im SS-WVHA
Amtsgruppe D: Zentrale Verwaltung der Konzentrationslager im SS WVHA
ASO: Asozialer
B I: Amt für Verpflegungswirtschaft der Amtsgruppe B
B 3, B 11, B 12: Tarnbezeichnungen für Bauvorhaben im Gesamtkomplex Mittelbau.
B.z.b.V.: Befehlshaber zur besonderen Verwendung.
D I: Zentralamt der Amtsgruppe der SS-WVHA
D II: Amt für Arbeitseinsatz der Amtsgruppe D im SS-WVHA
D III: Amt für Sanitätswesen der Amtsgruppe D im SS-WVHA
D IV: Amt für Verwaltung der Amtsgruppe D im WVHA
DAB: Dora-Archiv Berlin
DWB: Deutsche Wirtschaftsbetriebe G.m.b.H.
DZA: Deutsches Zentralarchiv Potsdam
GBA: Generalbevollmächtigter des Arbeitseinsatzes
HAP: 11: Heimatartilleriepark 11 (Tarnbezeichnung für die Heeresversuchsanstalt Peenemünde).
IMT: Internationales Militärtribunal Nürnberg
Kapo: Leiter eines Arbeitskommandos eingesetzter Häftlinge.
Mittelbau: Komplex von Baumaßnahmen und Fertigungsstätten für Geheimwaffen im Raume Thüringen/Harz.
Mittelwerk G.m.b.H: Untertage V-2 Waffenwerk unter dem Kohnstein.
NO, Ni, etc.: Dokumentensammlung der Anklage im Nürnberger Prozeß
RFSS: Reichsführer SS
RMfRuK: Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion
RSHA: Reichssicherheitshauptamt
SD: Sicherheitsdienst
WIFO: Wirtschaftliche Forschungsgesellschaft
WIFO-Ni: Außenstelle Nordhausen der WIFO
SS-WVHA: SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt.

Anhang



Peenemünde und Umgebung

NAMENTLICHE LISTE DER OFFIZIERE, INGENIEURE, BEAMTEN UND ZIVILPERSONEN
DES IM ZUSAMMENHANG MIT D. GERÄT A 4 (V 2) IN DEN AKTEN H A P 11-PEE-
NEMÜNDE ERWÄHNTEN P E R S O N E N K R E I S E S I N A L P H A B E T . O R D N U N G

001 AXTHELM von	GendFlakart.	RLM/Gen.d.Flakwaffe
002 BACKHAUSEN	ObstLt.(W)	OKH/Wa Chef Ing.
003 BAHR DR.	ObstArzt	HAP 11
004 BECKER	ObZahlm.	HAP 11/2B/LR
005 BREE	FLOStIng.	RLM - GL/C-E 9
006 BUHLE	GenLt.	OKH/Chef H Stb.
007 BUTT	Dir.	HAP 11/WbD (Werkbahndirektion)
008 BARTELS	StZahlm.	HAP 11/2F (Haushaltswesen)
009 BEISSWENGER	GenMaj.	OKH/Chef H Rüst u. BdE
010 BEYER	Ing.	Ltr. AA 2/Kontingente
011 BITSCHNAU	Ing.	HAP 11/VW
012 BÖHM	Oberst	OKH/Wa Prüf 12
013 BORNTÄRGER	ObLt.	HAP 11/Kgf.-Wachkdo.
014 BRAUN von	Prof.Dr.Ing.	Techn.Dir.HAP 11 - Ltr.AA 19/Endabn.
015 DEGENKOLB	Dir.Dr.Ing.	Leiter Sonderausschuss A 4
016 DELLMEIER	Dipl.Ing.	Stellv. Ltr. AA 1/Fertig.Planung
017 DICKES	ObIng.	RMfBuM.
018 DOBLER	Ing.	Stellv. Ltr. AA 2/Kontingente
019 DONAUBAUER	Dipl.Ing.	HAP 11/VW/TF
020 DORNBERGER	GenMaj.	OKH/Chef Wa Prüf 11
021 DUDAS	Dipl.Ing.	Wehrkr.Beauftragt. STETTIN
022 ECKE	Oberst	Kdr. Landesbauartgruppe 2 HAMBURG
023 ECKENER	Dir.	Stellv. Ltr. AA 12/Zelle
024 EHMANN	Dr.Ing.	Ltr. AA 10/Treibstoff
025 FABIAN	AR	OKH/WuG 8/20
026 FIGGE	Dir.Dipl.Ing.	Ltr. AA 16/Verlagerung
027 FREIHOFF	Ing.	Baugruppe SCHLEMPF (BGS)
028 FROMM	GenOberst	Chef HRüst u. BdE.
029 FRYDAG	Dir.Dipl.Ing.	RMfBuM
030 GAUGLITZ	ObLtn.	HAP 11
031 GILLRATH	Ing.	HAP 11/VW
032 GLYSCHESKI	Ing.	Baugruppe SCHLEMPF (BGS)
033 GLÄSER	Dipl.Ing.	OKH/Wa Chef Ing. 4
034 GÖLLNER	ObstLt.	OKH/Wa Z 4
035 HAARIG	Maj.	HAP 11/II b
036 HAUNSCHILD v.	Maj.	Rüstb. DÄNEMARK Abt. HEER
037 HENTSCHEL	Dipl.Ing.	Dir. A/L HAP 11
038 HERMANN Dr.	ObFarzt	Kdr. San.Abt. STETTIN
039 HETLAGE	Prof.Dr.Ing.	RMfBuM
040 HOLASCHKE	Dipl.-Ing.	Rü In III
041 JÜNGER	Ing.	Ltr. AA 7/Arbeitseinsatz
042 KAMMLER Dr.	SS-ObGrFü.	Kdr. V-Waffen-Einsatz
043 KEITEL	GenFM	Chef OKW
044 KLEMM	Ing.	HAP 11/WbD
045 KLOTH	ObLt.	KG WOLGAST
046 KOCH	Ing.	HAP 11
047 KRÜCK	Ing.	HAP 11/VW
048 KRÜGER	Ing.	HAP 11/VW/TDS
049 KUHLE Dr.	Hptm.	Stellv. Ltr. AA 11/Elt. Geräte

Namensliste der mit der A 4 befaßten Persönlichkeiten

050 KÜSTERS	RBDDir.	Ltr. AA 20/Transport (Versorgung)
051 KUNZ	Ing.	HAP 11/VW/THO
052 KUNZE	Dir.	Stellv. Ltr. Sonderaussch. A 4
053 LAUTENBACH	Maj.	Ürtl.FlakFü. PEENEMÜNDE
054 LEEB	Gen.d.Art.	Chef H Wa A
055 LEHMANN	ObBRat	Ltr. AA 6/Energie
056 LEIBRAND Dr.	ObLt.	HAP 11/WbD
057 LÜBKE	Bauing.	Baugruppe Schlempp (BGS)
058 MALAUSCHECK	ObBRat	Stellv. Ltr. AA 14/Tube 11
059 MARTIN	Ing. Dir.	HAP 11/Werkdirektion NORD
060 MAURER	Dipl.Ing.	OKH/Wa Chef Ing. 4
061 MAURER	SS-ObStbFü.	SS-Verw.Amt
062 MAUS	Dipl.Ing.	HAP/Dir. Planung-ArbVorber.
063 MENZKE	StbZahlm.	HAP 11/ZF/Kasse
064 MOSER	ObstLt.	HAP 11
065 MÜLLER	Dr.Ing.	Stellv. Ltr. AA 16/Verlagerung
066 NEBEL	Ing.	Stellv. Ltr. AA 8/Fahrzeuge u. Zub.
067 NORPOTH	Ing.	Ltr. AA 21/Statistik
068 OSTERMANN	Kapt.z.S.	Kdr. Rü Stb. DÄNEMARK
069 PAUL Dr.	ObArzt	San.Abt. STETTIN
070 PAWLOWSKI	Ing.	HAP 11/VW/THS
071 PEIN	FlHptIng.	EGL KARLSHAGEN
072 PETERS	Ing.	HAP 11/VW/LB - (LS-Leiter) Ballaferung
073 PETERSEN	Prof. Dr.Ing.	RMfBuM
074 PETZOLD	Ing.	HAP 11/VW/E (Kraftwerk Hafen)
075 PLATH	FlStIng.	EGL KARLSHAGEN
076 PLUGK	Ing.	OKH/Wa Prüf 11/III
077 POENICKE	ObBRat	OKH/Wa Chef Ing. 4 - (AA 13+15)
078 POLACK	Ing.	HAP 11/VW/TH
079 POLLERT	Min.Dir.	OKH/Wa Chef Ing.
080 PUKALL	ObRegRat	RMfBuM
081 QUANDT	ObstLt.	HAP 11/VW/A
082 RADTKE	Dir.	Ltr. AA 13/Turbag
083 REES	Dr.Ing.	Betr.Dir./HAP 11 - Ltr. AA 15
084 REINHARDT	Dipl.Ing.	Ltr. AA 5/Maschinen-Geräte
085 REUSS	Ing.	HAP 11/VW
086 RIEDEL I	ObIng.	HAP 11/VW
087 ROTH	BRat	Ltr. AA 3/Rohmaterial
088 RUDOLPH	Dir. ObIng.	HAP 11/VW/Werksdir.SUD - Ltr. AA 18
089 SAUR	HptAmtsLtr.	RMfBuM
090 SCHALCK	Ing.	HAP 11/WbD
091 SCHEIBLAUER	Dipl.Ing.	Ltr. AA 4/Bauten
092 SCHENK	Ing.	Dir.Grp. HAP 11/2 B
093 SCHILASKY	ObstLt.	Ltr. Zentralverw. HAP 11
094 SCHILDT von	RRat	Stellv. Ltr. AA 20/Transport
095 SCHLEMPP	Dipl.Ing.	Baugruppe Schlempp (BGS)
096 SCHLOSSER	ObIng.	Ltr. AA 12/Zelle
097 SCHNEIDER	GenLt.	OKH/Amtsgr.Chef H Wa A
098 SCHNITZER	Oberst	OKH/Chef HRüst u. BdE
099 SCHRICKER	Oberst	OKH/Chef HRüst u. BdE
100 SCHUBERT	MinRat	HAP 11 - Leiter VW/HAP/VW/L (Dir.A)
101 SCHUCHMANN	Dr.Ing.	RMfBuM
102 SCHUCHMANN	ObInsp.	OKH/Wa Chef Ing 1
103 SCHULTE	Hauptm.	OKH/WaPrüf 11
104 SCHULZ	Ing.	HAP 11/VW/E (Wasser-Gasversorg.)
105 SCHWAB	Dr.Ing.	Ltr. AA 8/Fahrzeuge u. Zubehör
106 SCHÄFER	ObIng.	Landes-WiAmt STETTIN

Namen weiterer mit der A 4 befaßter Persönlichkeiten

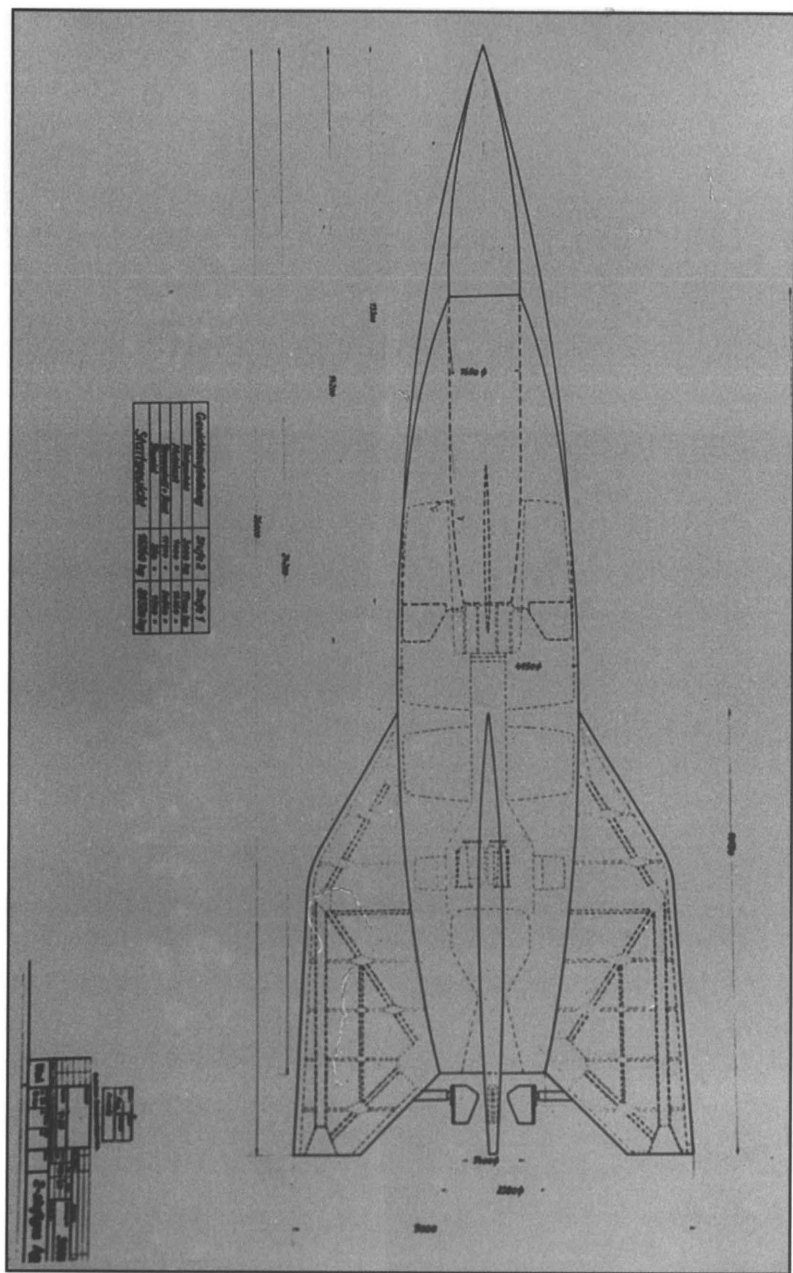
107	SIMON	Dr. Ing.	Ltr. AA 9/Prüfeinrichtungen
108	SPEER	Prof. Dipl. Ing.	ReichsMin. f. BuM
109	SPRINGER	Dir. Dipl. Ing.	HAP 11/VW/E (Energieversorgung)
110	STAHLKNECHT	Dir. Dipl. Ing.	HAP 11/Ltr. AA 1+18/Fertig. Planung
111	STAMS	ObstLt.	Kdr. EdL KARLSHAGEN
112	STEDEN	ObstInt.	Chef Verw. Dienst HAP 11
113	STEGMAIER	ObstLt.	HAP 11
114	STEINHOF	Dr. Ing.	HAP 11
115	STETTER	Hptm.	HAP 11
116	STORCH	Dr. Ing.	Ltr. AA 11/Elt. Geräte
117	STRIPPEL von	SS-UntStFü.	Kgf-Kdo-Führer bei HAP 11
118	STURMHAUSEN	ObLt.	Standort-LS-Ltr. HAP 11
119	STUTZ DR.	ObInsp.	HAP 11/Stb
120	THOM ER	ObstLt.	OKH/Wa Prüf 11
121	THIEL	Dr. Ing.	HAP 11
122	VÜCKELE	Dipl. Ing.	Ltr. AA 14/Tube
123	VOHMANN	Ing.	HAP 11/VW/E (Kraftwerk Hafen)
124	VORWALD	GenLt.	RLM - Chef GL/C
125	VOY	RBRat	Stellv. Ltr. AA 3/Rohmaterial
126	WACKERNAGEL	Dipl. Ing.	HAP 11/VW
127	WAGNER WAD	Dr. Ing.	RMfBuM
128	WALTHER	Ing.	HAP 11/VW/E (Heizungsversorg.)
129	WALURA RAGER	ObLt.	OKH/WaPrüf 11
130	WETTIG von	ObInsp.	HAP 11/VW
131	WIEDENMANN	Ing. Dr. Ing.	HAP 11/ZB/S - Ltr. AA 17/Zulieferung
132	WOLF	Prof. Dr. Ing.	RMfBuM
133	WOLLE	StZahlM.	HAP 11/ZB
134	ZANSSSEN	Oberst	Kdr. HAP 11
135	ZIEROLD	Oberst	OKH/Chef HRSt u. BdE
020	DORNBURGER	GenMaj.	OKH/Chef Wa Prüf 11
021	DUBAS	Dipl. Ing.	Wehrkr. Beauftragt. STETTIN
022	ECHE	Oberst	Kdr. Landesbaustruppe 2 WANDERS
023	ECKNER	Dir.	Stellv. Ltr. AA 12/Zelle
024	EHMANN	Dr. Ing.	Ltr. AA 10/Treibstoff
025	FABIAN	AE	OKH/WoG 8/10
026	FIGGS	Dir. Dipl. Ing.	Ltr. AA 16/Verlagerung
027	FREIHOF	Ing.	Baugruppe SCHLEMPF (SGS)
028	FROMM	GenOberst	Chef HRSt u. BdE
029	FRYDAG	Dir. Dipl. Ing.	RMfBuM
STUTTGART-BOTNANG * CC/HN/BS * 28.10.1993 * A4PERSON.NAM			
031	WILLRATH	Ing.	HAP 11/VW
032	GLYSCHENSKI	Ing.	Baugruppe SCHLEMPF (SGS)
033	GLÄSER	Dipl. Ing.	OKH/Wa Chef Ing. 4
034	GOLNER	ObstLt.	OKH/Wa 5 4
035	HAARIG	Maj.	HAP 11/II b
036	HAUNSCHILD v.	Maj.	Reg. v. DANEMARK Abc. REER
037	HENTSCHEL	Dipl. Ing.	Dir. 1/2 HAP 11
038	HERMANN Dr.	ObFart	Dir. 1/2 Abt. STETTIN
039	HETLAGE	Prof. Dr. Ing.	RMfBuM
040	HOLASCHKE	Dipl. Ing.	RMfBuM
041	JÄGER	Ing.	Ltr. AA 7/Arbeitsinspekt
042	KAMMLER Dr.	SS-ObGrFü.	Kdr. V-Weifen-Elkette
043	KEITEL	GenFM	Chef OKW
044	KLEMM	Ing.	HAP 11/WbD
045	KLOTZ	ObLt.	KG WOLGAST
046	KOCH	Ing.	HAP 11
047	KREMER	Ing.	HAP 11/VW
048	KRÜGER	Ing.	HAP 11/VW/TDS

 S O N D E R A U S S C H U S S A 4 - REICHSMIN.F.BEWAFFNG.U.MUNITION

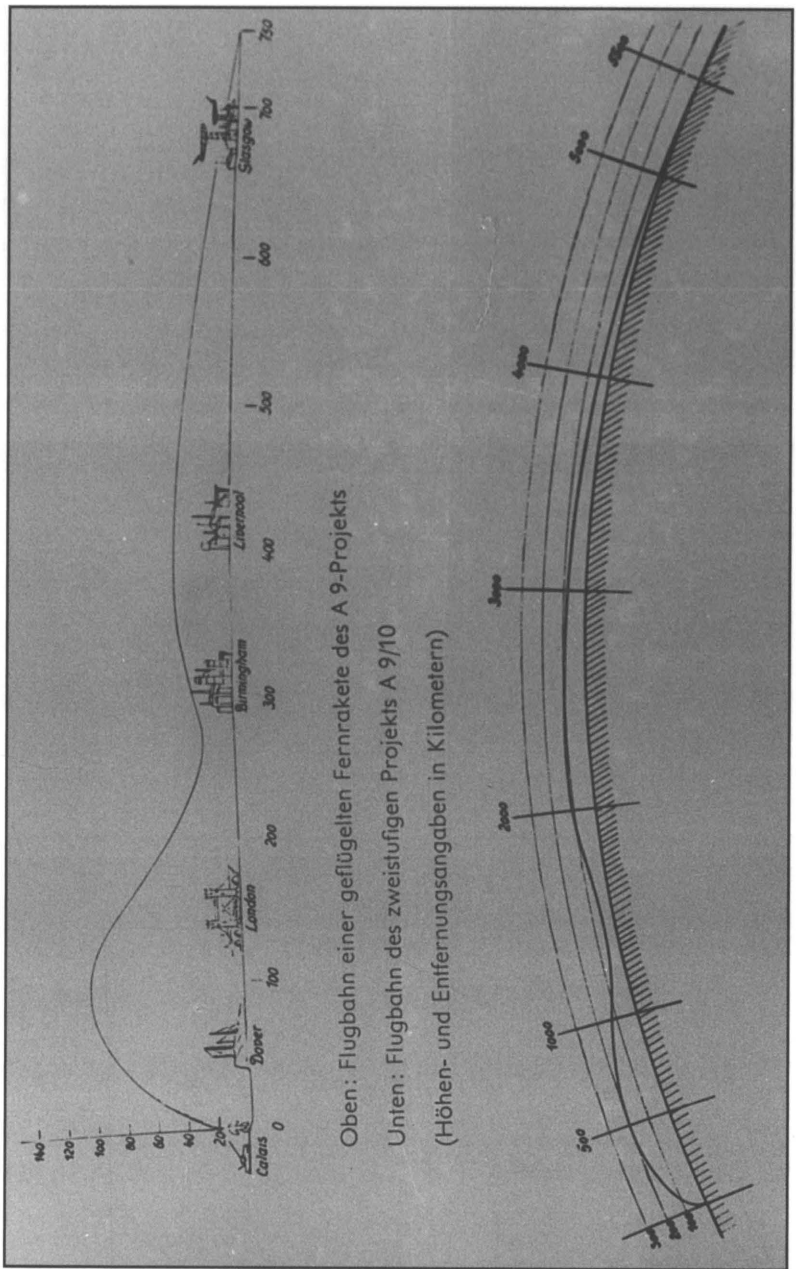
Leiter: Dir. G. DEGENKOLB
 Stellvertr.: Dir. H. KUNZE

ARBEITSAUSCHÜSSE	Leiter	Stellvertreter
AA 1 Fertigungs-Planung	Dir. STAHLKNECHT	Dipl.Ing.DELLMEIER
AA 2 Kontingente	K. BEYER	H. DOBLER
AA 3 Rohmaterial	Baurat ROTH	Baurat Dr. VOY
AA 4 Bauten	H. SCHEIBLAUER	
AA 5 Maschinen-Geräte	H. REINHARDT	
AA 6 Energie	ObrbRat LEHMANN	
AA 7 Arbeitseinsatz	Ing. JÄGER	
AA 8 Fahrzeuge u.Zubeh.	Dr. SCHWAB	H. NEBEL
AA 9 Prüfeinrichtungen	Dr. SIMON	
AA 10 Treibstoff	Dr. EHMANN	
AA 11 Elt.Geräte-Messger.	Dr. STORCH	Hptm. Dr. KÜHLE
AA 12 Z e l l e	ObIng. SCHLOSSER	Dir. ECKENER
AA 13 T u r b a g	Dir. RADTKE	ObBauR. PÖNICKE
AA 14 T u b e ?	H. VÖCKELE	ObBauR. MALAUSCHECK
AA 15 Rationalisierung	Dir. REES	ObBauR. PÖNICKE
AA 16 Verlagerung	Dir. FIGGE	Dr.-Ing. MÜLLER
AA 17 Zulieferung	H. WIEDEMANN	Dir. STAHLKNECHT
AA 18 Zusammenbau	Dir. STAHLKNECHT	Dir. RUDOLPH
AA 19 Endabnahme	Dr. von BRAUN	
AA 20 Transport	RbDir. KÜSTERS	RegRat. von SCHILDT
AA 21 Statistik	H. NORPOTH	

*Der Sonderausschuß A 4 des Reichsministers für Bewaffnung
 und Munition (Archiv Konsul Hellmut Niethhammer)*



Das deutsche zweistufige Aggregat A9/10
(die Fernrakete)

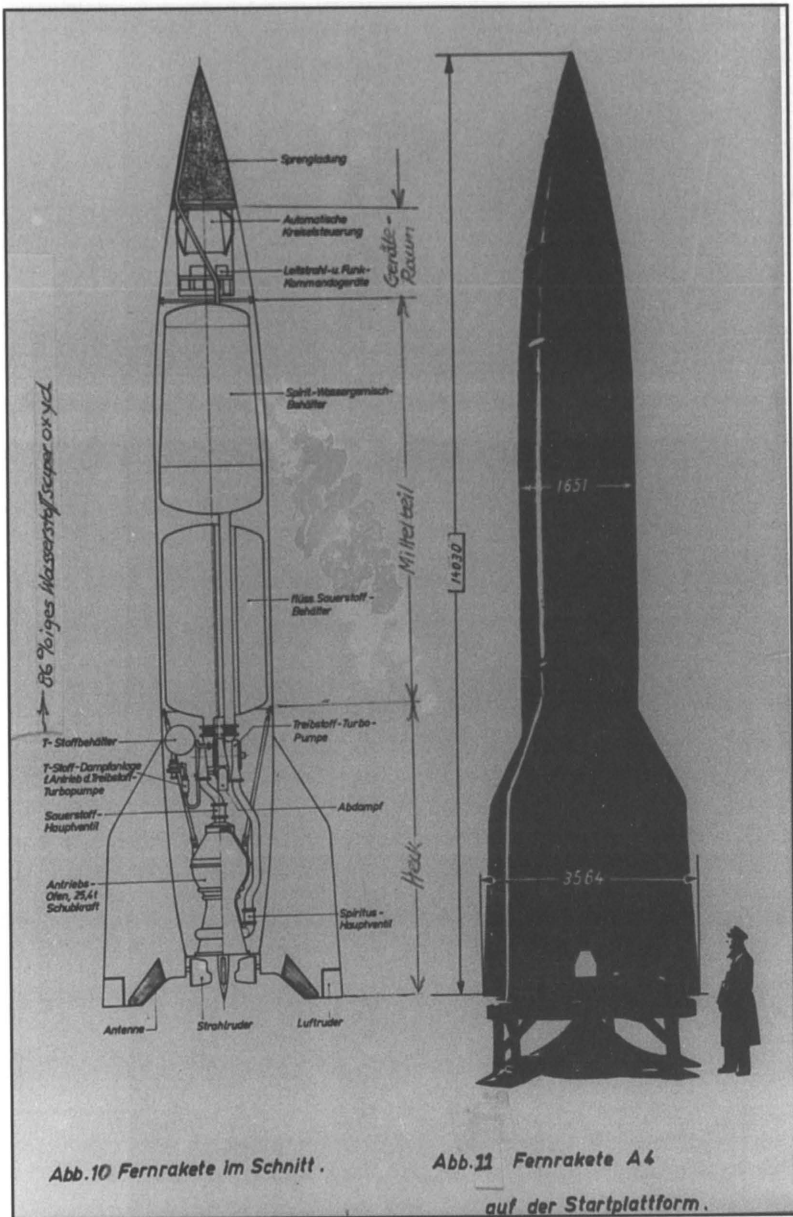


Oben: Flugbahn einer geflügelten Fernrakete des A 9-Projekts

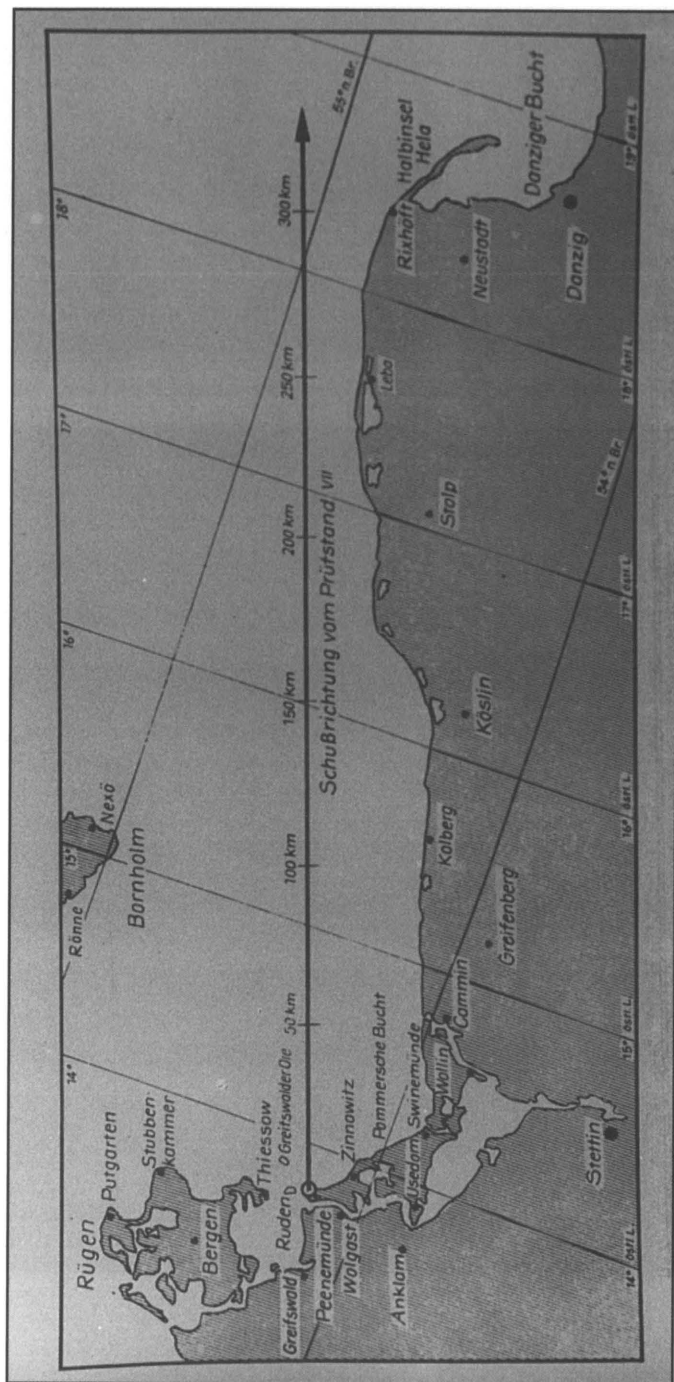
Unten: Flugbahn des zweistufigen Projekts A 9/10

(Höhen- und Entfernungsangaben in Kilometern)

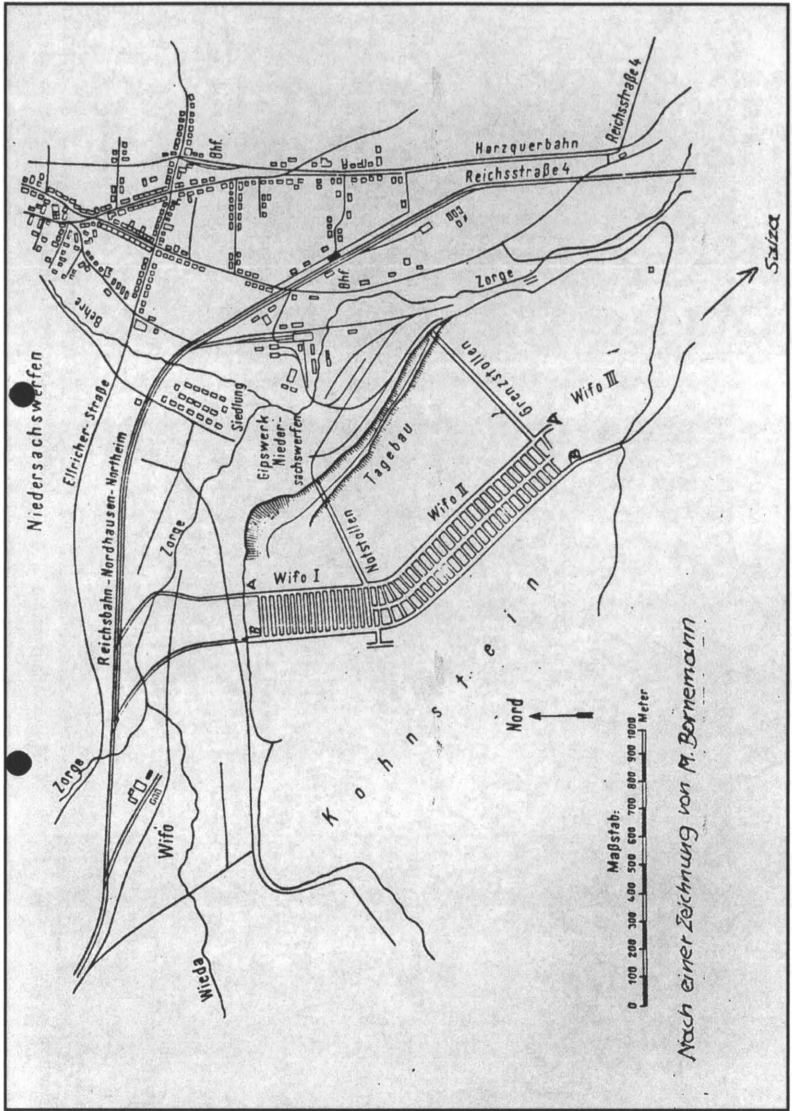
Flugbahn der Fernrakete des A9-Programms



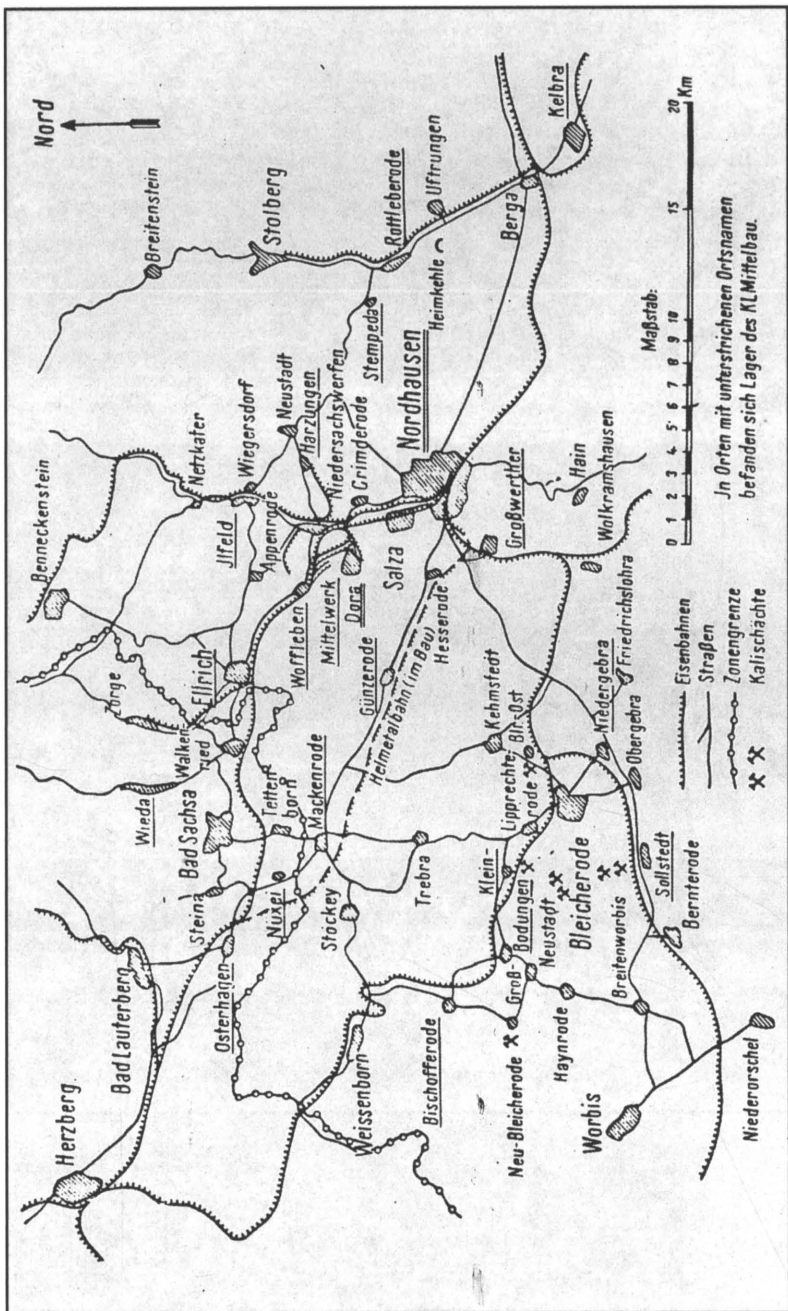
Die Fernrakete A4 im Schnitt (links) und auf der Startplattform



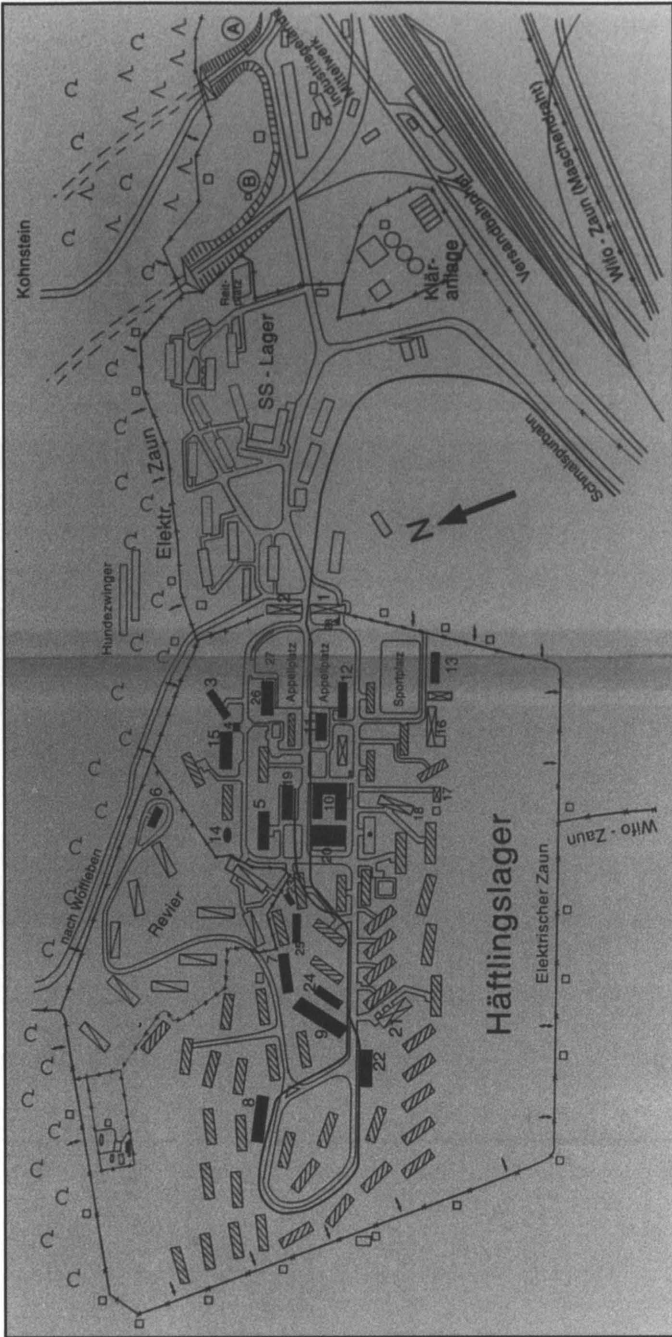
Flugrichtung und Reichweite der A4-Raketen vom Prüfstand VII aus



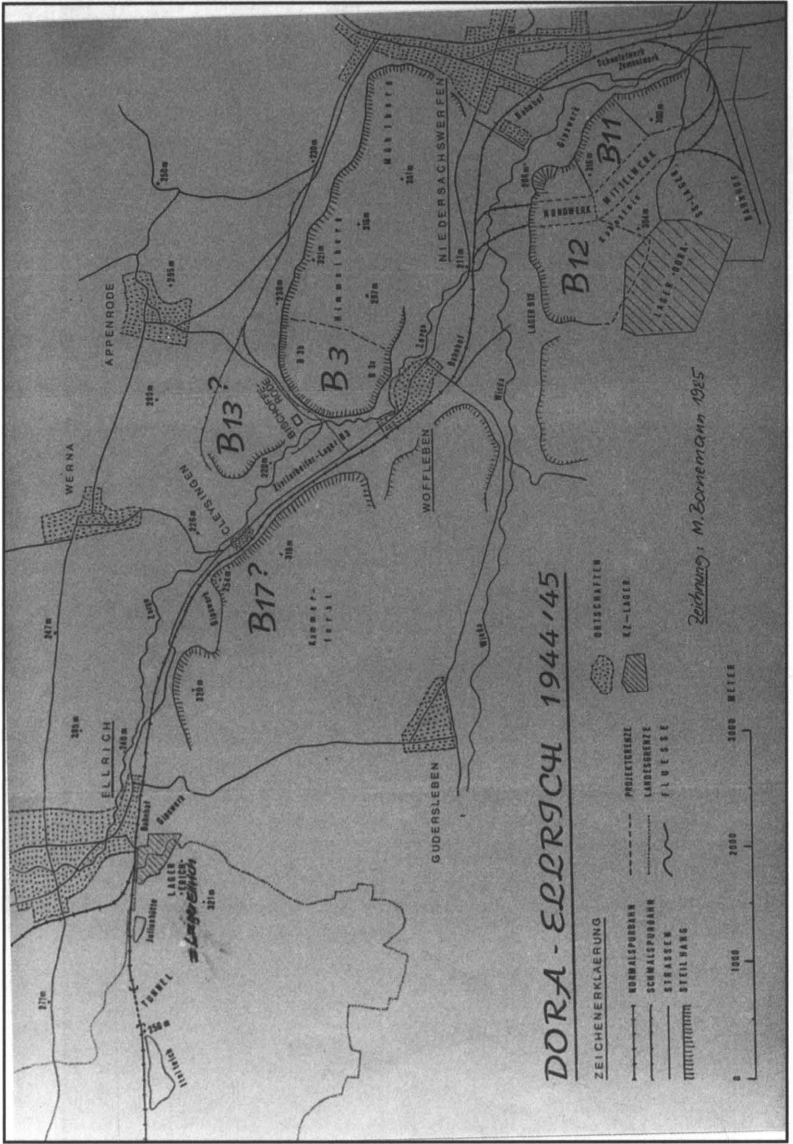
Die Untertageanlage der WIFO mit den beiden Stollen A und B sowie ihre Umgebung



Nordhausen und der gesamte Mittelraum



Das Häftlingslager das SS-Lager und das Industriegelände Mittelwerk



Das Großlager Dora-Ellrich
1944–1945

The National Aeronautics and Space Administration
Awards to

Arthur Rudolph

the

NASA

Exceptional Service Medal

For outstanding service and meritorious achievement as Manager of the Saturn V Program. From August 1963 through 1968, Dr. Rudolph demonstrated outstanding managerial skill, technical competence, initiative, and devotion to duty which resulted in that extraordinary accomplishment in the furtherance of national space goals the Saturn V Launch Vehicle.



Signed and sealed at Washington, D.C.
This fourteenth day of November on
Nineteen Hundred and Sixty-Eight

John Q. Casper
ACTING ADMINISTRATOR, NASA

Deputy Administrator, NASA

Eine von vier Auszeichnungen, die Dr. Rudolph erhielt

The National Aeronautics and
Space Administration

Awards to

Arthur Rudolph

the

NASA

Distinguished Service Medal

For his outstanding leadership and exceptional contributions to the success of Apollo 8, mankind's first venture beyond earth gravity into orbit around the moon, December 21-27, 1968. His managerial skill, dedication, and personal efforts as Manager of the Saturn V Program Office at the George C. Marshall Space Flight Center were key factors in the extraordinary accomplishments of this flawless mission. Apollo 8 thereby significantly advanced the nation's capabilities, and blazed a new trail for mankind into the vastness of extraterrestrial space.

Signed and sealed at Washington, D.C.
this eighth day of January 1969
Nineteen Hundred and Sixty-Nine




ACTING ADMINISTRATOR, NASA

Rollins College

Upon the recommendation of the Faculty
has conferred on

Arthur Rudolph

The Honorary Degree of

Doctor of Science

with all the rights, honors and privileges thereto pertaining.

In witness whereof, the seal of the College and
our signatures are hereto affixed.

Given at Winter Park, Florida, on

February 23, 1959

Wm. F. M. Sean
President of the College



Lang E. Johnson
Secretary of the Board of Trustees

Julius Seeger
Dean of the College

State of Alabama
House of Representatives



MONTGOMERY, ALABAMA

Resolution

HR 434

By Representative Sanderford

REQUESTING THE U. S. ATTORNEY GENERAL TO CONDUCT AN IMPARTIAL
INQUIRY INTO THE DR. ARTHUR RUDOLPH RELINQUISHED CITIZENSHIP CASE

WHEREAS, in 1950, a team of German rocket scientists led by Dr. Wernher von Braun was brought by the American Government to Huntsville, Alabama, to lend its unique expertise to America in its fight against totalitarian Communism; and

WHEREAS, this team was immensely successful in furthering the defense of America and of the Free World, and later in placing Americans on the moon and returning them safely to Earth; and

WHEREAS, Dr. Arthur Rudolph, a prominent member of the von Braun scientific team, distinguished himself as the developer of the Saturn V, the great booster rocket without which moon landings would not have been possible, and for this and other accomplishments he was accorded high national honors; and

WHEREAS, after his retirement, Dr. Rudolph was compelled to relinquish his prized American citizenship because of unproven charges of war crimes alleged to have been committed by him during World War II; and

WHEREAS, no evidence has come to light that suggests that Dr. Rudolph did anything during the war other than that which he has truthfully and repeatedly revealed to American interrogators since 1945; and

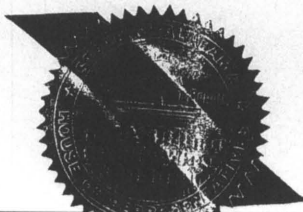
WHEREAS, compelling evidence exists that suggests that the treatment accorded Dr. Rudolph by the American Government, and in particular the manner in which his case was handled by the United States Department of Justice, did not meet American standards of openness, fairness, due process, and equal protection; now therefore

BE IT RESOLVED BY THE HOUSE OF REPRESENTATIVES OF THE LEGISLATURE OF ALABAMA, That we respectfully request the Attorney General of the United States to make an impartial inquiry, by persons independent of and having no connection with the handling of the original Rudolph case, of the actual facts of the matter, and in the absence of a finding of any wrongdoing, cause his citizenship to be restored.

RESOLVED FURTHER, That a copy of this resolution be sent to Attorney General Reno.

I hereby certify that the above resolution was adopted by the House of Representatives of the State of Alabama on this the 4th day of May, 1993.


GREG PAPPAS, CLERK



Die Resolution des Repräsentantenhauses des State of Alabama aus Mai 1993 zur Wiederherstellung seiner US-Staatsbürgerschaft

